Drei Jahre in Amerika

1859—1862.

Von

J. J. Benjamin II.

3. Theil.

Reise in den Nordwestgegenden Nord-Amerika's.

Hannover, 1862.

Selbstverlag des Verfassers.

Druck von Wilh. Riemschneider.

Reiſe

in

den Nordweſtgegenden Nord-Amerika's

von

J. J. Benjamin II.

Hannover, 1862.

Selbſtverlag des Verfaſſers.

Druck von Wilh. Riemſchneider.

(Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung in andere Sprachen vor.)

Vorwort.

Ein jeder Forscher, dem es darum zu thun ist, der Wissenschaft wahrhafte Dienste zu leisten, der nicht sich anstrengen und abmühen will, um nachher am Schlusse die Vergeblichkeit seines Abmühens, die Fruchtlosigkeit seiner Anstrengungen einzusehen, muß sich aus dem reichen Schatze des Wissens- und Forschenswerthen ein bestimmtes Gebiet auswählen, dem er seine Thätigkeit in besonderem Maße zuwendet. Wenn irgendwo, so ist bei der Wissenschaft das horazische „Certum voto pete finem“ (Setz' deinem Wunsche ein bestimmtes Ziel) am Platze, und Männer, die mit genialem Blicke alle Zweige der Wissenschaft umfassen, bringt ein Jahrhundert kaum einmal hervor.

Wenn ich daher meine schwachen Kräfte ebenfalls dem Dienste der Wissenschaft geweiht, wenn ich meinen Beruf und meine Lebensaufgabe darin gefunden, mitzukämpfen in dem großen Wettkampfe um Wahrheit und Wissen, dem Wettkampfe, der unsere Zeit so hoch erhebt über die nur mit blutigen Trophäen prangenden Tage finsterer Vorzeit, so war ich mir recht wohl bewußt, daß nur einem bestimmten Gebiete dieser Wissenschaft ich mich widmen durfte, ja daß ich mir auch in diesem Gebiete einen noch engeren Kreis der Forschung ziehen mußte. Angeborne Neigung ließ mich die Geographie als den Wissenszweig wählen, dem ich mich mit der größten Vorliebe hingab; religiöses Gefühl bestimmte mich, aus der Geographie gerade die Schicksale meiner Glaubensgenossen, der über alle Erdtheile hin

zerstreuten Söhne Israels zum Gegenstande meiner besonderen Forschung zu machen.

Es war dieser Entschluß, der mich vor siebenzehn Jahren hinwegtrieb aus meiner Heimath und aus meiner Familie, um im Orient die Verhältnisse meines Volkes zu erkunden, Verhältnisse, über die nur selten Kunde zu meinen europäischen Glaubensgenossen gelangt ist. Vorzüglich schwebte mir bei dieser Untersuchung die Lösung des Problems vor, das seit alten Zeiten so viele Denker und Forscher beschäftigt: Was ist aus den in die Gefangenschaft geführten 10 Stämmen Israels geworden? Sind sie aufgegangen in die Nationen, in deren Mitte die Gewalt der Assyrier sie geführt; leben sie noch als ein besonderes Volk, aber abgestorben ihrer Vergangenheit, abgestorben ihren religiösen Traditionen, oder sind sie vielleicht in einem entlegenen Winkel der Erde versteckt, treu geblieben dem Glauben und den Erinnerungen der hohen und hehren Vorzeit Israels?

Acht Jahre hindurch durchstreifte ich Asien und Afrika, um überall die Nachrichten zu sammeln, die auf die Geschichte und Verhältnisse der Juden des Orients ein klares Licht werfen konnten und bestrebte mich zugleich, die verschiedenen Völker, die als Abkömmlinge der zehn Stämme bezeichnet sind, näher zu untersuchen, um die Wahrheit jener Behauptung zu prüfen. Die Resultate meiner Forschungen und Beobachtungen legte ich in meinem ersten Werke nieder, und die Anerkennung, die dieses bei den Koryphäen deutscher Wissenschaft bei einem Alexander v. Humboldt, einem Carl Ritter gefunden, ließ mich hoffen, daß meine Anstrengungen nicht ganz vergebens gewesen seien. Aber ebensosehr wie mich der Beifall dieser großen Männer stärkte und ermuthigte, so sah ich auch andererseits immer deutlicher die Lücken, die in meinem ersten Werke nicht zu vermeiden gewesen waren (war mir doch der größte Theil meiner Reisenotizen verloren gegangen) und die gütigen Hinweise, die mir so viele und so geachtete Gelehrte in und außerhalb Deutschlands über das im Orient zu Erforschende zu geben so gütig waren, ließen mich sowol das Mangelhafte meiner ersten Arbeit erkennen, wie sie mir die Hoffnung gaben, es werde mir gelingen, die Lücken so weit wie möglich auszufüllen. Indeß wollte ich, bevor ich zum zweiten Male meinen Wanderstab nach dem Orient richtete, meine Schritte nach Amerika lenken, dem Erdtheile, dem in jüngster Zeit so viele meiner Brüder zugewandert sind, ja, dessen Urbewohner eine noch jetzt in

Amerika sehr verbreitete und von den listigen Mormonen sehr gewandt ausgebeutete Tradition von Israel abstammen läßt. Ich reis'te daher nach Amerika, mit der Absicht, besonders die Zustände meiner Glaubensgenossen in diesem Lande zu erforschen und die Wahrheit oder Unwahrheit jener Tradition zu untersuchen.

Ebenso wenig aber, wie der Botaniker, der ein Gebirge durchstreift, um besonders eine bestimmte Pflanzenart zu suchen, darum doch sein Auge nicht von der Fülle der anderen Blumen ablenken darf, die sich ihm darbieten, sondern auch von ihnen die beachtenswerthen pflücken und sammeln muß, besonders wenn sie bisher dem Auge anderer Sammler entgangen, so habe auch ich es für meine Pflicht gehalten, neben den Erscheinungen in der jüdischen Welt Nordamerika's das viel- und reichgestaltige Leben dieses wunderbar rasch sich entwickelnden Landes überhaupt zu beleuchten und die Seiten dieses Landes aufzudecken, die bisher in Europa noch nicht vollkommen aufgehellt sind. — Zu diesen Seiten nun gehört das ganze weite Gebiet, das ich in vorliegendem Bande meinen Lesern vorzuführen mir erlaube. Die brittischen Besitzungen an der Westküste des amerikanischen Continentes mit den unermeßlichen Schätzen an Gold und kostbarem Erze, die sie in ihrem Schooße bergen und die in neuester Zeit so mächtig die Aufmerksamkeit der civilisirten Welt auf sich gezogen, die nordwestlichen Gebiete der Vereinigten Staaten, Oregon, Washington Territory u. s. w., Länder, die einer großen und herrlichen Zukunft entgegengehen, besonders wenn erst das Dampfroß die Entfernung von der Ostküste Amerika's bis nach seinem westlichen Gestade auf wenig Tage verkürzt, — haben bisher noch bei keinem Reisenden die Bearbeitung gefunden, die besonders Angesichts der hohen Bedeutung Amerika's für Europa, ja für die ganze Menschheit so dringend erforderlich erscheint. Die Wüste, welche Californien von den Gegenden des Ostens trennt, ist bisher nur theilweise beschrieben worden, wobei auf die neue Postroute, welche schon jetzt eine verhältnißmäßig kurze und sichere Reise von Californien nach Missouri ermöglicht, keine Rücksicht genommen worden ist und genommen werden konnte. Die Indianer der Vancouver-Inseln sind, soviel mir bekannt geworden, noch von keinem Reisenden gründlich und aus eigener Anschauung heraus beschrieben worden und, wenn die Frage über die Abstammung der Indianer nur durch gründliche Prüfung ihrer Sitten und Lebensweise und Vergleichung derselben mit denen der Völker der

alten Welt gelöſ't werden kann, ſo glaube ich, daß mein langjähriger Aufenthalt unter den Völkern Aſiens und Afrika's mir wenigſtens etwas bei der Löſung dieſer Frage zu Hülfe gekommen iſt. Was ſchließlich die Mormonen betrifft, ſo glaube ich, daß trotz der vielen nicht genug anzuerkennenden Bearbeitungen, die die Geſchichte dieſer Secte gefunden, doch eine Aufhellung mancher bis jetzt dunkel gebliebenen Seiten ihrer Geſchichte und ihres Lebens der Wiſſenſchaft nicht ganz nutzlos ſein werde, um ſo mehr, da ja mit Recht dieſe Secte zu den wunderbarſten Erſcheinungen unſerer modernen Welt gezählt werden kann.

Und ſo übergebe ich denn mein Werk der Oeffentlichkeit mit Hoffnung und Vertrauen. Die freundliche Aufnahme, die mein erſtes Werk gefunden, läßt mich auch für das gegenwärtige die froheſten Erwartungen hegen, und ſo wenig ich mir auch verhehlen will, wie weit meine Arbeit von der Vollkommenheit entfernt iſt, ſo ſtärkt mich doch das Bewußtſein, überall die Wahrheit gewollt, nach der Wahrheit geſtrebt zu haben.

Hannover, 29. Juli 1862.

J. J. Benjamin II.

Herrn stud. Heinemann aus Wildeshauſen ſage ich für die Correctur dieſes Bandes meinen innigſten Dank.

Erſter Theil.

Reiſe an der nördlichen Pacific-Küſte.

Capite
"
"
"
"
"
"
"
"
"

Capite
"
"

"
"
"

"
"
"
"
"
"

Inhalt.

Erster Abschnitt.

			Seite
Capitel	1.	Victoria und Vancouver Island	1
„	2.	Fortsetzung	9
„	3.	Die Indianer der Pacificküste	14
„	4.	Ursprung der Indianer	22
„	5.	Reise nach Oregon	27
„	6.	Oregon City, Clackemas County	35
„	7.	Goldjagd in den Cascade-Gebirgen	42
„	8.	Fortsetzung	52
„	9.	Fortsetzung	56
„	10.	Fortsetzung	66

Zweiter Abschnitt.

Capitel	1.	Abreise von San Francisco. 4. Juli-Feier in Sacramento	1
„	2.	Rede des Mr. Starr King über die Secession und die Secessionisten	6
„	3.	Reise nach Carson City. Die Gold- und Silberminen der Washoe-Gebirge	18
„	4.	Reise durch die amerikanischen Wüsten	29
„	5.	Great Salt Lake City. Die Mormonen und ihre Kirche	45
„	6.	Leben von Jos. Smith jun., dem Gründer der Secte der Mormonen, und Geschichte der Secte	50
„	7.	Von Salt Lake City nach St. Joseph	88
„	8.	Rückreise durch die nordöstlichen Staaten der Union	106
„	9.	Detroit in Michigan und Cincinnati	115
„	10.	Reise von Cincinnati nach Syracuse	120
„	11.	Syracuse	124
„	12.	Rückreise nach Europa	127

Capitel 1.

Victoria und Vancouver Island.

Am 28. Jan. 1861 trat ich am Bord des Dampfers Panama die Reise von San Francisco nach der Stadt Victoria auf der brittischen Insel Vancouver an. Ehe wir absegelten, ward noch rechtzeitig die Entdeckung gemacht, daß unser Boot leck sei, und daß schon mehrere Fuß Wasser in den Schiffsraum gedrungen waren. Die Matrosen wurden schnell an die Pumpen gestellt, und nach einigen Stunden harter Arbeit wurde das Schiff wieder für seetüchtig erklärt, nachdem es ziemlich oberflächlich, nach Art der Yankees, ausgeflickt worden war. Allerdings hatte sich unsere Abreise dadurch um einige Stunden verzögert, doch konnten endlich gegen 10 Uhr Abends Segel und Dampf in Bewegung gesetzt, und so die Fahrt nach dem Norden begonnen werden.

Es dürfte vielleicht nicht unpassend sein, bei dieser Gelegenheit einige Bemerkungen über die Nachlässigkeit und Gewissenlosigkeit einzuschalten, mit welcher Eigenthümer und Führer von Segelschiffen den Transport von so kostbaren Menschenleben und werthvollen Ladungen übernehmen. Die meisten Dampfschiffe, welche zwischen San Francisco und Victoria, und einige von denen, welche von San Francisco nach Panama fahren, sind nicht seetüchtig, so daß ich einem Schiffe, welches die Reise nach Victoria macht, keinen treuen Hund, wie vielweniger also ein Menschenleben anvertrauen möchte. Das Gouvernement legt auf die

Untersuchung der Schiffe, ehe sie den Hafen verlassen, viel zu wenig Gewicht. Sie hat freilich gut besoldete Beamte angestellt, um darauf zu achten, daß kein seeuntüchtiges Schiff aus dem Hafen auslaufe oder daß kein Schiff mehr Passagiere und mehr Fracht an Bord nehme, als wozu sein Register es berechtigt, aber wenn auch manchmal Einer dieser Beamten ein Schiff wirklich untersucht, so ist und bleibt dieses ohne allen Erfolg. Denn die Pacific Company der Postdampfer besitzt an dieser Küste ein großes und mächtiges Monopol, so daß es bloß einiger freundlichen Winke und Versprechungen bedarf, um das Boot ohne Rücksicht auf das Schicksal der Passagiere in die hohe See stechen zu lassen.

Ich will hier nicht unerwähnt lassen, daß die Dampfschiff-Compagnie mir nach der nördlichen und südlichen Küste freie Passage bewilligte, so daß ich persönlich alle Ursache habe, ihrer in den dankbarsten Ausdrücken zu erwähnen. Die Pflicht der Unpartheilichkeit aber, der ich alle anderen Rücksichten unterzuordnen für meine Schuldigkeit halte, verlangt, daß ich einen treuen Bericht über das californische Thun und Treiben abstatte.

Das Dampfschiff Panama macht also trotz seines durchaus schlechten Zustandes immer seine Fahrten, obgleich es beinahe auf jeder seiner Reisen einen Unfall hat. Da die Compagnie ihre schlechten Dampfer gut versichert hat, so ist es ihr sehr gleichgültig, ob eines derselben früher oder später den Wogen zur Beute fällt, und ob viel oder wenig Menschenleben dabei zu Grunde gehen, wenn sie nur ihre Versicherungssumme ausbezahlt erhält.

Als wir den Hafen verließen, fiel hier weiter Nichts vor, was uns eben von der ruhigen Betrachtung der schneebedeckten Spitzen der Sierra Nevada hätte abziehen können, welche Gebirge von einem scharfen Auge vom Schiffe aus beobachtet werden können. Am Abende des 1. Februar wurden wir indeß wieder von einem derjenigen Unglücksfälle heimgesucht, welche in Amerika so häufig vorkommen, und der für unsere Schiffsgesellschaft um so erschreckender war, als dieselbe sich in der Meinung, mit dem ersten Unglücksfalle sei alles abgethan, der Hoffnung auf einen angenehmen Rest der Reise hingegeben hatte. Desto größer war der Schreck, als es sich herausstellte, daß das

Dampfboot beschädigt war, und an einem gefährlichen Platze, an einer Sandbank, nicht seine volle Kraft anwenden konnte. Zum größten Glücke war damals Windstille eingetreten, so daß wir doch, und wie durch einen Zauber, über die gefährlichste Stelle des stillen Oceans, die Bank des Flusses Columbia, dahinglitten und am 3. Februar die Stadt Portland in Oregon erreichten, wo unser Boot einer abermaligen Reparatur unterzogen werden mußte. Am 5. richtete unser Schiff seinen Lauf nach Victoria. Es war ein wunderbar schöner Tag. Die Sonne schien in all' ihrer Pracht, und obgleich wir uns 46 Grade nördlicher Breite befanden, so war doch die Luft so angenehm, wie an einem frühen Herbsttage in Südeuropa. Wir legten in Astoria an, einem kleinen Platze von etwa 800 Einwohnern, der seinen Namen von einem Deutschen, Namens Johann Jakob Astor, dem glücklichen Rauhwaarenhändler und reichsten Manne der Vereinigten Staaten, erhalten hat. Der Zweck unseres Anhaltens war, dem von der amerikanischen Regierung hier angelegten Zollhause ein Verzeichniß unserer steuerbaren Waaren zu übergeben. Als wir Astoria wieder verließen, trafen wir die See sehr stürmisch, so daß sie zu Zeiten die Planken unseres ohnehin schon sehr zerbrechlichen Bootes zu zertrümmern drohte, doch gelangten wir endlich in die Meerenge von Fuka, wo der Sturm nachließ. Da große Schiffe in den Hafen von Victoria wegen seiner Seichtigkeit nicht einlaufen können, so ankerten wir bei Esquimault, das von der Stadt beinahe vier Meilen entfernt ist. Von dort fuhr ich in einer Stagecoach nach Victoria. Der Weg dorthin gewährt dem Reisenden einen eigenthümlichen Anblick. Er führt vom Landungsplatze durch eine rauhe wilde Gegend. Zwischen Schluchten und Morästen, Waldungen und Felsblöcken mußte der Wagen sich einen Pfad suchen. Die Stadt selbst windet sich mitten durch diese Wildniß, zwischen himmelhohen Bäumen hindurch. Rechts und links stößt man auf Ansiedlungen der Indianer, welche halb oder ganz nackt umherlaufen. In der Stadt nahm ich in einem von einem Juden gehaltenen Hotel mein Quartier, und voll Freude über die glücklich überstandenen Gefahren und Strapazen meiner Reise, schlenderte ich fort, um einen Blick auf das äußerste Ende der englischen Besitzungen zu werfen.

Die Stadt ist wie der Kürbis des Jonas in einer Nacht aufgeschossen in Folge der Aufregung, die vor 2 Jahren die Auffindung neuer Goldminen am Frazerflusse hervorrief.

Die folgende Geschichte von Victoria sammelte ich aus einigen Tagesblättern und anderen mehr authentischen Quellen.

Kaum sind zwei Jahre verflossen, seit Victoria nur einige hundert Einwohner zählte. Außer den bei der Hudson-Bai-Compagnie Angestellten befanden sich blos 20 bis 30 Ansiedler dort. Ein glücklicher Zufall — die Entdeckung einer Quantität Goldstaubes — oder besser, die Thatsache, daß hier und in der Nachbarschaft Gold entdeckt wurde, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der Welt auf die vormals unbeachtete und kaum dem Namen nach bekannte Insel Vancouver.

Dieser Entdeckung wurde eine außerordentliche Wichtigkeit beigelegt, und es verbreiteten sich bald Gerüchte, nach denen die glänzenden Entdeckungen von Californien und Australien sich wiederholt hätten; ja der Glanz jener beiden Länder sollte von diesem neuen und weit reicheren Eldorado überstrahlt werden. Ferner, sagte man, könne aus dem Umstande, daß der Ertrag des Goldes in den oberen und nördlichen Theilen Californiens immer größer und reicher sei, als in den südlichen, leicht geschlossen werden, daß auf brittischem Boden sich grenzenlose und unerschöpfliche Quellen dieses edlen Metalles vorfänden.

Im Mutterlande (England) fing man jetzt allen Ernstes an, Erkundigungen über die kürzeste Straße nach dieser neuen Welt des Reichthums einzuziehen, suchte ängstlich und emsig auf den Karten und in den Geographien herum, bis man sich über die wirkliche Existenz einer Insel Namens Vancouver belehrt hatte, eine Entdeckung, welche alle Landkartenverkäufer und die „Geographen der Königin" gleichfalls bestätigten. Der größte Theil der Bewohner Großbrittanniens erfuhr jetzt zum ersten Male, von zwei Colonien, die England besitze — der Insel Vancouver und Brittisch Columbia.

Man vernahm ferner, daß das bald abgelaufene Privilegium der Hudson-Bai-Compagnie nicht erneuert werden sollte — was auch in der That im Brittischen Columbia der Fall war und an seine Stelle trat eine Proclamation der Königin, in welcher

der Colonie eine Verfassung zugestanden wurde. Diese ward denn auch von dem neulich ernannten Gouverneur James Douglas am 3. November 1859 publicirt.

Ueber 35,000 Einwanderer waren besonders von Californien bereits angekommen und veranlaßten einen wunderbar regen Verkehr zwischen den beiden Nachbarländern.

Die Fremden fanden eine Stadt vor, welche nicht ganz unbedeutend und unerheblich war, denn Häuser, welche man vorher nur zu bauen beabsichtigte, waren jetzt bereits vollendet, Straßen waren angelegt und Waarenlagen eingerichtet; Waaren wurden verkauft, Häfen wurden zur Erleichterung der Landung von Passagieren und Gütern gebaut. Landeten doch manchmal 1800 bis 2000 Fremde auf einmal.

Die sogenannte Festung oder das Fort der Hudson-Bai-Compagnie war schon dergestalt von Gebäuden umgeben, daß der Fremde seinen Weg dahin erfragen mußte. Kurz, Victoria war bald eine ganz ansehnliche Stadt geworden, wie klein auch immer der Anfang war. Die Einwohner wurden von der Wichtigkeit des Platzes um so mehr überzeugt, da sein rasches Aufblühen ihm bereits Feinde verschafft hatte. Patriotische Neuigkeitskrämer in dem alten Goldlande versuchten mit großer Mühe, sein Wachsen zu hemmen, weil sie glaubten, seine Existenz nicht wünschen zu dürfen und läugneten deßhalb dieselbe entweder ganz ab, oder stellten doch wenigstens seine längere Lebensfähigkeit in Abrede.

Es würde mich zu weit von meinem Gegenstande entfernen, wenn ich länger bei den kühnen Unternehmungen der Abenteurer verweilte, welche die auri saeva fames in diese Wildniß trieb. Sie fürchteten nicht die Entfernung, nicht die Einsamkeit, nicht die Unkenntniß des Landes, nicht die gefährliche Schifffahrt in unbekannten Gewässern, nicht den schlauen und oft grausamen Feind, der ihnen in Gestalt der Indianer entgegentrat, alles dieses achteten sie nicht bei der Aufsuchung des wunderbaren, des unbekannten, des schrecklichen, aber reich machenden Goldes. Aber kein Erfolg krönte ihre Anstrengungen, denn bald mußte es auch dem blödesten Auge klar werden, daß wenigstens vorläufig an einen den Erwartungen entsprechenden Ertrag nicht zu denken war.

Die völlige Unkenntniß des Landes, die Dunkelheit, in die es

noch eingehüllt war, begann alsbald ihre gefährlichen Wirkungen zu zeigen. Wer wußte, wie gefährlich der Sund zu kreuzen war? Wer wußte, von wie viel Tausenden von Inseln derselbe umgeben, und von wie viel Tausenden von Strömungen diese wieder umspült waren, denen man zu begegnen und zu widerstehen hatte? Wer konnte wissen, daß, obgleich dieser Sund im Verhältniß zu seinem Flächenraume reich an boshaften Fallstricken war, es doch eine noch mächtigere, noch schrecklichere Gefahr gab, nämlich jenen in ihn einströmenden, hinterlistigen Frazerfluß, der bereit war, mit seinen Todesarmen den unerfahrenen Schiffer zu umstricken? Wer wußte, daß dieser Fluß seine Mündung mit niedrigen, schilfbedeckten Ufern verbarg, gerade, als wenn er sich der begangenen Unthaten schämte, und Alles aufbot, um den Uneingeweihten nicht abzuschrecken, bis er ihn in sein Netz gelockt hatte, um ihn zu vernichten?

Viele der fabelhaften Geschichten werden von denen, welche die Mühseligkeiten und Gefahren überstanden haben, erzählt, von haarbreitem Entschlüpfen aus dem Untergange in dem unzuverlässigen Elemente, und grausamer Beraubung von mitleidigen Chinooks (einem Indianerstamme, der im Goldmährchen eine bedeutende Rolle spielt). Dem glücklichen Abenteurer, welcher auf eine wunderbare Weise allen diesen Gefahren entgangen, und dem es gelungen war, dieses seit Ewigkeiten verschlossene Thor des glücklichen Landes zu passiren, war es noch unbekannt, daß er unvermutheter Weise von einem strengen Winter überfallen werden konnte, der vielleicht in wenig Stunden die ganze Landschaft mit eisigem Schnee bedeckte, und welch' bittere Erfahrung es ist, mitten im Schnee übernachten zu müssen.

Regen, Frost, Schnee und reißende Flußströmungen, welche letztere am Frazer in ihrer größten Stärke in einer Stunde unzählige Meilen durchlaufen sollen, Alles vereinigte sich in brüderlicher Gemeinschaft, um den herzhaften Pionier mit schrecklicher Bewillkommnung einem fürchterlichen Tode zu überliefern, und wie Viele fielen nicht ihrer vereinten Wuth zur Beute! Wird wohl die Anzahl Derer, die in diesem gefährlichen Flusse, oder an dessen unwirthbaren, von steilen, unzugänglichen Bergklippen begränzten Ufern, ihren Untergang gefunden, je veröffentlicht werden?

Wir wissen genug von den Vielen, welche mit Abscheu das Land verließen, das sie kurz zuvor mit so großen Hoffnungen betreten hatten. Das meiste Unglück veranlaßte die nicht genug vorhandene Communication zu Land und zu Wasser. Besteht doch in allen neuen Ländern der erste Schritt zur Colonisation in der Herstellung von Communicationsmitteln, der Ueberbrückung der Tiefen, der Ebnung von Hügeln, dem Durchhauen von Wäldern, und der Anlegung von so gut als möglich fahrbaren Straßen.

Giebt es in der That dort aber Land, das der Ansiedler so umgestalten kann, daß er auch nur einigen Nutzen daraus zu ziehen vermag? Oder sind nicht dürre Felsen, unbenutzbare Bäume und wilde Thiere das Hauptsächlichste, was das Land ihm bietet? Darum, um Alles in der Welt, bauet doch Straßen! Sollten nicht arme Ansiedler, welche täglich ankommen, Lust haben, sich zeitig an diese Arbeit zu machen? So benutzt sie doch zu diesem nützlichen, wiewohl mühseligen Werke! Laßt sie die Regierung mit Werkzeugen, Behausung, Holz, Wasser und mit so viel Lohn versorgen, wie zu ihrem Lebensunterhalt hinreicht. Wenn sie ihre Arbeit, die sie für das öffentliche und eigene Wohl verrichten, vollendet haben, laßt Andere ihnen folgen, laßt den nie versiegenden Strom der Einwanderung das Werk besorgen, das ohne Unterlaß fortgesetzt werden muß. Wenn jeder Einzelne sein Theil dazu beiträgt, das Land zugänglich zu machen, alsdann erst, rufen wir dem Lande zu, dann erst laßt die Regierung für die Bequemlichkeit der Ansiedler Sorge tragen (und daß dieses Sache der Regierung sei, ist wohl keinem Zweifel unterworfen). Laßt im Anfange das Land großmüthig verschenken, doch seid vorsichtig, daß solche Bewilligungen nicht ein Gegenstand habsüchtiger Speculation werden. Land, das bloß von Bären, Wölfen und anderen wilden Thieren bewohnt wird, ist ohnehin ohne Werth, Land hingegen, das betriebsame Ansiedler aus einer Wildniß in eine fruchtbringende Domaine umgewandelt haben, ist werthvoll, da es zu seinem von der Natur ihm angewiesenen Gebrauche umgestaltet ist. An allen passenden Plätzen möge daher die Regierung sich angemessene Theile zum Verkauf reserviren, und mit der Zunahme der Bevölkerung alsdann — weil es erst dann von Werth ist — für das Land mäßige Preise verlangen.

Erst dann sehen wir mit hoffnungsvoller Erwartung der Anlegung von Straßen durch das brittische Columbia in seiner ganzen Ausdehnung entgegen, wenn die Regierung den einzig richtigen Weg der Landverschenkung an die Ansiedler betritt. Man lasse die Erwerbsquellen dieses Landes überall in der civilisirten Welt bekannt werden. Man mache aufmerksam auf die fruchtbaren, mit Bäumen gezierten Ebenen, auf die vielen dieselben durchkreuzenden Gewässer (an Dürre ist nicht im Mindesten zu denken), auf die vielen schiffbaren Flüsse und Landseen, welche den Ansiedlungen am Red River und Saskewetschan sehr vortheilhaft sind; ferner auf die reichen Erträge der Stockfisch- und Lachsfischereien, denen Tweed und Columbia die Palme reichen, den ungeheuren Ueberfluß an Wildpret aller Art. Man lenke ferner die Aufmerksamkeit der Welt auf das Dasein von Kohlenlagern, von Kupfer- und Eisenerz und vielen anderen Metallen; auf die außerordentliche Fülle des feinsten Bauholzes, welches Nachbaren, die daran Noth leiden, sehr gerne kaufen würden; des Goldes gar nicht zu erwähnen, das jedenfalls später noch in Masse gefunden werden wird. Man lasse die Kenntniß von dem Reichthume dieses Landes sich weit und breit ausdehnen, bis zu den Ohren des im Mutterlande sich abringenden Arbeiters die Kunde dringt, daß Großbrittannien in Vancouver Island, den Edelstein, wenn auch nicht der Antillen, doch des stillen Meeres besitzt, daß diese Insel in commerzieller Beziehung nach Osten und Westen selbstständig und wenn die Eisenbahn über den englisch-amerikanischen Continent zu Stande kommt, von Canada aus leicht zugänglich ist. Das Klima ist besser, als in England, keine östlichen Winde wehen, und nur wenige Nebel fallen, dabei ist es bekannt, daß die westliche Seite des amerikanischen Continents nebst dem westlichen Europa eines weit günstigeren Klimas, als die östliche am Atlantic sich erfreut. Wenn man alles dieses bekannt gemacht hat, mögen die Colonien ohne Knauserei eine freie Ueberfahrt allen denen bewilligen, welche herüber kommen wollen, und dies unter der stricten, aber an keinen bestimmten Zahlungstermin gebundenen Bedingung einer baldmöglichsten Zurückzahlung, um so die Ueberfahrt auch wieder für Andere, die nachfolgen, zu ermöglichen.

Capitel 2.

Fortsetzung.

Wir kehren wieder zur Anlage von Victoria zurück. Eine Anzahl von Werften wurde angelegt, eine neue hölzerne Brücke über James Bay gebaut, um einen Zugang zu den kürzlich von Backsteinen erbauten Regierungsgebäuden und zu einem besonderen für den Sitz der Regierung bestimmten Gebäude zu verschaffen. Alle diese Gebäude zeichnen sich durch architektonische Schönheit aus. Die Straßen, welche zur Brücke führen, wurden geebnet, verschiedene Hauptstraßen gepflastert, und befinden sich das ganze Jahr hindurch in einem guten Zustande. Hölzerne Häuser sind nur noch selten und so wurde auch die fortwährende Angst vor Feuersbrünsten sehr gemindert.

Bald wurde auch eine Agentur einer Assecuranzcompagnie etablirt. Wir sind bemerkt die „Victoria-Zeitung", bisher so glücklich gewesen, nur von einem einzigen Brandunglücke heimgesucht zu werden, welcher einzelne Fall eine sehr wohlthätige Wirkung zur Folge hatte. Einige für das öffentliche Wohl begeisterte Bürger haben sich nämlich zu einer Feuerwehr vereinigt. Sie sammelten Unterschriften zur Beisteuer in baarem Gelde, um die nöthigen Ausgaben für die Anschaffung von Hacken, Leitern und Spritzen zu decken und brachten eine besondere Summe für die Erbauung eines Spritzenhauses zusammen.

Die Hudson-Bay-Compagnie führte bedeutende steinerne Gebäude zu Waarenniederlagen auf. Auch ein neues Bankgebäude unter der Firma „Bank von brittisch Nordamerika" wurde errichtet, wozu die Steine an 40 Meilen weit hergeholt wurden. Um sich jedoch ein besonderes Denkmal zu setzen, erbaute dieselbe Compagnie für die activen Mitglieder ihrer Gesellschaft ein Wohnhaus aus kleinen Kieselsteinen, mit einer Façade von viereckigen, gut zusammengefügten Granitsteinen. Viele nicht unbedeutende Gebäude wurden im letzten Jahre errichtet; eine ungewöhnliche

Quantität Bauholz wird fortwährend verarbeitet, und die Straßen sind stets belebt. Wege und Landstraßen sind jedoch in einem sehr traurigen Zustande, daher die Waaren nur mit großer Schwierigkeit von einem Theile des Landes zum andern gebracht werden können.

Brittisch Columbia erfreut sich des Besitzes mehrerer Plätze, denen eine glückliche Zukunft bevorsteht, wie New-Westminster, Fort Langley, Hope, Yale, Douglas, und Lytton City, welche letztere Stadt an dem äußersten Ende eines Sees mit frischem Wasser liegt. Derselbe hat eine sehr unregelmäßige Gestalt, und ist bei einer Durchschnittsbreite von 4 Meilen ungefähr 40 Meilen lang; bei Sondirungen fand man stellenweise Ankergrund bei einer Tiefe von 10 Klaftern. Alle Zölle werden ad valorem erhoben und sind in der Stadt Westminster zu entrichten.

Im Brittischen Columbia residirt ein Lieutenant-Gouverneur, ein Hauptrichter, Staatsanwalt, Districtsrichter u. s. w.

Der Frazerfluß, welcher 19 Meilen aufwärts in gleicher Höhe mit der Stadt liegt, ist für Seedampfer schiffbar, die sich, wenn die Fahrlinie durch den Sundkanal genauer und sicherer bestimmt ist, öfter und in größerer Anzahl zeigen werden. Die gewöhnlichen Flußdampfer laufen bis Fort Hoge, 7 Meilen von der Mündung. Glückliche Versuche wurden gemacht, 15 Meilen weiter hinauf bis nach Fort Yale zu kommen, dieselben wurden aber nicht fortgesetzt.

Der fixe Preis für Land ist in Brittisch Columbia für den Acre 10 Schilling Sterling. Doch können, wenn ich recht berichtet bin, einige tausend Acres in der Nähe von New-Westminster für die Hälfte dieser Summe gekauft werden.

Obgleich das Land durch die über seinen Goldreichthum verbreiteten Gerüchte viele Tausende verlockt und betrogen hat, so muß ich doch bemerken, daß wahrscheinlich die Zeit nicht mehr ferne ist, wo die Goldlagen in den Flüssen oder an deren Ufern ausgebeutet werden können.

Wie alle große Flüsse Anschwellungen zu erleiden haben und ihr Wasservorrath von dem Schmelzen des Schnees abhängt, so ist auch der Frazerfluß während der großen Sonnenhitze bedeutenden

periodischen Anschwellungen durch das Schmelzen des Schnees auf den Bergen ausgesetzt.

Während der Zeit, wo der Fluß seinen Höhepunkt erreicht hat, kann man natürlicher Weise an seinen Ufern keine Arbeiten vornehmen. Die Goldsucher, oder Goldwäscher, welche ihre Ernte hauptsächlich an den Ufern des Flusses haben, werden während dieser Periode vertrieben. Vom September jedoch bis zu der Zeit, wo der Frost sich einstellt, einer Periode die gewöhnlich zwei Monate währt, und manchmal auch während des Winters sind ihre sogenannten claims (ein Platz von einer gewissen Größe und so viel umfassend, wie eine Person zur Bearbeitung beanspruchen kann) zur Bearbeitung geeignet. Der Fluß ist zu dieser Zeit niedrig und fällt immer mehr, indem aller Schnee dann seinen Beitrag bereits abgeliefert und der Wasservorrath sich verlaufen hat.

Victoria besitzt eine Episcopal- und eine katholische Kirche, ferner ein wesleyanische und cogregationale Mission und ein Kloster, die Schwestern St. Anna genannt; ferner eine Schule, dann eine, welche unter der Aufsicht des römisch-katholischen Bischofs steht, ein Privaterziehungs-Institut und eine höhere Töchterschule. Ein Spital wurde ebenfalls gegründet, ist aber in betrübender Weise mit Schulden überladen.

Ferner besteht hier eine Freimaurerloge und eine andere, „Sonderbare Brüder" benannt; eine Damen-Wohlthätigkeitsgesellschaft und ein Philharmonischer Verein beschließen die Zahl der Vereine Victorias, einer Stadt, die gegenwärtig 2500 weiße Einwohner und über 5000 Indianer zählt, welche letzteren theils in der nächsten Nähe der Stadt, theils in deren Umgebung leben.

Es wohnen hier etwa 100 Juden, von welchen nur wenige verheirathet sind. Ihnen hat man das Entstehen der Stadt Victoria eigentlich zu verdanken. Denn wie viele Personen auch beim Ausbrechen des Goldfiebers zur Insel hinströmten, so stoben dieselben doch bei der nur allzubald erfolgten Enttäuschung großentheils sogleich wieder nach allen Weltgegenden auseinander. Die Juden aber hielten Stand, schlugen Wohnzelte und Verkaufsbuden auf, weil sie sehr bald begriffen, daß diesem Platze eine große commerzielle Zukunft bevorstehe. Dies läßt sich schon leicht aus der Lage der Insel schließen, die mitten zwischen den Sandwichs-

inseln, Californien und China belegen ist. Nach und nach ließen sich immer mehr hier nieder, und durch sie wurde das deutsche Element immer stärker vertreten. Doch erging es ihnen, wie ihrem Stammvater Abraham, welcher in dem ihm von Gott verheißenen Lande einen Begräbnißplatz kaufen mußte. 1. Mos. 23, 2—17. Denn während der englischen Kirche seitens der Regierung bedeutende Grundstücke zur Erbauung einer Kirche und Anlegung eines Kirchhofes unentgeldlich überwiesen wurden, mußten die Juden sich $1\frac{1}{2}$ Acres für ihren Begräbnißplatz kaufen.

Unsere Glaubensgenossen in Victoria sind in der Barmherzigkeit und dem Wohlthätigkeitssinne gegen Arme dem Grundcharakter des Juden treu geblieben. Die jüdische Wohlthätigkeits-Gesellschaft, welche vor zwei Jahren gegründet wurde, hat sich aufgelöst. Die ungewöhnlichen und unaufhörlichen Ausgaben, welche sie in den traurigen Zeiten, wo die Seifenblase am Frazerflusse zerplatzte, an die vielen Hülfsbedürftigen machen mußte, hatten ihren Fond gänzlich erschöpft.

Ihre religiösen Uebungen beschränken „ darauf, daß sie sich am Neujahrstage und Versöhnungstage zum Gebete versammeln und sich einen Pentateuch (Sefer Thorah) angeschafft haben, auch werden sie sich wohl bald zu einer Gemeinde vereinigen, und sich eine Synagoge erbauen.

Die Stellung, die sie zu ihren christlichen Mitbürgern einnehmen, ist eine sehr geachtete. Als bei Gründung der Colonie der Gouverneur eine Verfassung proclamirte, in der die christliche Eidesformel als obligatorisch hingestellt wurde, erhob sich sogleich der Redacteur des bedeutendsten dortigen Journals gegen diese Bestimmung, die er als eine Ueberschreitung der Befugnisse des Gouverneurs und als einen Eingriff in das Recht der „großen Nation," wie er die Juden nannte, kennzeichnete. Dies hatte denn auch die praktische Folge, daß der Gouverneur von der Ausführung seines Gesetzes abstehen mußte und daß der Herr S. Fränkel, den das Vertrauen seiner Mitbürger bald darauf in's Parlament berief, den Eid nach den Vorschriften seines Gewissens als Jude schwören durfte.

Die Häfen von Victoria und Esquimault werden zur Befriedigung ihres stets zunehmenden Handels von zehn Fluß- und

Seedampfern und außerdem noch von vielen kleineren und größeren Segelschiffen besucht. Von den Dampfböten gehören 6 der Colonie, 3 der Hudsonbay-Compagnie und 2 wurden von Schiffsgesellschaften in Victoria gebaut, ferner befinden sich dort zwei Dampfboote, welche den Ocean befahren und von denen eines Großbrittannien gehört.

Mit den verschiedenen Häfen am Sunde wird ein lucratives Geschäft in Bauholz, Mehl und Früchten getrieben, und Victoria erfreut sich des Rufes einer rechtlichen Kaufmannschaft. Die strenge Ausübung englischer Gesetze unter englischer Regierung mag sie wohl an dem Beschwindeln und Betrügen ihrer Creditoren hindern, im Gegensatze ihrer Nachbaren in Californien, die zum Theil wenigstens, die vielgerühmte amerikanische Freiheit in freiem und ungehindertem Betrügen ihrer Gläubiger zu finden scheinen und dann obendrein noch bei den Gerichtshöfen auf das dort existirende Banquerottgesetz sich berufen, um von ihren Verbindlichkeiten befreit zu werden.

Ein bedeutender Vortheil für Victoria ist es auch, daß es zum Freihafen erklärt wurde, wodurch es den besten Hafen an der Pacific-Küste für den Handel mit Asien, Australien und Californien bildet.

Von hier aus war meine Absicht, die russisch-amerikanische Besitzung, Sitka, zu besuchen, um die dortigen Indianer kennen zu lernen; von da aus wollte ich über die Behringsstraße nach Kamtschatka, von letzterem Punkte aus über den Amurfluß nach China gehen. Da ich aber zu früh kam — die Indianer von den russischen Besitzungen kommen erst Ende Mai oder Juni — so konnte ich nicht so lange auf Caravanen warten, und beschloß deßhalb die Indianer auf Vancouver-Island näher kennen zu lernen, und alsdann mich nach Oregon zu begeben. Ich gehe nun zu der Beschreibung einzelner Indianerstämme über.

Capitel 3.

Die Indianer der Pacificküste.

Während meines kurzen Verweilens in Victoria besuchte ich mehrere Indianer-Stämme, sowohl in der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Stadt, als in den anliegenden Territorien von Washington an der amerikanischen Seite.

Der am nördlichsten wohnende Stamm, welchen ich von Victoria aus besuchte, ist ein Zweig der Hyelas, und bewohnt eine kleine Insel nördlich von Queen Charlotte Island und theilt sich wieder in Kilgarne und Kiltyuſh. Die Hyela Indianer, welche zu Queen Charlotte-Insel gehören, sind in die Queen Charlotte, Goldharber, Skidegate, Scotski und Chaching getheilt. Sie haben drei Oberhäupter, welche in Victoria ihren Wohnsitz haben und Wyhaw, Kaneho und Stiltah heißen.

Die Sprache der Stikeen und Tomgas Indianer ist eine und dieselbe.

Die Chimseans theilen sich abermals in verschiedene Stämme, nämlich: die Kilcheese, Kilweel-George, Kit-Lam, Naas, und andere verschiedene kleine Stämme, welche auf kleinen Inseln, nördlich von Vancouver, wohnen.

Die Tilpallahs bilden den nächsten Stamm nach Süden zu. Derselbe bewohnt eine kleine Insel nördlich von Vancouver.

Die Cogwal sind der nördlichste Stamm auf der Insel Vancouver. Dieselben zerfallen wiederum in verschiedene Stämme. Ihr Hauptquartier ist Fort Rupert, zwei Meilen südlich von Victoria. Daselbst hört man ein ununterbrochenes Geräusch, wie das von stürmenden Gewässern; und die Indianer behaupten, daß Niemand, der es unternommen, die Ursache desselben zu erforschen, jemals zurückgekehrt sei.

Der nächste südliche Stamm sind die Uquillah, sowie zwei kleinere Stämme zwischen Uquillah Land und dem Seashell Stamm, die an die Naniam Indianer gränzen. Zwischen Naniamo und Victoria wohnen zwei Stämme, die Conitchan und Sumish. Die

Indianer zwischen Victoria und Nanaimo haben flache Köpfe, von Nanaimo bis Fort Rupert findet man aber die Köpfe in die Länge gepreßt. Nördlich von Fort Rupert läßt man die Köpfe getrost in ihrem Naturzustande. Die Indianer auf der amerikanischen Seite haben alle Flachköpfe.

Die Gesammtzahl der indianischen Stämme in Vancouver und der Nachbarschaft beträgt 23.

Hyday	Zunge:	Kilgamey,	Chimsean	Zunge:	Kilcheese,
„	„	Kilkyguse,	„	„	Kilwalgeorge,
„	„	Queen Charlotte,	„	„	Keddam,
„	„	Gold Harbor,	„	„	Naas,
„	„	Kide-gate,	„	„	Pilpallah,
„	„	Skotsky,	„	„	Cogwal,
„	„	Cha-Ching,	„	„	Uquitta,
Stickun	Zunge:	Stickun,	„	„	Seashell,
„	„	Tomgas,	„	„	Nanaimo,
			Samisch	Zunge:	Cowitchen.

Ich besuchte jeden der genannten Stämme, und wiewohl die Wigwams nichts besonders Lobenswerthes aufzuweisen haben, so liegt dessen ungeachtet in der Lebensweise dieser ursprünglichen Bewohner des Landes etwas, was von großem Interesse für den Beobachter ist. Ich fand bei den Indianern die freundlichste und zuvorkommendste Aufnahme. Sie breiteten die schönsten und besten ihrer aus Seegras gewebten Matten auf den Boden aus, um mich würdig zu empfangen. Ihre Delicatessen freilich, mit denen sie mich bewirthen wollten, getrocknete Fische und getrocknetes Bärenfleisch, konnten meinen Gaumen wenig reizen. Mit vieler Mühe gelang es mir, ihnen verstehen zu geben, wie angenehm es für mich wäre, in den Besitz von einigen ihrer Schmucksachen und Kleidungsstücke zu kommen. Dieselben hatten natürlich an sich selbst keinen reellen Werth, einen desto größeren aber für einen Sammler von Curiositäten. Es gelang mir auch, mir theils durch Kauf, theils durch Geschenke eine nicht unbedeutende indianische Sammlung zu verschaffen.

Die Hudson-Bai-Compagnie hat für die Indianer des Nordens eine allgemeine Sprache (die s. g. Chinoksprache) eingeführt, wodurch sie sich gegenseitig verständigen. Diese Einrichtung verdient alles Lob,

und ist besonders für amerikanische Verhältnisse von Wichtigkeit, wo oft in unmittelbarer Nachbarschaft die verschiedensten Sprachen herrschen, und wo die Indianer früher oft aus keinem andern Grunde mit einander Krieg führten, als weil sie einander nicht verstanden.

Sitten und Gebräuche der Indianer.

Wie viel auch schon über die Sitten und Gebräuche der Indianer geschrieben ist, so herrschen doch in Europa im Ganzen noch viele unrichtige Ansichten über dieses so interessante Volk und will ich deshalb, da mir Gelegenheit wurde, mit eigenen Augen das Leben dieses Volkes zu beobachten, es mir nicht versagen, einige Seiten ihrer Lebensweise dem Leser vorzuführen.

Der ganze Stamm der flachköpfigen Indianer hat eine sonderbare, tyrannische Weise, um der heranwachsenden Generation den Kopf zurechtzustutzen. Es wird nämlich der Kopf der neugebornen Kinder zwischen zwei Bretter gelegt und so gepreßt, um ihn platt zu machen; denn welcher respectable Indianer möchte wohl einen Kopf von derselben Form, wie ein weißer Mann haben?

Nachdem das arme Kind diesen grausamen Prozeß durchgemacht hat, wird es, an einen Baum angebunden, täglich eine oder zwei Stunden den Sonnenstrahlen ausgesetzt, um es zeitig daran zu gewöhnen, in späteren Jahren auf seinen Jagdzügen die Sonnenhitze mit Leichtigkeit ertragen zu können.

Heiraths-Ceremonien.

Eine junge Indianerin muß von dem Vater des Bräutigams gekauft werden. Der stets im Voraus festgesetzte Kaufpreis besteht in baarem Gelde, wollenen Decken, Pferden oder anderen Gegenständen von Werth. Nachdem der Handel geschlossen ist, verfügen sich Braut und Bräutigam an den zur Vornahme der Vermählung bestimmten Ort.

Die Braut geht ihrem Zukünftigen voran, und muß sich auf einer auf dem Boden ausgebreiteten Matte niederlassen. Nachdem der Bräutigam von seinen Freunden in die Nähe des Platzes geführt ist, wo seine Zukünftige in ihren Festkleidern ausgestreckt liegt, macht er sich von seinen Freunden los und stürzt auf seine Geliebte zu, von der er jedoch vorläufig gewaltsam wieder getrennt wird und die von diesem Augenblicke an seine Gattin ist.

Der Watsor Stamm, in der Gegend von Carson, im Utah-Territorium, hat bei der Verheirathung andere Gebräuche. Das Brautpaar begiebt sich in Gesellschaft von beinahe 50 seiner Freunde nach dem zum Schauplatz der Handlung bestimmten Orte. Die Braut ist mit einem rothen Hemde und einem seidenen Kleide geschmückt, und trägt ein Haarband von Matte mit 3 Granitsteinen verziert, das jedenfalls vor unserem europäischen Kopfschmuck den Vortheil der Billigkeit voraus hat. Sie singt eine watsoische Melodie, während der Bräutigam einen wüthenden Tanz aufführt. Damit ist die ganze Ceremonie beendet.

Andere Stämme haben in manchen Nebensachen verschiedene Ceremonien, stimmen jedoch in der Hauptsache mit den obenangeführten überein.

Das Heilen der Kranken.

Die Indianer versuchen alle die verschiedenen Krankheiten, denen der menschliche Körper unterworfen ist, durch Wurzeln und Kräuter zu heilen. Rheumatismus wird auf folgende Weise geheilt. Der Kranke wird in kaltem Wasser gebadet, dann in wollene Decken eingehüllt und sich selbst überlassen, bis er abgekühlt ist; wenn er nicht unmittelbar darauf wohl und gesund aufsteht, so wird seine Krankheit als eine unheilbare betrachtet.

Das Begraben der Todten.

Man wird sich von ihrem Ritus in diesem Punkte am besten durch eine hier folgende Beschreibung einer Ceremonie einen Begriff machen, welche im vergangenen Monat März in Californien stattfand. Daselbst befanden sich 60 Indianer, meistens Frauen und Kinder. Auf einem Platze von beinahe 20 Quadratfuß saßen 12 Weiber, die die Leiche abwechselnd auf ihrem Schooß hielten. Dieselbe war ein Mädchen von 13 Jahren, die bei ihrer Entbindung gestorben war. Sie war mit dem Schönsten und Besten was sie besaß bekleidet und ein Kranz von Glasperlen war so um ihr Haupt gewunden, daß er ihre Augen bedeckte. Die anwesenden Frauen rieben sie mit duftenden Blumen ein, schrieen, weinten, und bezeugten überhaupt durch ein schreckliches Gewinsel ihren Schmerz um die dahingeschiedene Gefährtin.

Große Aschenhaufen an demselben Platze zeigten, daß daselbst schon früher viele Ceremonien ähnlicher Art stattgefunden hatten, und die daselbst umherliegenden Gebeine nebst den zerstreuten Glasperlen wurden mit der Pietät behandelt, die jedes Volk, selbst das wildeste und roheste, seinen Todten und Allem, was mit ihnen in Verbindung steht, erweist. Man trug einen Haufen Holz zusammen und legte die Leiche darauf nieder. Jedes Weib that einen Büschel trockenen Buschwerkes hinzu, und die Mutter der Verstorbenen legte ein Bündel auf deren Kopf. Die Weiber fuhren im Tanzen und Heulen fort; ein altes nacktes Weib sprang zuweilen heulend in den Aschenhaufen von früher Verstorbenen, bestieg dann den Holzhaufen und hob ihre Hände wie zum Gebet zum Himmel empor. Die Kleider und das übrige Eigenthum der Verstorbenen wurden neben sie auf den Scheiterhaufen gelegt. Alsdann wurde die Leiche niederwärts gekehrt und mit dem Kopfe in einer von Binsen geflochtenen Bedeckung verborgen. Noch mehr Holz wurde hierauf auf den Körper gelegt, und das Ganze in Brand gesteckt. Hierauf ließ sich wieder ein fürchterliches Heulen und Geschrei hören, und viele Frauen versuchten, sich ebenfalls in's helle Feuer zu stürzen, wovon sie gewaltsam zurückgehalten werden mußten.

Der Anblick und üble Geruch, welchen die Auflösung des Körpers darbot, waren schrecklich. Als derselbe so viel wie möglich zu Asche verbrannt war, beschmierten sich die Frauen mit einem Theile derselben, welcher mit Theer gemischt war und der Rest wurde mit Erde bedeckt.

Bei andern Stämmen geht die Beerdigung der Todten auf eine andere Weise vor sich. Es wird nämlich ein Scheiterhaufen von Holz in Dreiecksform aufgeführt, alsdann die Leiche mit ihren besten Kleidern geschmückt; sodann werden Hände und Füße mit Holzspänen bedeckt, das Ganze in Brand gesteckt, und die Asche beerdigt. Doch giebt es Indianer, welche ihre Todten begraben, ohne sie zuvor zu verbrennen. Diese pflegen das Bildniß der Verstorbenen in Stein oder Holz zu hauen und zu Häupten des Grabes einzusetzen.

Wieder andere Indianer packen ihre Todten in eine Kiste, biegen die Gebeine rückwärts und bringen sie so nach irgend einer Insel, ohne sie zu beerdigen. Dieser Stamm begräbt auch

seine Kinder nicht, sondern, nachdem man sich von ihrem wirklichen Tode überzeugt hat, wickelt man sie in wollene Decken und hängt sie an Bäume. Daselbst bleiben sie so lange hängen, bis die Skelette herunterfallen.

Bei dem Absterben eines Häuptlings werden seine Frauen, und hauptsächlich diejenigen, welche er am meisten liebte, ferner sein Pferd und seine Waffen mit beerdigt. — Wer erinnerte sich nicht hierbei an das bis auf den heutigen Tag in Ostindien herrschende Selbstverbrennen der Wittwen, dem die englische Regierung nur theilweise zu steuern vermocht hat? Wenn aber in Ostindien wenigstens die Anhänglichkeit an den verstorbenen Gatten und die Sehnsucht ihm in die Ewigkeit zu folgen als Grund dieser stets vom freien Willen der Wittwe abhängigen Unsitte anzusehen ist, so wird man aus folgender Schilderung ersehen, wie bei den Indianern diese Sitte zur reinen, auch des äußeren Scheines der Pietät ganz und gar baren Barbarei geworden ist.

Ein Israelit von Vancouver erzählte mir nämlich Folgendes, wovon er selbst vor zwei Jahren Augenzeuge gewesen war:

„Ich hörte ein lautes Geheul und einen ganz eigenthümlichen Lärm, worauf ich mich neugierig nach der Stelle begab, wovon dasselbe auszugehen schien. Hier erfuhr ich, daß die Tochter eines Indianers gestorben sei, und daß sechs von ihren Dienerinnen erdrosselt werden sollten, um ihre Gebieterin in die zukünftige Welt zu begleiten. Zu meinem Erstaunen entdeckte ich ein weißes Mädchen unter diesen Schlachtopfern eines barbarischen Gebrauches. Ich eilte nach Hause, um wollene Decken oder Kleider zu holen, in die ich sie einhüllen und dem schrecklichen Schicksale, das sie erwartete, entreißen wollte. Als ich aber zurückkam war das arme Mädchen bereits erdrosselt, und zum Verbrennen an die Seite der Tochter des verstorbenen Häuptlings gelegt."

Einige der Indianer sind sehr geschickt in Holzschnitzereien, (wovon ich mir einige Specimina gekauft habe), auch machen sie schöne Perlenarbeiten. Weil Reisende und Fremde überhaupt sich gerne in Besitz solcher künstlichen Gegenstände setzen, lösen sie für diese Kleinigkeiten ganz artige Preise.

Die Weiber sind höchst ausschweifend, und betrinken sich so

oft ihnen ein weißer Schurke dazu Gelegenheit giebt.[1]) Sie werden dann förmlich wild, so daß gar nicht mit ihnen umzugehen ist. Gewöhnlich tragen sie Lasten, bringen das erlegte Wild heim, gehen, mit kleinen Kindern auf den Rücken gebunden, an der Seite ihrer Männer, und sind im Allgemeinen einem Leben voll Mühseligkeit und harter Arbeit unterworfen. Selten werden sie von ihren Herren und Meistern als ebenbürtig und gleichberechtigt angesehen.

Wenn der Indianer vom Schlachtfelde heim kehrt, so gilt ihm keine Beute höher als die Kopfhaut seines Feindes, die er im Triumph zu seinem Dorfe bringt, und nur die auf diese Weise gesammelten Lorbern können ihm Ruf und Ansehen verschaffen.

Religion der Indianer.

Einige wenige Indianer sind durch unaufhörliche Anstrengungen der Missionäre zum Christenthum bekehrt, im Allgemeinen hängen sie noch mit großer Hartnäckigkeit dem Heidenthum an. Die Rohheit der religiösen Begriffe wird aus folgender Geschichte erhellen. Ein Stamm suchte sich einmal einen alten Mann aus, den er als Gottes Stellvertreter verehrte. Man schmückte ihn mit einer Krone, zierte ihn mit kostbaren Gewändern, speiste ihn mit dem besten Essen, bückte sich vor ihm, kurz, man bezeugte ihm göttliche Verehrung. Dies trieben sie eine Zeitlang, bis ein Missionär in diese Gegend kam. Dieser zeigte ihnen das Lächerliche und Thörichte ihres Benehmens. Sie ließen sich aber von ihrem Wahne nicht abbringen, sondern behaupteten daß dieß ihr Gott sei und daß er ganz dasselbe vermöge, was der Missionär von seinem Heiland rühmte. Sie wollten daher mit ihm die Probe machen, ob er auch am dritten Tage auferstehen könne und geißelten ihn zu diesem Zwecke so lange, bis er starb; dann schmückten sie die Leiche herrlich aus, und ließen sie 3 Tage liegen. Als aber ihre Hoffnung auf eine Auferstehung sich nicht erfüllte, beerdigten sie die Leiche nach ihrer Weise, allerdings etwas enttäuscht und mißgestimmt.

[1]) Durch den Umgang mit Weißen hat bei den Indianern auch die Venerie Platz gegriffen, die früher unbekannt gewesen zu sein scheint. Diese schreckliche Krankheit räumt furchtbar unter ihnen auf und dürfte meines Erachtens das gänzliche Aussterben ihrer Race in fünf bis sechs Decennien zur Folge haben.

Wir wollen, da wir einmal die Religion der Indianer besprechen, nicht unterlassen, hier eine Thatsache aus einer anderen Gegend von der entgegengesetzten Seite des amerikanischen Continents mitzutheilen, die einen Beleg liefern mag, wie die Religion eines Volkes mit seinem Wesen verwachsen ist und wie beim Uebertritt zu einem fremden Glauben eine Nation nicht ganz ihren alten religiösen Vorstellungen und Gebräuchen zu entsagen vermag. Ebenso wie die alten Sachsen, nachdem das Schwert des großen Frankenkaisers sie zur Annahme des Christenthums gezwungen, doch noch lange Zeit hindurch ihre heidnischen Gebräuche auf dem Blocksberg begingen, so pflegen auch die Katarogis, ein 28 Meilen südöstlich von Buffalo wohnender Indianerstamm, der sich seit mehreren Jahren zum methodistischen Christenthum bekennt, noch immer zwei Mal im Jahre, zwischen Weihnachten und Neujahr und am 14. Juli nach altheidnischem Gebrauch ein Ganzopfer von — Hunden darzubringen. Dies geschieht auf folgendermaßen: Man sucht zwei weiße Hunde aus, die aber keinen bunten Flecken haben dürfen; diese badet man, bestreicht sie mit allerlei Gewürzen und behängt sie mit bunten Bändern. Wenn sodann der ganze Stamm: Männer, Weiber und Kinder, zur Feier des Festes sich versammelt hat, so hängt man die Hunde an eine Art Galgen, und die ganze Versammlung, erst die Männer, dann die Weiber tanzen um dieselben herum. Sodann tritt der Häuptling an die Hunde heran, legt seine Hände auf das Haupt dieser zum Opfer geweihten Thiere und spricht einen Segen über sie aus. Nach dieser Procedur macht man ein großes Feuer und verbrennt die Opferthiere. Gewöhnlich wohnen dieser Ceremonie eine große Menge Zuschauer aus den benachbarten Orten bei, die von dem in einem civilisirten Lande gewiß seltsamen Gebrauche angezogen werden.

Zu ihren Leichenfeierlichkeiten bemerken wir noch nachträglich, daß sie sehr tiefe und lange Trauer um ihre Todten halten. So sah ich selbst, wie sie über Leichen, die schon viele Monate lang auf dem Felde lagen, Trauermelodien anstimmten — namentlich pflegten dies die Weiber zu thun — und wie sie nicht selten den Platz, wo Einer vor Jahren gestorben war, als einen Unglück weissagenden verließen. Ferner reißen sie sich über ihre Todten die Haare aus und zerkratzen sich das Gesicht.

Ferner muß ich noch die Geschicklichkeit erwähnen, welche sie sowohl in der Verfertigung wie Lenkung ihrer Kähne an den Tag legen. Dieselben werden sehr künstlich theils mit einem bloßen Steine, theils mit andern Werkzeugen, deren sich auch die civilisirten Völker bedienen, ausgearbeitet. (Von beiden, dem Stein sowohl wie den Kähnen, verschaffte ich mir Exemplare.) Was ihre Geschicklichkeit zur See betrifft, so verstehen sie bei Stürmen mit großer Gewandheit jeder Gefahr auszuweichen. Weiber sind hierin ebenso geschickt wie Männer, und ich sah einmal ein Canoe bei ziemlich heftigem Sturme auf ein Dampfschiff zurudern und dasselbe sicher erreichen.

Capitel 4.

Der Ursprung der Indianer.

Die Indianer stammen nach meiner Ueberzeugung von einem eingewanderten asiatischen Stamme ab, was viele Gelehrte vermuthet haben. Die Schwierigkeiten der Passage durch die Behringsstraße kann diese Vermuthung nicht widerlegen. Denn diese Straße war wahrscheinlich früher weit enger, als sie gegenwärtig ist; gesetzt aber auch sie hätte bereits ihre gegenwärtige Breite besessen, so ist die Vermuthung, daß die Voreltern der jetzigen Indianer schon damals Kenntnisse vom Floßbau und vom Rudern hatten, keineswegs eine besonders gewagte, oder kühne.

Da ich auf meiner Reise in Asien verschiedene Beduinenstämme und in Ostindien mehrere indische Stämme Gelegenheit gehabt habe kennen zu lernen, so will ich mir erlauben, hier einige Vergleichspunkte zwischen den Sitten der Indianer und der asiatischen Völker hervorzuheben:

1) Es ist zu Genüge bekannt, daß die Indianer sich in viele Stämme spalten, so daß einige Forscher deren gegen vierhundert angeben, sowie daß auch jeder Stamm seinen eigenen Häuptling hat. Dasselbe ist auch bei den Beduinen in Asien der Fall.

2) Jeder Stamm hat seine eigene eigenthümliche Sprache, so daß selbst unmittelbar benachbarte Stämme einander nicht verstehen können. Bloß in späterer Zeit lernten wenige Indianer ein wenig

Englisch oder Spanisch. Ebenso verhält es sich auch in Ostindien, wo gleichfalls eine merkwürdige Verschiedenheit der Sprachidiome obwaltet.

3) In beiden Ländern verheirathen sich die Eingebornen nur in ihrem eigenen Stamme.

4) Ferner sind in beiden Ländern die Körperformen, die dicken Gesichtszüge, die schwarzen dichten Haare und häufig auch die Kleidung (sie gehen nackt oder in Decken eingehüllt) dieselben.

5) In beiden Welttheilen leben die Urbewohner nicht in Dörfern oder aus Häusern zusammengesetzten Städten, sondern nur zerstreut in Zelten und Hütten. Sie führen beide ein Wanderleben, und verändern häufig im Laufe des Jahres mehrere Male ihren Wohnsitz.

6) Sie haben mit den Bewohnern Ostindiens das gemein, daß sie ebenfalls keine Viehzucht treiben.

7) In Indien sowohl, wie in Amerika, wissen die Urbewohner nicht nur gar nichts vom Handel, sondern verstehen auch nicht einmal etwas vom Ackerbau, und leben nur von Jagd, Fischfang und manche auch von Raub; ebenso bilden Heerdenzucht und Räuberei auch die einzige Nahrungsquelle der Beduinen, denen selbst Jagd und Fischfang unbekannt ist.

8) Von Schrift, und deßhalb von Büchern ist weder bei Indianern noch Ostindiern eine Spur. (Es versteht sich wohl von selbst, daß ich hier überall, wo ich von Ostindiern rede, nicht die, wenigstens in den höheren Classen sehr gebildeten und im Besitze einer sehr bedeutenden Literatur stehenden Hindustämme, sondern die Stämme der Urbewohner Ostindiens, die erst später zurückgedrängt wurden, im Auge habe.) Die Berechnung von Tagen, Monaten und Jahren geschieht nach den Fingern. Wenn man z. B. Jemand fragt, wie alt er ist, so zählt er das an den Fingern ab, und sagt, so und so viel Winter habe er erlebt. Aehnlich ist es bei den Beduinen, nur mit dem Unterschiede, daß diese nach Sommern rechnen.

9) Die Stämme unter sich selbst haben oft Kampf und bittere Streitigkeiten, so daß häufig die blutigsten Kriege unter ihnen vorfallen. Die Kriegsgefangenen werden zu Knechten und Mägden gemacht. Bei den Beduinen findet dasselbe statt.

10) Die Todten werden nicht im Erdenschooße begraben, sondern einige werden verbrannt, andere bleiben auf dem Felde liegen. Aehnliches findet man in Ostindien und bei den Beduinen von Kabul aufwärts.

11) Die Frauen werden nur als Sklaven betrachtet (squors), und zwar in beiden Welttheilen in gleicher Weise.

12) Polygamie ist überall gebräuchlich. Die in Ungnade gefallene Frau wird ohne Scheidebrief entlassen und kann sich gleich wieder, wo sie will, verheirathen. Bei einigen Beduinenstämmen finden wir ein Gleiches.

13) Die Töchter verheirathen sich jung, oft noch nicht 12 Jahre alt. Dieselben werden verkauft oder ausgetauscht gegen Pferde, Decken u. s. w. So auch bei den Beduinen.

14) Der Indianer sowohl wie der Beduine reitet zu Pferde, während die Frauen nebenherlaufen und ihm oft Lasten und dabei noch das kleinste Kind nachtragen müssen.

15) Indianer wie Beduinen reißen sich die Haare um ihre Todten aus, und zerfleischen sich.

16) Indianer wie Beduinen genießen kein Schweinefleisch.

17) Beide sind unreinlich in allen Stücken, als in Wohnung, Kleidung und Essen.

18) Beide pressen die Köpfe ihrer Kinder breit, die Beduinen meistens länglich, damit der Turban sich besser hält.

18) Das weibliche Geschlecht ist in beiden Ländern in Kleidung, in Unkenntniß jeder Art von Handarbeit, und in allen übrigen Stücken vollkommen gleich.

Ein weiterer Beweis, daß die Indianer Amerikas von Asien gekommen sind, liegt auch darin, daß sie bei der Entdeckung Amerikas keine andere Waffe kannten, als den Bogen, ganz so, wie die asiatischen Völker. Aus der heiligen Schrift geht hervor, welch' bedeutende Rolle schon in der ältesten Zeit diese Waffe in Asien spielte. Ihre Auswanderung hat demnach in sehr frühen Zeiten, wo noch keine anderen Waffen bekannt waren, stattgefunden.

Was die vermuthete Abstammung der Indianer von den „zehn israelitischen Stämmen" betrifft, so muß ich die Vermuthung für durchaus unmotivirt erklären. Um dieses zu erhärten, führe ich

einige wenige Sitten und Gebräuche der zehn Stämme im Gegensatze zu denen der Indianer aus der Bibel an:

1) Die zehn Stämme hatten einen König über sich und lebten untereinander in Frieden. 1 Kön. 12, 20.

2) Alle hatten nur eine Sprache, und die heil. Schrift berichtet uns nur von der abweichenden Aussprache eines Buchstabens bei einem Stamme, Richter 12, 6. Ferner ist zu bedenken, daß die jetzigen Hebräer, wiewohl jetzt sehr Viele von ihnen ihre Muttersprache nicht genau kennen, doch, wenn sie untereinander sprechen, viele hebräische Wörter gebrauchen.

3) Sie verheiratheten sich von einem Stamme in den anderen, sogar die Könige. 1 Könige 7, 14. 2 Chron. 2, 13. 2 Chron. 21, 6.

4) Sie bewohnten ordentlich erbaute Häuser, Dörfer und Städte, trieben Ackerbau und führten kein Wanderleben. 4 Mos. 32, 16. Auch bauten sie eine Residenz für ihr Königreich. 1 Kön. 16, 24.

5) Sie trieben Viehzucht. 4 Mos. 32, 1.

6) Sie trieben Handel und Gewerbe. 1 Mos. 49, 13—15. 5 Mos. 23, 18.

7) Sie kannten Schrift. 2 Kön. 10, 1. 2.

8) Sie hatten eine Geschichte (Chronik). 1 Kön. 16, 27. 2 Kön. 13, 12; 14, 28 und an mehreren Stellen.

9) Sie waren in der Schlacht gegen ihre Brüder edelmüthig, so z. B. gegen den Stamm Benjamin. S. Richter, 21, 3, wo bedauert wird, daß der Stamm Benjamin im Kriege halb aufgerieben sei und wo ihnen die Mittel zur Erhaltung desselben geboten werden. Ferner s. 2 Chron. 28, 8—15, wo es im letzten Verse heißt: Und die Männer, welche mit Namen genannt waren, erhoben sich und nahmen die Gefangenen und bekleideten alle diejenigen von ihnen, die keine Kleider hatten und stellten sie in Reihe und Glied, gaben ihnen zu essen und zu trinken, und salbten sie, setzten die Kranken von ihnen auf Esel und brachten sie nach Jericho, der Palmenstadt, zu ihren Brüdern und kehrten dann nach Samaria zurück.

10) Sie begruben ihre Todten.

Diese Thatsache ist so allgemein bekannt, daß es hier keiner besonderen Belegstellen bedarf.

11) Ihre große Reinlichkeit ist hinreichend aus den mosaischen Verordnungen über diesen Gegenstand bekannt. 5 Mos. 23, 12. 3 Mos. 15, 28.

12) Keine Ehescheidung konnte ohne Scheidebrief vorgenommen werden. 5 Mos. 24, 1. Jes. 50, 1. Jerem. 3, 8.

13) Die jüdischen Frauen waren Herrinnen in ihrem Hause. So berath sich Jakob mit seinen Frauen. Sie ritten auch auf der Reise, während er höchstwahrscheinlich zu Fuße ging. 1 Mos. 31, 4—17. 2 Kön. 4, 22—25.

14) Sie waren in Handarbeiten in frühesten Zeiten sehr geschickt. Dies geht z. B. schon aus der Arbeit an der Stiftshütte in der Wüste (2 Mos. 35, 25. 26) hervor, und in Betreff der späteren Zeiten vergleiche man A. Th. Hartmann, die Hebräerin am Putztisch, Amsterdam 1810.

15) Was ihre Moralität betrifft, so liefern hierfür wol die zehn Gebote einen schlagenden Beweis. Vergleiche überdies noch 3 Mos. 19, 29. 5 Mos. 23, 18.

16) Ihren Anstand in der Kleidung finden wir 2 Sam. 1, 24 erwähnt, ja die heilige Schrift zeigt uns bei den Israelitinnen den größten Luxus und Aufwand in der Kleidung.

17) Die religiöse Kenntniß der jüdischen Frauen finden wir 5 Mos. 31, 12 erwähnt.

18) Ein bekannter und sehr erheblicher Unterschied zwischen den Indianern und Hebräern besteht endlich darin, daß Erstere kaum eine Spur von Barthaaren haben und daß sie dieselben, wenn sie sich auch noch so schwach zeigen, sogleich ausrupfen, während hingegen bei den Juden ein religiöses Gebot den Bart schützt.

Aus diesen 18 Punkten wird wohl zu Genüge hervorleuchten, daß von einer Abstammung der Indianer von den zehn Stämmen durchaus nicht die Rede sein kann. So viele und so erhebliche Unterschiede werden sich nie mit der Idee einer gemeinsamen Abstammung in Einklang bringen lassen.

Nach den Beobachtungen und mühevollen Untersuchungen, die ich über diesen Gegenstand angestellt habe, glaube ich zu dem

sicheren Resultat gekommen zu sein, daß die Indianerstämme eher mit der mongolischen Race zu vergleichen sind, mit welcher sie sehr große Aehnlichkeiten haben.

Es ist anzunehmen, daß die Vorfahren der Indianer von Asien über die Behringsstraße kamen, wie auch andere Forscher mit ziemlicher Sicherheit annehmen und wie sich noch heutzutage in den russischen Besitzungen in der Nähe dieser Straße zahlreiche Indianerstämme finden.

Capitel 5.

Reise nach Oregon.

Am 12. Februar 1861 begab ich mich auf das Dampfboot Santa Cruz, um nach Portland zu fahren.

Als wir die Meerenge von Fuca verließen, wurden wir von einem heftigen Sturme überfallen und mußten in Navy-Bay einlaufen. Während unseres Anlegens besuchte uns eine Anzahl Indianer, die den verschiedenen hier wohnenden Stämmen angehörten, und die mannigfachsten Producte indianischen Kunstfleißes zum Verkaufe anboten. Ich kaufte einige von ihren Miniaturbooten, und erfuhr, daß sie diese niedlichen Geräthschaften dadurch verfertigen, daß durch Feuer und einen scharfen Stein die hierzu nöthigen kleinen oder großen Bäume gefällt und sodann ausgehöhlt werden. Man sieht also, daß das ganze Werk auf eine so einfache Weise vollendet wird, daß es wohl schwerlich einem europäischen Künstler gelingen dürfte, mit so einfachen Hülfsmitteln etwas in seiner Art so Vollendetes zu Stande zu bringen.

Tags darauf erschien bei uns ein Indianer mit seiner Tochter, einem Mädchen, das sehr ansehnlich, ja für eine Indianerin beinahe schön zu nennen war und das der zärtliche Vater den Passagieren zum Kaufe anbot. Ich machte ihm Vorwürfe hierüber, er aber erwiderte ruhig, die dunklen Mädchen zögen die weißen

Männer vor, und er könne deshalb nichts Arges in seiner Handlung finden, zumal er wisse, daß seine Tochter entweder als Frau oder Dienstbote verwendet werden würde, und überhaupt für einen solchen Zweck geschaffen sei. Als er sah, daß sich doch wohl kein Käufer zu seinem Kinde finden werde, bot er dasselbe zur Miethe an, wofür er drei Dollars forderte.

Am 14. Mittags verließen wir Navy Bay, und erreichten am folgenden Tage Vormittags 10 Uhr Astoria.

Diese Stadt erhielt, wie gesagt, ihren Namen im Jahre 1805 von Johann Jacob Astor, und zählt nicht mehr als 200 Einwohner. Dies zeigt im Vergleich mit früheren Jahren, wo hier bedeutender Handel getrieben wurde, eine sehr beträchtliche Abnahme. Daselbst ist ein Zollgebäude, eine Freimaurerloge, ein Mäßigkeitsverein, zwei Kirchen, und eine öffentliche Schule.

Um 2 Uhr Nachmittags verließen wir Astoria, und erreichten am 16. früh um 2 Uhr Portland. [1])

---

[1]) Oregon. Wir geben hier aus dem Werke: Illustrirte Geographie von Nord- und Südamerika von Wilhelm Rapp, zweite Auflage, Philadelphia 1857, eine geographische Beschreibung dieses Landes:

Oregon ist der westlichste Theil des Vereinigten Staatengebietes, grenzt im Norden an das Territorium Washington, im Osten an die Felsengebirge, im Süden an Utah und Californien, im Westen an den stillen Ocean. Es liegt zwischen 42 Grad und 46 Grad 20 Min. nördlicher Breite und 109 Grad 30 Min. und 124 Grad 30 Min. westlicher Länge, und hat einen Flächeninhalt von 188,000 Quadratmeilen.

Das Territorium ist ein eigentliches Gebirgsland: im Osten erheben sich die Felsengebirge bis zu 13,570 Fuß, zwischen ihnen und dem stillen Ocean ziehen sich die blauen Berge in südlicher Richtung hin, ihre Ausläufer nach allen Seiten versendend. Auch diese Gebirge erreichen zuweilen die Schneelinie, sind jedoch im Allgemeinen nicht über 3000—4000 Fuß hoch. Weiter westlich, von 60 Grad nördlicher Breite gegen den südlichen Theil von Obercalifornien zieht sich das Cascadegebirge mit seinen 13 bis 14,000 Fuß hohen Gipfeln: Mount Hood, Mount Jefferson, Mount Pilt.

In der Nähe des stillen Oceans streicht das Küstengebirge, übrigens nicht parallel mit demselben, sondern im rechten Winkel.

Der bedeutendste Strom Oregons ist der Columbia, der zum Theil die Nordgrenze bildet. Sein Nebenstrom, der Soake oder Lewis und seine Zuflüsse, Salmon, Honry u. s. w. durchfließen das große Thal zwischen den Felsengebirgen und blauen Bergen. Andere Zuflüsse des Columbia sind:

Auf dieser Reise hatte ich die ganze Schauspielertruppe von Stark zu Reisegefährten.

---

der Wallawalla, Umatilla, Willamelte. Der Umpqua und Rogues fließen aus dem südwestlichen Theile direct in den stillen Ocean. Der Columbia ist 130 Meilen weit für größere Schiffe zugänglich, auch der Willamette, Umpqua und Klamath sind schiffbar. Zwischen den Cascade- und blauen Bergen befinden sich einige kleinere Seen. Oregon besitzt an seiner Küste keine bedeutende Bay und die meisten seiner Häfen sind schwer zugänglich. — Der östliche oder obere Theil Oregons ist wegen seines dürren Gebirgsbodens beinahe gar nicht bebaubar und auch der mittlere Theil bietet nichts als gute Viehweiden, und selbst diese nur an einzelnen Plätzen, um so fruchtbarer ist aber der westliche Theil; namentlich das Willamelte-, Umpqua- und Rogue's Riverthal. Berühmt ist Oregon wegen seiner gigantischen Fichtenwälder; besonders die Lambertsfichte bringt es zu einer riesenhaften Höhe (nahezu 300 Fuß und einem Umfang von 30—40 Fuß.) Sie dient vorzüglich als Bauholz und wird in großer Masse nach Californien und den Sandwichinseln ausgeführt. Andere Hölzer sind die Ceder, Eiche, Weide, Erle u. s. w. Von wilden Thieren Hirsche, schwarze und Grizzly-Bären, Elenns, Füchse, Wölfe, Antilopen, Biber u. s. w. Im Frühling und Herbst große Schwärme von wilden Gänsen und Tauben und anderen Wasservögeln. Ueber die Mineralien des Landes ist noch wenig bekannt, doch sollen sich im Rogues Riverthal und zu Port Oxford reiche Goldminen befinden.

Wie alle westlichen Küstenländer hat auch Oregon ein milderes Klima, als die Staaten an der östlichen Küste. In den Küstengegenden ist der Winter kurz und der Sommer trocken und angenehm; im mittleren Theile sind die Sommer ebenfalls trocken und die Winter viel strenger. Im oberen Theile ist die Witterung ganz unbeständig und wechselt oft an einem Tage mehrere Male.

Die Bevölkerung Oregon's betrug im Jahre 1850 außer einigen Indianerstämmen über 13,000, darunter 200 Farbige. Von den Weißen war nur ein kleiner Theil im Lande geboren, die meisten waren aus andern Theilen der Union und nicht Wenige aus Deutschland, England, Frankreich und Irland. Seither hat sich die Zahl der Eingewanderten wenigstens verdreifacht. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Ackerbau. Waizen, Hafer, Gerste, Rüben und beinahe alle Gemüse und Obstarten der mittleren Staaten gedeihen vortrefflich. Das Manufacturwesen ist noch in der Kindheit, bedeutender ist der Handel: Oregon ist durch eine regelmäßige Dampfbootlinie mit San Francisco verbunden und exportirt nach Californien Bauholz, Mehl, Schweine- und Rindfleisch, Eier, Hühner, Butter. Nach den californischen Goldminen werden große Viehheerden getrieben und

Portland, Mullnemah County, Staat Oregon.

Diese Stadt liegt am Willametflusse, hat eine Bevölkerung von 3000 Seelen, eine öffentliche Schule, ein Seminar und eine Privatschule der barmherzigen Schwestern. Fast alle christlichen Glaubensbekenntnisse sind hier mit Kirchen vertreten. Der Hafen wird regelmäßig von Schiffen aus San Francisco, Victoria und Astoria besucht.

Eine Postchaise unterhält täglich die Communication mit San Francisco. Der Ort hat ein Gefängniß, dessen Verwaltung aber der Staat nicht selbst in Händen hat; — dieselbe wird vielmehr einem Privatmanne gegen eine Pauschalsumme übertragen. Nur das Gebäude selbst ist Staatseigenthum.

Ferner hat die Stadt drei Dampfsäge-Mühlen, eine Mehlmühle und viele andere mechanische Etablissements, so wie auch Gas- und Wasserleitungen.

Es wohnt hier eine bedeutende Anzahl von Kaufleuten, von denen Einige von den östlichen Staaten einführen, der größte Theil bezieht seine Waaren von dem nahen San Francisco.

Die hauptsächlichsten Erzeugnisse des Landes, die es wiederum dem Auslande bieten kann, sind Weizen, Bauholz, Rindvieh und Baumfrüchte.

Daselbst existiren drei Zeitungen, welche täglich erscheinen, nämlich der „Advertiser", die „Times" und der „Oregonian"; außerdem erscheinen hier noch mehrere Wochenschriften.

Ferner befindet sich hier ein geräumiges Theater, ein Hospital, ein Regierungs-Gerichtshof, ein Obergerichtshof, und die vier Districtsgerichtshöfe des Staates Oregon, welcher Staat gegen 60000 Weiße zählt. Die Stadt wurde im Jahre 1844 gegründet und als der Regierung gehöriges, kostenfreies Land aufgenommen, später jedoch

---

auch mit Rio Janeiro, Europa und den Sandwichinseln sind Verbindungen angeknüpft.

Das Schulwesen wird in neuerer Zeit sehr gefördert, auch bestehen mehrere Akademien. —

Die Regierung wie in den anderen organisirten Territorien.

Ortschaften: Oregon City, am rechten Ufer des Willamette, etwa 1000 Einwohner. — Portland, am Willamette, 15 Meilen von seiner Mündung, sehr handels- und gewerbthätig, mit ungefähr 6000 Einwohnern. — Milton mit 700 Einwohnern u. s. w."

durch einen Congreßact als Stadt und mit Stadtrechten anerkannt. Im Verhältnisse zu seiner Größe hat Portland die am besten eingerichteten Feueranstalten unter allen Städten an der Küste des stillen Meeres. Drei Feuerspritzen-, und eine Haken- und Leiter-Compagnie befinden sich hier. Die Spritzen sind von bester Qualität, von den östlichen Staaten importirt, und Alles befindet sich überhaupt in der besten und vollkommensten Ordnung. Die Compagnien sind zusammengesetzt aus Bürgern, die ihre Dienste freiwillig leisten. Die Stadt trägt die zur Unterhaltung der Maschinen nothwendigen Kosten.

Portland hat ferner zwei Freimaurerlogen, eine Loge der „Sonderbaren Brüder", einen Mäßigkeitsverein, ein „Royal-Arch-Chapter" und ein „Encampment". Beide Maurerorden und eine hibernische (irländische) Gesellschaft verfolgen hauptsächlich Wohlthätigkeitszwecke.

Die Stadt befindet sich in einem blühenden Zustande. Das Klima ist milde und angenehm, und der Gesundheitszustand der Einwohner ein ganz vortrefflicher. Es ist ganz ohne Zweifel, daß Portland immer verbleiben wird, was es auch jetzt schon ist, die Hauptstadt von Oregon.

In der Stadt Portland befinden sich gegen 100 Israeliten, und im ganzen Staate Oregon ungefähr 250. Trotzdem daß alle in diesem Staate wohnenden Juden wohlhabend sind, legt doch bloß ein Begräbnißplatz sichtbare Kunde ab von ihrem religiösen Gefühl und Bedürfniß. Seit längerer Zeit gingen sie mit dem Gedanken um, eine Synagoge zu bauen, welche, wie ich später in Californien erfuhr, nunmehr wirklich in Angriff genommen ist.

An den Feiertagen vereinigen sie sich zum öffentlichen Gottesdienst, doch unterhielten sie früher weder einen Chasan, noch einen Schochet, kürzlich aber engagirten sie einen Chasan und einen Lehrer für ihre Kinder zum Unterrichte im Hebräischen. Letzterer erhält jährlich 1000 Doll.

Von ihrer Wohlthätigkeit kann ich nicht allzuviel Rühmliches erzählen, sondern muß, um der historischen Treue gerecht zu werden, gerade das Gegentheil berichten. Sie sind im höchsten Grade engherzig. Möglicherweise hat das kalte und feuchte Klima auch auf ihr Herz, alles warme Gefühl ertödtend, eingewirkt.

Während meiner Anwesenheit in Portland erfuhr ich, daß

der amerikanische Indianer-Agent Kane in der Stadt sei. Ich ersuchte ihn, mir einige Einzelheiten über die Schlangen-Indianer mitzutheilen. Er bedauerte dies nicht zu können, versprach mir aber, sobald er mit ihrer Geschichte und ihren Sitten vertraut sei, mir alle Fragen, von denen er eine Abschrift nahm, nach besten Kräften zu beantworten.

Diese Fragen waren folgende:

Erste Frage:

Glauben die Indianer (diejenigen, welche nie eine religiöse Unterweisung genossen haben), an einen einzigen Gott? Und bei welchem Namen nennen sie ihn? Glauben sie, daß er ein gnädiger oder ein nur strafender Gott sei?

Zweite Frage:

Glauben sie an die Existenz von Engeln oder Teufeln? Wie bezeichnen sie die[illegible] und welche Macht schreiben sie ihnen zu?

Dritte Frage:

Was ist ihr Glaube über die Erschaffung der Welt? Glauben sie, daß die Welt von Ewigkeit dagewesen oder daß sie einer Schöpfung ihr Dasein dankt? Wenn Letzteres der Fall ist, wie viel Jahre zählen sie seit dieser Schöpfung?

Vierte Frage:

Wie viele Jahre rechnen sie seit der Erschaffung des ersten Menschen? Unter welchem Namen ist der erste Mensch bei ihnen bekannt?

Fünfte Frage:

Wie viele Monate zählt bei ihnen ein Jahr; wie benennen sie ihre Monate, wie viel Tage hat ein Monat? Sind ihre Jahre alle gleich, oder kennen sie die Einrichtung der Schaltjahre? Berechnen sie ihre Jahre nach dem Laufe der Sonne oder des Mondes?

Sechste Frage:

Betrachten sie den ersten Tag von jedem Monat als einen Feiertag; haben sie einen Ruhetag, und wenn, an welchem Tage der Woche? Was für und wie viel Feier- und Festtage begehen sie? In welchen Monaten und an welchen Tagen des Monats? Wie lange dauern ihre Feste? Von wem oder woher haben ihre

Feste ihren Ursprung, und welche Bedeutung wohnt ihnen bei? Wie viel Jahre existirt ihr Glaube?

Siebente Frage:

Von wem stammen die Indianer ab, und unter welchen Namen waren ihre Vorfahren bekannt? Bis zu wie viel Jahren reicht ihre historische Erinnerung hinauf? Sind ihre Vorfahren von einem fremden Lande eingewandert und woher?

Achte Frage:

Glauben sie an eine Belohnung guter und eine Bestrafung schlechter Thaten? Glauben sie, daß Belohnung oder Strafe in dieser oder in der zukünftigen Welt seien?

Neunte Frage:

Glauben sie an Träume, Prophetie und Vorherverkündiger der Zukunft? Von welcher Art ist dieser Glaube, und wie weit erstreckt er sich? Haben sie gegenwärtig Propheten oder Weissager unter sich?

Zehnte Frage:

Glauben sie an die Auferstehung der Todten oder an eine Seelenwanderung?

Elfte Frage:

Beruht ihr Glaube auf heiligen Schriften, oder nur auf mündlicher Ueberlieferung?

Zwölfte Frage:

Haben sie von dem Laufe der Sterne einige Kenntnisse? Von wem und zu welchem Zwecke sind dieselben nach ihrem Glauben geschaffen?

Dreizehnte Frage:

Welche Ceremonien beobachten sie bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode? Welcher ist der Ursprung dieser ihrer Gebräuche?

Vierzehnte Frage:

Glauben sie, daß die Welt einst, und zu einer gewissen Zeit zerstört werde?

Fünfzehnte Frage:

Sind ihre Oberhäupter erblich, oder werden dieselben aus dem Volke gewählt? Wie viele Oberhäupter haben sie gehabt? Was waren ihre Namen? Wie lange regierte jeder derselben? Wie heißen die Familien, denen diese Oberhäupter entstammten?

Sechzehnte Frage:

Beten sie aus Büchern, oder einer Art von Bibel, oder nicht? Wenn nicht, was ist die gewöhnliche Art ihrer Gebete? Sollte nicht eine Abschrift ihrer Gebete zu haben sein?

Siebenzehnte Frage:

Ist bei ihnen ein Glauben vorhanden an die endliche Vereinigung aller Menschen und ihrer Religionen?

Bei meiner Anwesenheit bei den Indianern, die ich leider nicht auf so lange Zeit ausdehnen konnte, um mir die Bekanntschaft ihrer Ti (Geister) zu verschaffen, wodurch mir die Antworten auf alle diese Fragen in Bezug auf die von mir besuchten Stämme allein ermöglicht sein würde, habe ich doch Folgendes von ihnen selbst in Erfahrung bringen können, was ich hier zur Ergänzung dessen, was ich über Religion der Indianer bemerkte, nachfüge.

Sie glauben an ein unsichtbares allmächtiges Wesen, das über Alles was besteht die Herrschaft hat und nennen es Sah-ha-ly-ti (Geist der Geister). Sah-ha-ly-ti belohnt die Guten und straft die Bösen. Dabei aber glauben sie an Teufel und böse Geister, die den Menschen Schaden zufügen und die man deshalb nicht reizen darf. Die ihre Todten begrabenden Stämme glauben an ein Leben nach dem Tode; während diejenigen, welche ihre Todten verbrennen, der Ansicht sind, daß mit dem Tode auch der Geist sterbe. Einige Stämme glauben gegen ihre alten hinfälligen Menschen eine Pflicht der Humanität zu erfüllen, wenn sie dieselben tödten, um sie von den Beschwerden des Alters und Siechthums zu befreien. So tödten öfters Söhne ihre eigenen Väter aus kindlicher Liebe! Sie glauben, daß sich Sah-ha-ly-ti einzelnen Menschen im Traum offenbart, ihnen Befehle giebt und die Zukunft ihnen enthüllt. So trat Ende 1860 bei den Indianern der Umgegend von Valley-Valley (Washington Territory) ein Seher auf, der behauptete, Sah-ha-ly-ti sei ihm im Traume erschienen und hätte befohlen, daß die Indianer sich aufmachen sollten, alle Weißen zu vertilgen. Diese Verkündigung rief eine große Aufregung unter den Rothhäuten hervor, aber sie zögerten ihr nachzukommen, weil sie die Macht der Weißen fürchteten. Da wiederholte der Seher zwei Mal sein Gesicht und feuerte zur raschen Vernichtung

der Weißen auf, die Sah-ha-ly-ti den Rothhäuten überliefern wol[illegible]. — Die Häuptlinge mehrerer Stämme aber fürchteten, die Regierung der Union dürfte ihnen zuvorkommen und sie angreifen. Sie überlieferten deshalb den Seher freiwillig dem Commandanten des nächstbelegenen Forts, der ihn aufhängen ließ.

Capitel 6.

Oregon City, Clackemas Country.

Am 21. Februar bestieg ich das Dampfboot „Expreß", um mich nach Oregon City zu begeben, welche Stadt am Willamettefluſſe gelegen ist. Die Entfernung von Portland beträgt ungefähr zwölf Meilen.

Eine kurze Strecke flußaufwärts befinden sich zwei kleine Inseln, unter dem Namen der Rush-Inseln bekannt.

Auf dem halben Wege von Oregon-City bis zur Mündung liegt ein kleiner Ort an der linken Seite des Flusses, Milwaukie genannt. Diese Stadt war früher in einem blühenden Zustande, ist aber gegenwärtig im allmäligen Verfall begriffen. Ein zwei Quadratmeilen großer Fruchtgarten gränzt an die Stadt, und gehört einem Herrn Adair, der jährlich für 100,000 Dollars Früchte nach Californien verschifft.

Zwei Meilen weiter befindet sich ein Ort, der Osnego benannt ist. Die einzige Merkwürdigkeit dieses Ortes ist, daß er im Besitze einer höheren Bürgerschule und einer Sägemühle ist.

Drei Meilen weiter flußaufwärts befindet sich eine Ansiedelung, die nach den in den Monaten Juli und August daselbst stattfindenden starken und den Schiffern sehr gefährlichen Strömungen rapids (Strömungen) benannt ist. Etwas weiter befindet sich ein kleiner Fluß, welcher in den Willamettefluß mündet. Derselbe erhielt seinen Namen von einem Indianer-Oberhaupt, Clackemas, welcher in diesem Theile des Landes zu hausen pflegte.

Der Ausflug war ein wirklich angenehmer zu nennen, denn beide Ufer des Flusses boten einen romantischen und äußerst fesselnden Anblick dar. Gärten, bebaute Felder, weidende Viehheerden, hie und da mit Rehen und anderem Wild untermischt, entzückten das Auge in schönster Abwechselung, bis wir um halb zwölf Uhr Oregon City erreichten.

Diese Stadt wurde im Jahre 1842 von Dr. John Laughlin gegründet, und liegt an den Willamette-Wasserfällen. Der Ort enthält 500 Einwohner. Es ist daselbst ein Methodisten-Seminar, und eine baptistische Universität. Außer öffentlichen Freischulen existirt daselbst eine höhere Privatschule unter Leitung des Herrn Lev. D. Post.

Eine wöchentliche Zeitung erscheint hier, der „Oregon Argus." An Fabriken u. s. w. bestehen hier drei bedeutende Mehlmühlen, zwei Eisengießereien und eine Maschinenwerkstatt.

Ferner befinden sich in Oregon-City eine Feuerlöschungsgesellschaft, und eine Freimaurerloge. Es war dies die erste, welche an dieser Küste gegründet wurde. Ferner ein „Royal Arch Chapter", eine Loge der „Sonderbaren Brüder", ein Mäßigkeitsverein u. s. w.

Die Stadt ist jetzt nicht besonders im Zunehmen begriffen, sobald jedoch die Bevölkerung des Staates Fabriken im größeren Maßstabe in Anspruch nehmen wird, muß der Platz wegen seiner ausgezeichneten Wasserkraft von außerordentlicher Bedeutung werden.

Alle Waaren und Frachten des Landes, sowohl die flußaufwärts, wie die flußabwärts kommenden, müssen hier des Umschiffens halber umgeladen werden, was ein ausgedehntes Lagerungs- und Karrengeschäft hervorruft. Der Fluß ist unterhalb der Stadt während des ganzen Jahres schiffbar, oberhalb derselben jedoch nur während der drei Sommermonate.

Der Platz ist gewiß einer der gesundesten in Oregon.

Auf den Hügeln der Umgegend haust ein Indianerstamm. Es wird hier eine eigenthümliche Tabackspflanze gebaut, welche eine Höhe von 10 Fuß und ungefähr 12 Zoll im Durchmesser hat und welche den unter dem Namen Kinickinick so beliebten Rauchtaback liefert. Das Blatt dieser Pflanze wird Cynus genannt.

Von Oregon City ging ich nach Salem. Diese Stadt liegt ungefähr 40 Meilen von Oregon City entfernt, ist die Hauptstadt des Staates und zählt gegen 1200 Einwohner. Sie besitzt eine hohe Schule für Damen, zwei öffentliche Volksschulen, eine Freimaurerloge, eine blaue Loge der „Sonderbaren Brüder" und andere wohlthätige Gesellschaften.

Von Salem fährt man mit dem Dampfschiffe nach Albany, das 25 Meilen entfernt ist, nach Cravallis, das 9, und nach Eugen City, das 35 Meilen weiter liegt und von wo aus der Fluß nicht mehr schiffbar ist. Im Ganzen ist der Willamettefluß 133 Meilen fahrbar.

Von Eugen City fangen die Calapodiagebirge an, dann kommt man über den Rushberg nach Jacksonville.

Diese Stadt zog durch die Entdeckung eines werthvollen Quarzlagers, das unter dem Namen „Ish Claim" oder Erz bekannt wurde, in hohem Maße die Aufmerksamkeit der Durchreisenden auf sich, und erlangte in früheren Zeiten einige Berühmtheit. Jacksonville ist eine Ansiedlung, die halb aus Bergleuten, halb aus ackerbautreibenden Bewohnern besteht und in einem der schönsten Thäler, die die Welt besitzt, liegt.

Dieses Thal ist ungefähr 35 Meilen lang, von einer Meile bis zu zwanzig breit und gewährt, von welchem Platze aus man es auch betrachten mag, die reizendste und malerischste Ansicht. Seine immergrünen Abhänge, seine mit den herrlichsten Bäumen bewachsenen Hügel, sowie gutbebauten Farmen, die den schwarzen frisch vom Pfluge aufgewühlten Boden zeigen, das frische, blasse Grün des Weizens, welcher oben hervorzubrechen beginnt, kurz, Alles gewährt den Eindruck einer Landschaft, für die die Schönheit der Natur und der Fleiß des Menschen in gleicher Weise gesorgt haben. Von den hohen Bergen, die sich in fast unmittelbarer Nähe dem Auge des Betrachtenden darbieten, rieseln kleine Bächlein geschwätzig und murmelnd herab und setzen dann ihren Weg durch Eichenforste oder Getreidefelder fort, so daß durch sie fast der ganze südwestliche Theil des Thals bewässert werden kann.

Mitten um dieses Amphitheater voll Anmuth und Pracht liegt das blühende Städtchen Jacksonville, ein Platz, der für die

ganze Umgegend von großer Bedeutung ist, da von diesem Städtchen die Bewohner des Thales und der umliegenden Ansiedlungen ihre Lebensbedürfnisse beziehen. Crescent City macht an diesem Platze die meisten Geschäfte von allen an der Seeküste. Die Indianer machten den Bewohnern des ganzen Thales schon seit der allerersten Ansiedlung und seitdem noch immerfort viel zu schaffen. In einem Umkreise von 12 Meilen von Jacksonville leben ungefähr 120 Familien. Ungefähr 8 Meilen südwestlich von diesem Platze ist eine andere zu Bergwerken sehr vortheilhaft gelegene Gegend, welche „Sterlingville" heißt und die, wie man wohl hoffen darf, einer der ersten Plätze des Staates werden wird. Hier ist Alles zu Genüge vorhanden, das Einzige was fehlt ist das Wasser.

Die Gruben wurden im Februar von zwei Personen entdeckt, welche Cluggage und Port hießen und sich auf einer Entdeckungsreise nach Gold befanden. Im genannten Jahre standen in diesem Thale bloß drei aus Baumstämmen zusammengezimmerte Hütten.

Nach diesem höchst interessanten und lohnenden Ausfluge kehrte ich wieder nach Portland zurück.

Der Boden Oregons ist sehr zum Anbau geeignet, und es wird auch ein bedeutender Handel zwischen hier und Californien getrieben.

Die Ausfuhr besteht hauptsächlich in Butter, Eiern, Mehl und Baumfrüchten. Ferner nehmen hier Aepfel nnd Apfelmost eine Hauptrolle ein, und es werden dort Aepfel von einem solchen Umfange gezogen, daß sie manchmal acht Pfund wiegen.

In letzter Zeit (nach den Zeitungsnachrichten vom 2. November 1861) wurden in Nes Proses und an anderen Orten bedeutende Goldminen entdeckt. Ja, die Berichte hierüber lauten wahrhaft glänzend. So kamen zum Beispiel aus dem eben angeführten Platze, während meiner Anwesenheit 40.000 Dollars in Goldstaub nach Victoria. Auch wurden zur Zeit meines Daseins sehr bedeutende Kohlenlager entdeckt.

Ueberall findet man Israeliten zerstreut, welche sehr gute Geschäfte machen, häuslich und sparsam und deßhalb auch im Ganzen sehr wohlhabend sind.

Im verflossenen Jahre trat Oregon mit einer weißen Bevölkerung von 60,000 und einer farbigen von 20—30,000 Seelen als ein neuer Staat in die Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika ein.

Vancouver, Hauptstadt von Washington Territory.

Am 22. Februar bestieg ich den Dampfer Vancouver, um mich nach der Stadt gleichen Namens zu begeben, die 18 Meilen von Portland entfernt liegt. 12 Meilen von dieser Strecke werden auf dem Willamettefluſſe zurückgelegt und 6 Meilen auf dem Columbia, in welchen ersterer sich ergießt.

Diese Stadt wurde im Jahre 1820 von der Hudsonbay-Compagnie angelegt und wird als die schönste und als eine der gesundesten Städte am stillen Meere betrachtet. Von diesem Punkte genießt man eine herrliche Aussicht auf die schneebedeckten Bergkuppeln der Berge Hoods, St. Helen und Jefferson.

Die Stadt hat mehrere Kirchen, eine hohe Schule für Knaben, eine für Mädchen und eine öffentliche Schule (public school).[1])

---

[1]) Washington Territory. Wir entnehmen die geographische Beschreibung dieses Landes der oben erwähnten Geographie:

„Washington wurde im Jahre 1853 aus dem nördlichen Theile von Oregon zu einem besonderen Territorium organisirt. Es ist der nordwestlichste Theil des Vereinigten Staatengebietes und grenzt im Norden an die Straße von Juan de Fuca (die es von der Vancouversinsel trennt) und an Brittisch Amerika, im Osten an die Felsengebirge, im Süden an Oregon, im Westen an's stille Meer. Das Territorium erstreckt sich vom 46 Grad zum 49 Grad nördlicher Breite und vom 110 Grad zum 125 Grad westlicher Länge und hat einen Flächenraum von ungefähr 120,000 Quadratmeilen. Seine Formation gleicht derjenigen von Oregon. Die Hauptgipfel des Cascadegebirges sind daselbst der Sanct Helens und der Rainier, der erstere 13,000, der letztere 12,000 Fuß hoch. Der höchste Gipfel des Küstengebirges ist der Olympus, 8197 Fuß hoch.

Von Flüssen sind zu nennen: Der Columbia und seine beiden ebenfalls aus Brittisch Amerika kommenden Zweigflüsse, der Okanagan und Yakima; weitere bedeutende Zuflüsse desselben kommen aus den Felsengebirgen, darunter der Clarkes und Lewis. Der Chekalis ist außer dem Columbia der einzige bedeutende Fluß, der sich direct in den stillen Ocean ergießt. Die meisten Flüsse Washington's sind nur für Boote und Canoes

Sie ist der Sitz der Regierung und des Gerichtshofes der Vereinigten Staaten, auch hält der Obergerichtshof des Territoriums hier seine Sitzungen.

Die Stadt hat 1200 Einwohner und einen herrlichen geräumigen Hafen, welcher tief genug ist, um die größten Dampfböte aufnehmen zu können.

Hier befinden sich Gebäude für einen Gerichtshof und ein Gefängniß, ein Asyl der barmherzigen Schwestern, eine Freimaurerloge, ein Mäßigkeitsverein und eine irländische Wohlthätigkeits-Gesellschaft.

Der Boden in der Umgegend ist sehr fruchtbar und bringt Weizen, Hafer, Gerste, indianischen Weizen, Kartoffeln und alle Arten Gemüse und Baumfrüchte von bester Qualität hervor.

Die Stadt ist im schnellen Aufblühen begriffen und verspricht

---

zugänglich, außerdem wird die Schifffahrt durch die vielen Fälle und Stromengen erschwert.

An Bayen ist das Territorium ziemlich reich. Durch die Straße von Juan de Fuca ist der stille Ocean mit Admiralty Inlet, Puget's Sound und Hood's Canal, den drei Armen einer großen, sich in südlicher Richtung vom Georgia Golf an erstreckenden Bay, in Verbindung gesetzt; nur ist das Landen in diesen Buchten, welche die größten Schiffe zulassen, wegen der steilen Ufer schwierig. Die Mündung des Columbiaflusses ist wegen ihrer Sandbänke und Untiefen schwer zu passiren. Im östlichen Theile des Landes sind auch mehrere Seen. — Das Klima gleicht beinahe ganz dem von Oregon, ebenso der Boden, nur sind in Washington mehr Prairien. Auch an Waldungen und Bauholz hat es denselben Ueberfluß. Gleich sind auch die Thiere.

Ueber die Bevölkerung hat man noch keine statistischen Nachrichten. Die wenigen Weißen leben im freundlichen Verkehr mit den verschiedenen Indianerstämmen, da diese sehr friedlich und zum Theil, namentlich an Puget's Sound, civilisirt sind. Die Beschäftigung der Weißen und der civilisirten Indianer besteht hauptsächlich im Ackerbau, daneben wird namentlich Bauholz producirt und es erstehen daher an den geeigneten Plätzen Sägemühlen.

Ortschaften: Olympia, die Hauptstadt, am Südende von Puget's Sound in fruchtbarer Gegend mit gutem Hafen, Einwohnerzahl unbekannt, doch nimmt sie rasch zu.

Andere Ansiedlungen sind: Nesqually, Newyork, Port Townsend, u. s. w. an Puget's Sound und an Admiralty Inlet; Pacific City, Monticello, Fort Vancouver u. s. w. am Columbia."

bald Portland und Oregon zu verdunkeln; ihre Lage macht sie so außerordentlich geeignet zu einem Speditionsplatze nach dem Innern, daß sie sehr bald ihre Nebenbuhlerinnen überflügelt haben wird.

Die alte Festung der Hudson-Bay-Compagnie, welche im Jahre 1860 verlassen wurde, wird jetzt abgerissen, und der Grund für das Vereinigte-Staaten-Militair benutzt werden. Es soll eine Artillerie-Schule hier errichtet werden. Die Garnison befindet sich schon hier, sehr nahe bei der Stadt.

Fünfzig Meilen oberhalb liegen die Wasserfälle; deßhalb müssen die Güter, die dorthin gehen, vor denselben ausgeladen und fünf Meilen zu Lande transportirt werden, zu welchem Zwecke daselbst eine gute Straße angelegt worden ist. Hierauf werden die Güter wieder in Dampfböte geladen, nach den Dalles gebracht, dann wieder zu Lande transportirt und von da abermals in Dampfböten nach Valley-Valley geschifft, von wo sie dann auf Maulthieren und Wagen nach den Minen geschafft werden.

Das Land westlich von dem Cascadegebirge ist sehr waldig, das östlichere hingegen sehr holzarm, zum Getreidebau und zur Viehzucht jedoch ausgezeichnet.

In diesem Territorium sind ausgedehnte Steinkohlenlager entdeckt, die man gegenwärtig in großartigster Weise auszubeuten angefangen hat.

Ferner entdeckte man auch guten Kalkstein und viele andere nützliche Mineralien.

Der Columbiafluß wimmelt im Frühjahre von großen und fetten Lachsen, Stören und Stockfischen.

Die Kaufleute beziehen ihre Waaren größtentheils von San Francisco. Fünf Dampfboote befahren den Columbiafluß von diesem Platze aus.

Es giebt hier sechs jüdische Familien, welche alle wohlhabend sind.

Drei Dampfboote gehen täglich von Portland nach den Cascaden und zurück.

Die Entfernung von Portland nach Vancouver beträgt zu

Wasser 18 Meilen, zu Land aber nur 6 Meilen, von da nach den Cascaden 45 Meilen. Die Landreise, die man machen muß, um die Wasserfälle zu umgehen, beträgt 5 Meilen. Von Dalles nach einem Platze Dechutes sind 15 Meilen. Es sind zwei andere Boote im Bau begriffen, wovon eines noch höher hinauf nach Priest Rapid laufen soll.

Im ganzen Washington-Territorium, welches 13,000 weiße und 30,000 rothe Einwohner hat, hört man, wie mir die Leute versicherten, ebenso wie in Oregon, das ganze Jahr über keinen Donner.

Capitel 7.

Goldjagd in den Cascade-Gebirgen.

Der Herausgeber des „Vancouver Chronicle" war so freundlich, mir auf meine Bitte folgende charakteristische Schilderung der Goldjagd in dem Cascade-Gebirge zukommen zu lassen.

Eine ausführliche und vollständige Geschichte der Goldentdeckungen in den Cascadegebirgen, Reisebemerkungen und Zufällen, welche sich in diesen wilden und unbewohnten Regionen ereigneten, verbunden mit einer Erzöhlung von dem rothen Manne, welcher in diesem einsamen Winkel der Natur seine Tage verlebt, nebst seinen Sitten, Gewohnheiten, Traditionen, seiner Religion, u. s. w. von Loo-wit-lat-kla.

Was ist hier Gold?

Was gelbes, glänzendes, kostbares Gold? Mächtig genug, um Schwarz in Weiß und Häßlich in Schön zu verwandeln; um Unrecht zum Recht, Gemeines edel, Altes jung, den Feigen tapfer zu machen. — Warum das? Es vermag deine Priester und Diener hinweg aus deiner Nähe zu locken, es vermag kräftigen Männern das Kopfkissen unter dem Haupte wegzuziehen. Diese gelbe Salbe vermag Dieben eine Stellung zu verleihen und ihnen

Titel und Orden zu verschaffen, ja, sie gewinnt ihnen den Beifall der Senatoren auf der Richterbank.

Während der letzten 8 oder 10 Jahre waren die guten Leute dieser Ansiedlung und der unmittelbaren Nachbarschaft nur periodischen Anfällen des Goldfiebers unterworfen. Dasselbe verleitete kleine Compagnieen und einzelne Individuen, sich auf den Weg zu machen, um Tage und Wochen damit zuzubringen, die großen und kleinen Sandbänke des Ludwigsflusses, sowie die unebenen Ufer seiner Nebenflüsse um der nach ihrer Meinung darin enthaltenen Schätze willen zu durchforschen. Da diese Compagnien selten verfehlten, eine „Spur zu finden", so mußte natürlich ihre Zurückkunft die größte und mächtigste Aufregung hervorrufen, und ihr Erfolg war für mehrere Jahre hinreichend, Andere zu ähnlichen Unternehmungen aufzumuntern und anzuspornen.

Zur selbigen Zeit berichteten einige Leute, welche mit der Hudson-Bay in Verbindung standen, und einige Zeit in den Wasserfallgebirgen der Gegend, wo der nördliche Zweig des Ludwigsflusses entspringt, zugebracht hatten, von „guten Aussichten" auf Gold, die sich an einigen von Osten kommenden Nebenflüssen gezeigt haben sollten. Sogleich kehrte das Fieber und zwar mit verstärkter Macht zurück; einige Gesellschaften, vom thörichten Eifer angetrieben, zuerst das aufgefundene Eldorado auszubeuten, verließen mit sehr geringem Vorrath an Lebensmitteln und Geräthschaften die Ansiedlungen, um nach den Minen zu eilen. Diese konnten natürlich nicht lange ohne Mundvorrath vom Thale aus bleiben, zu welchem sie, wie zu erwarten war, sehr bald zurückkehren mußten. Diese zurückkehrenden Goldsucher wurden von allen Seiten mit neugierigen Fragen bestürmt. Wenn als Antwort der Goldsucher die kleinen Theilchen Goldstaub vorzeigte, die er als einzige Frucht zahlloser Waschungen und unsäglicher Strapazen gewonnen, so funkelten und glänzten die Augen seiner Zuhörer von innerer Aufregung. Jetzt freilich würden wohl solche Indicien eher zur Abschreckung, als zur Aufmunterung dienen können; damals aber wurden sie als unwiderleglicher Beweis für das Vorhandensein von unermeßlich reichen Goldgruben angesehen, und wenn der Miner erklärte, „nächste Woche" zurück-

kehren zu wollen, so kam gewöhnlich ein ganzer Haufe ängstlich besorgter Leute herbeigerannt, die sich erkundigten, ob sie nicht vielleicht mit an der Expedition theilnehmen und sich der Gesellschaft anschließen könnten.

Ich habe mir von einem Augenzeugen erzählen lassen, daß die Leute, die mit ihren, nur durch ein Mikroskop erkennbaren Goldproben nach den Ansiedlungen zurückkehrten, von einigen der Ansiedler wie Menschen angesehen wurden, welche ganz besonders von der Vorsehung begünstigt, welche „mit goldenen Löffeln in den Mäulern" geboren und von jeher „glückliche Hunde" gewesen wären. Diese Illusion wäre bald geschwunden, wenn die guten Leute nur nachgerechnet hätten, in welchem Verhältnisse die verlorene Arbeitszeit, die aufgewandte unendliche Mühe, die manchmal hingeopferte Gesundheit zu dem oft verschwindend kleinen Funde stand.

Im Jahre 1855 oder 1856, während des indianischen Krieges, als die Freiwilligen an der Chalacha-Fläche stationirt waren, entdeckten einige von ihnen bei ihren Streifzügen zwischen den Bergflüssen und den Nebenflüssen des nördlichen Zweiges des Ludwigsflusses an verschiedenen Stellen kleine Goldtheilchen. Einer der Entdecker versicherte mir, er habe an einer Stelle den Werth von 5 Dollars gefunden; ein Anderer hatte eine gewöhnliche Zündholzschachtel mit Goldstaub angefüllt und ein Dritter machte eine Beschreibung von einem Platze, von welchem er Schrotgold in einem Werthe von acht Dollars genommen haben wollte. Diese und ähnliche Berichte, von Zeit zu Zeit gegen verschiedene Personen geäußert, hatten zur Folge, daß eine große Zahl unternehmender Leute von sonst gesundem Urtheile wiederum von der alten Krankheit befallen wurde. Doch der Erfolg war ebenso schwach, wie der erste gewesen war. Viele verfehlten ihr Glück, weil sie entweder zu früh oder zu spät kamen, weil das Wetter bald zu naß, bald zu trocken, der Fluß bald zu hoch, bald zu niedrig, weil zu viel oder zu wenig Schnee war, u. s. w. Diese und ähnliche Gründe werden noch bis zum heutigen Tage angegeben, und weil sie ehrwürdig und durch die Sitte geheiligt sind, so bin ich überzeugt, daß Niemand, der auf seinen Ruf Rücksicht nehmen will, sich auch nur einen Augen-

blick erlauben wird, die Kraft oder den Werth derselben in Zweifel zu ziehen.

Die harten Zeiten, welche überall im Oregon und Washington Territory herrschten, waren in diesem kleinen Thal während des vergangenen Frühjahrs und Sommers besonders drückend, und haben noch in diesem Augenblicke Nichts von ihrer verheerenden Kraft nachgelassen. Der Wunsch, sich von einem solchen Drucke zu befreien, hat die Leute angestachelt, Mittel und Wege zu erspähen, auf denen es ihnen möglich wäre, ihre Steuern und Schulden zu bezahlen. Weder Getreide, noch Heu, noch Rinder sind zu verkaufen, selbst zu den niedrigsten Preisen, weßhalb denn auch das Geld in dieser Gegend so rar geworden, daß man gezwungen ist, Pferde, Bienenstöcke und Kälber statt Münze anzunehmen.

Vom Mai 1860 bis zum gegenwärtigen Schreiben sind die Berge und Ströme selten oder nie von Goldjägern verlassen gewesen. Die Berichte dieser Goldjäger waren eben so verschieden, wie die Charaktere der Abstatter.

Den letzten Bericht, den wir zu vernehmen Gelegenheit hatten, verdanken wir zwei Herren, welche sich ungefähr im September 1860 zu einer Entdeckungstour dorthin aufgemacht hatten. Ganz wie ihre Vorgänger fanden sie überall Gold, jedoch in solch unbedeutenden Theilchen, daß es ihnen höchst schwer ward, dasselbe zu sammeln. Nach den Berichten jedoch, welche sie in einigen Zeitungen gaben, waren ihre Mühen endlich mit Erfolg gekrönt.

Sie sagten, daß Gruben entdeckt worden wären, welche drei Dollars per Tag für den Mann abwerfen. Gewiß ist eine solche Erscheinung geeignet, den Eifer für die Minen am Ludwigsflusse auf's Neue zu erwecken, jedoch habe ich bis jetzt nichts von angekommenem Goldstaub in diesem Thale sehen können, auch habe ich nichts davon gehört, daß vielleicht irgend ein unternehmender Geist auf diese Berichte hin eine Bank und ein Comptoir zum Aufkaufen des zu findenden Goldes hier etabliren wollte. Auch erfuhr ich, daß einer dieser beiden oben erwähnten Herren zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß „die neuen Goldgruben" ihm doch nicht genug abwerfen werden.

Im Laufe des Augusts 1860 machten sechs oder acht Herren

den Vorschlag, eine kleine Gesellschaft zu bilden, welche den neuen Weg nach Kalima ziehen sollte, um dort eine Zeitlang die Landluft zu genießen. Bevor sie jedoch ihr Vorhaben zur Ausführung bringen konnten, erhielten sie die Nachricht von den reichen, an dem Nordzweige des Ludwigsflusses entdeckten Goldminen. Der frühere Plan des Ausflugs wurde alsbald dahin erweitert, daß man das dulce cum utili vereinen oder, in's Amerikanische übersetzt, daß man neben dem Vergnügen auch die Auffindung des edlen Metalls im Auge haben wollte. Es regte sich plötzlich das Verlangen, diese „ungewöhnlich interessante" Gegend vollständig und gründlich kennen zu lernen. Um nun aber diesem hohen wissenschaftlichen Triebe vollständig Genüge leisten zu können, fand es unsere Gesellschaft angemessen eine ganz gehörige Ausstattung an Minenwerkzeugen anzukaufen, sich mit einem vermehrten Mundvorrath zu versehen, und mit dem unabänderlichen Entschluß, den Elephanten — mit oder ohne Rüssel — zu sehen, richteten sie ihre Schritte nach der Goldregion an den Quellen des Ludwigsflusses. Die Geschichte der Fortschritte dieser neuen Gesellschaft, der ich selbst anzugehören die Ehre hatte, und des Erfolges ihrer Arbeiten will ich versuchen, hier mitzutheilen.

Diese neue Gesellschaft machte sich am 19. September auf den Weg, um die „Neuen Minen am Ludwigsflusse" zu besuchen. Eines unserer Pferde wurde sehr unwillig, als es statt seines Herrn die todte Ladung auf dem Rücken fühlte. Möglich, daß das edle Roß sich gegen die materialistische Verkommenheit unserer Tage empört hat; jedenfalls ging es ihm, wie es den meisten Idealisten zu gehen pflegt, es fand sich in seine entehrende Bestimmung. Als man nun aber im Vertrauen hierauf es mit den übrigen Packthieren losließ, da regte sich plötzlich der alte Trotz und mit mächtigem Ruck und mit den künstlichsten Bewegungen suchte das edle Roß die seinem Charakter und seinem Wesen widersprechenden Fesseln zu brechen. Vergebens, ebenso, wie mancher jugendliche Held sich nach den Träumen einer ungebundenen Freiheit mit Demuth und Gelassenheit in das trockene und unpoetische Leben hat finden müssen, so mußte auch unsere Rosinante sich in den Beruf fügen, den ihr das Verhängniß angewiesen und den sie, obwohl sie deutlich genug ihre Verachtung

zu erkennen gab, mit philosophischer Ruhe und Gleichmuth trug. Das war wohl ein höchst widriges Omen für unsere Unternehmung, die ja aus einer idealistischen „Wanderung zur Quelle der Natur" zu einem Nachjagen hinter dem Götzen der Erde, dem Golde, geworden war.

Indem wir von Neuem unsere Reise antraten, kamen wir ungefähr vier Meilen auf unserem Wege vorwärts, bis wir zu dem Hause eines Herrn gelangten, der gerade abwesend war. Wir nahmen sogleich friedlichen Besitz von dem Hause und machten es uns so bequem wie möglich. Da nur ein einziger unter uns war, der je seine Heimath verlassen hatte, so übertrugen wir diesem das Amt eines „Glockenknaben", welches Amt er denn auch mit der gehörigen Würde übernahm. Weil nur ein einziger Pfad hier vorhanden war, wir keine Flüsse zu durchwaten hatten und von keinen Wölfen beunruhigt wurden, ward es unserem neuerwählten „Glockenknaben" höchst leicht, sein Geschäft zu unserer allseitigen Zufriedenheit zu versehen, und wir reisten munter nach der Musik der Pferdeglocke. Plötzlich, — der geneigte Leser mache sich auf das Schrecklichste gefaßt, was seine Phantasie zu ersinnen, sein Herz auszubrüten vermag; plötzlich — verstummte die Musik, und der Zug gerieth in's Stocken. Unser Führer war in der Klemme; ein Pfad wich hier von dem unsrigen ab, und welcher nun von beiden einzuschlagen sei, das uns anzugeben, reichte seine geographische Kenntniß nicht hin. Wir schlugen den Pfad rechts ein, der in ein dichtbewachsenes Gebüsch führte, und unser Leben nicht weniger, als das der Thiere gefährdete. Unsere Rosinante fiel über einen Baumstamm. Der Glockenknabe schlug einen Richtweg nach dem Fußpfade ein, welchen wir ohne Schwierigkeit verfolgten, bis wir an Camas Prairie kamen. Diese kleine Ebene ist sehr gut bewässert, und wird in kurzer Zeit sehr werthvoll für Viehzucht und Getreidebau werden. Wir sahen viele Bären in dieser Gegend und machten uns daher auf die Jagd, indeß wollte es uns durchaus nicht gelingen, eines dieser Thiere zu erlegen, dessen Fell uns als Trophäe hätte dienen können.

Eine halbe Tagereise brachte uns nach Chalacha, einer schönen, wellenartig geformten Ebene, die wahrscheinlich gegen 3000 Acres Land enthält. Früher waren einige wenige Anlagen auf derselben,

die aber während des indianischen Krieges verlassen wurden. In der letzten Zeit haben wieder einige Familien sich von Neuem an den alten Orten angesiedelt. Unähnlich der Camasprairie ist diese Fläche ringum von hohen Bergen umgeben, welche ihr das Ansehen gänzlicher Abgeschlossenheit und Einsamkeit verleihen.

Von der Kreuzung am Ludwigsflusse bis zu diesem Platze führt der Weg durch schönes Land, von dem ein nicht geringer Theil der höchsten Cultur fähig ist; das Bauholz ist prächtig und Bäche des schönsten Wassers rieseln durch den Wald, so daß die ganze Natur dieser Gegend den Pionier einladet, den von der Natur so reich bedachten Boden in Besitz zu nehmen.

Unsere Ankunft in Chalacha erregte nicht ein solches Aufsehen, wie es einer Expedition von so weitgreifender wissenschaftlicher Bedeutung gebührt hätte, wir trösteten uns jedoch damit, daß selbst die Ankunft Seiner Königlichen Hoheit vielleicht hier keine große Aufmerksamkeit hervorrufen werde, da die Bevölkerung von Chalacha summa summarum 20 Personen beträgt.

Kurz nachdem unser Lager aufgeschlagen war, wurden wir von einem Miner besucht, der gerade von den Goldgruben über den Canyon gekommen war. Sein Bericht lautete so vortheilhaft, daß wir beschlossen, unser Hauptquartier hier zu etabliren, und uns am nächsten Morgen auf den Weg nach dem Canyon zu machen.

Bevor wir uns aufmachten, schlossen wir einen Vertrag, daß dieser Miner unser Führer werden sollte. Zur Zeit unserer Abreise war er jedoch nicht ganz reisefertig. Wir schlugen die angegebene Richtung ein, und begannen eine der mühsamsten und unangenehmsten Reisen, die man sich nur denken kann. Unser Mann kam uns nicht nach, wie er versprochen hatte. Wir erfuhren später, daß er die andere Seite des Weges eingeschlagen, um die nöthigen Anordnungen zu Ansiedlungen zu treffen, damit er „die nächste Woche" zurückkehren könne.

Am Morgen des 23. erhoben wir uns vor Sonnenaufgang. Unsere Seele war voll von Hoffnung und Begeisterung, denn drei Meilen waren wir noch von dem Orte entfernt, wo uns nach der bestimmten Versicherung glaubwürdiger Männer gegen nicht allzuschwere Arbeit ein täglicher Gewinn von 5—10 Dollars erwartete.

Nach einem Frühstück machte unsere Gesellschaft sich ernsthaft an's Werk, um Gold aufzusuchen. Das ganze Ufer, östlich vom Flusse, war schon gründlich untersucht. In jeder Pfanne von Sand oder Erde war die Goldfarbe, jedoch war dieses Gold so fein, daß das nackte Auge es kaum entdecken konnte. Wir schlugen eine Brücke über den Fluß, und gingen so nach der anderen Seite, wo wir jede Sandbank und jeden kleinen Strom untersuchten. Endlich kamen wir bei dem Loche an, von welchem mir ein Herr versichert hatte, daß er in wenig Stunden 5 Dollars herausgenommen habe; uns wollte es jedoch nicht gelingen „die Farbe zu finden." Mit etwas abgekühltem Enthusiasmus erreichten wir wieder unseren Lagerplatz, indem wir von unserer Expedition allerdings keine materiellen Güter mitbrachten, dagegen bedeutend weiser geworden waren.

Zwei Tage noch wandten wir an mühsame Erforschungen in der Gegend des Big Canyon Creekflusses und überzeugten uns bald, daß wir in keiner Goldregion waren. Hätten wir nicht der Versicherung von Männern, zu deren Rechtschaffenheit wir festes Vertrauen hegten, geglaubt, daß die Plätze, welche sie beschrieben, sehr reichlich den Arbeiter lohnten, wir würden keinen Augenblick der Idee auch nur Raum gegeben haben, daß hier Gold in großen Quantitäten gefunden werden könne, denn weder die geologische Bildung des Landes, noch ein Vergleich seiner äußeren Erscheinung mit der wirklicher Goldgegenden konnten diese Vermuthung rechtfertigen. Indem wir also vorläufig den Hauptzweck unseres Ausfluges verfehlt hatten, richteten wir unsere Blicke nach dem Hauptquartier am Chalacha, untersuchten die kleinen Ströme am Wege, und erreichten unser Feldlager ungefähr den 24. Mittags.

Da wir uns immer noch nicht der Hoffnung entschlagen konnten, die Stellen zu finden, welche 10—12 Dollars per Tag abwerfen würden, so beschlossen wir, unsere Reise in der Richtung des Berges St. Helen wieder aufzunehmen. Die Ursache, die uns zu dieser Hoffnung veranlaßte, war der Gedanke, daß das feine Gold, welches wir in jeder Sandbank entdeckten, ursprünglich größeren Stücken angehörte. Diese, glaubten wir, seien von den Gewässern bei ihrem Zusammenflusse über die Wasserfälle in die

ordentlichen Becken geworfen, wo dann durch das fortwährende Rollen der Felsen die größeren Klumpen zu jenen mikroskopischen Theilen reducirt worden seien. Diese „ursprünglichen Niederlagen“ oder Klumpen zu finden, war nunmehr unsere Aufgabe. Wir begaben uns also nordwärts auf der Simcoestraße vorwärts, bis wir das Flußthal, ungefähr sechs Meilen östlich von Chalacha erreichten. Das Thal ist an der südlichen Seite sehr schmal, sandig, arm und unfruchtbar. An der nördlichen Seite ist die Qualität des Landes weit besser, die beschränkte Ausdehnung des Bodens jedoch wird sich für viele Jahre der Ansiedelung in den Weg stellen. Zwei Meilen nach der „oberen Kreuzung“ des Ludwigflusses durchwateten wir einen sehr stark rauschenden Strom, der dem reinsten Krystall an Durchsichtigkeit und dem Eise an Kälte nichts nachgab.

An einer Stelle unmittelbar neben der Straße bildet dieser kleine Fluß einen der lieblichsten kleinen Wasserfälle, den man sich denken kann. Der Strom wird nämlich durch Felsen getheilt, und springt dann über einen 50 Fuß tiefen Abgrund, um am Boden sich wieder zu vereinigen, so daß er vereint mit dem prachtvollen Forste von Fichten und Cedern, den er durchströmt, den herrlichsten Anblick gewährt. Eine weitere Meile brachte uns nach der Spilyeei-Ebene, wo wir unser Nachtquartier aufschlugen. Diese prachtvolle Ebene enthält 500 Acres fast gänzlich ebenen Landes, das mit dem reichsten Grase bedeckt ist. Das Holz rings umher ist prachtvoll, Cedern, Fichten, Schierling und Ellern wachsen zu einer unermeßlichen Höhe empor. Im Gegensatze zu fast allen anderen Wäldern dieses Landes ist dieser Forst gänzlich frei von jenem starken Unterwuchs, welcher das Lichten so langweilig, so mühsam und so kostspielig macht. Es finden sich hier keine Spuren von Gold, ich zweifle jedoch nicht, daß die zweckmäßige Bebauung des Landes einem betriebsamen Manne einen größeren Gewinn abwerfen würde, als irgend eine der kürzlich entdeckten Goldgruben bei derselben Arbeit und Betriebsamkeit einbringen kann. Die nächsten Meilen lief unsere Straße nahe am Ufer des Flusses hin, bis wir zu einem kleinen Thale gelangten, welches gänzlich von vulkanischen Felsen bedeckt war. Südlich von uns, an der entgegengesetzten Seite des Flusses erhebt sich

ein ungeheurer Berg von vulkanischem Ursprunge, der sich in fast senkrechter Richtung bis zu den Wolken emporthürmt. An der Westseite dieses Berges eilt der Fluß mit einer fürchterlichen Geschwindigkeit mehrere Meilen weit hin.

Wir verirrten uns so, daß wir kaum noch wußten, wohin wir unsere Schritte zu lenken hatten. Spät Nachmittags traf Einer von unserer Gesellschaft plötzlich einen Indianer, der vor Schreck ganz außer sich kam. Und das war in der That kein Wunder, denn da unser Mann in der Chinoksprache ganz unbewandert war, so kam er dem Indianer wie irgend ein böser Dämon vor, der es auf sein Leben abgesehen habe, eine Vorstellung, die dem armen Manne eine so entsetzliche Furcht einflößte, daß er an allen Gliedern zitterte. Unser Dollmetscher machte ihm indeß bald verständlich, daß wir keine Dämonen, sondern nur unschuldige Reisende wären, die ihren Weg verfehlt hätten. Während wir noch mit ihm im Gespräche begriffen waren, machte uns ein anderer Sivash-Indianer, John Boston, seine Aufwartung und belehrte uns, daß wir nach der Seite der vulkanischen Felsen zurückkehren müßten. Da der Weg dorthin sehr schwer zu finden und auch ein ziemlich unbequemer Berg dabei zu übersteigen war, so machten wir dem ersterwähnten Indianer, John Staps mit Namen, den Vorschlag, das Amt eines Lootsen zu übernehmen. Er willigte ein, unter der Bedingung, daß wir bis zum zweitnächsten Tage warten wollten; er verbreitete sich ausführlich über die Schwierigkeiten des Weges und versicherte uns, daß es für Weiße unmöglich sei, die Spitze des Berges zu erreichen. Wir verspürten keine Lust, zwei Tage ohne Beschäftigung in dieser Wüstenei zuzubringen, und versuchten deßhalb John zu überreden, den andern Morgen die Reise anzutreten. Er hatte indeß hiergegen viele Einwendungen und behauptete allerlei andere dringende Dinge zu thun zu haben. Selbst unser hauptsächlichstes und unfehlbarstes Mittel, der „allmächtige Dollar", wurde mit eben so wenig Erfolg wie unsere Beredtsamkeit, in Bewegung gesetzt. Wir brachten also die Zeit mit Jagen und Goldsuchen zu, und erkletterten einen hohen Berg, von wo aus wir den St. Helens deutlich sehen konnten.

Capitel 8.

Zur bestimmten Zeit kam Staps, sein Freund und ein alter blinder Indianer. In weniger als einer halben Meile begann nun wirklich das Besteigen des St. Helens, von dessen Höhe man sich ungefähr daraus einen Begriff machen kann, daß die Entfernung vom Fuß bis zum Gipfel 20 Meilen beträgt. Hier trafen wir die Familie von John Staps, bestehend aus einer Indianerin, einem Knaben in einem Käfig und einem jungen Hunde. Die Indianerin saß auf dem Boden mit einem Kessel zwischen ihren Knieen und aß, während das kleine Kind an einen Baum angelehnt war und daselbst sein Frühstück, das aus Beeren bestand, einnahm. Der kleine Hund dagegen schien einer größeren Freiheit zu genießen, er stieg in den Kessel und bediente sich selbst.

Trotz des Ekels, welchen der Anblick der Staps'schen Familie bei uns Allen hervorrief, hatte einer unserer jungen Gefährten, von dem angenehmen Aussehen der Beeren angelockt, den Muth, in den Kessel hineinzugreifen und sich selbst zu bedienen. Madame Staps schien bei Fortsetzung dieser Angriffe eine allzu große Einbuße an ihren Beeren zu fürchten und bedeckte deßhalb augenblicklich den Kessel, in dem demnach der kleine Hund für einige Zeit eingeschlossen blieb, wenn nicht vielleicht dieser Ort überhaupt sein ständiger Aufenthalt war. Um 10 Uhr erstiegen wir eine steile Anhöhe, welche uns den vollen Anblick der St. Helens-Spitze gewährte. Der zwischen uns liegende aufsteigende Theil des Bodens schien mit demselben vulkanischen Stein und denselben Schlacken bedeckt zu sein, die wir unten im Thale angetroffen hatten; er erschien indeß so wenig wellenförmig, daß wir begannen zu glauben, unser Führer und sein Freund hätten uns betrogen, und wir könnten ohne irgend welche Schwierigkeiten zur Spitze des Berges gelangen. Wir sollten jedoch nur allzubald aus unserer süßen Täuschung gerissen werden. Denn als wir die erste Richtung

zwei Meilen weit verfolgten, zeigte uns unser Führer gerade vor uns einen beinahe bodenlosen Abgrund, welcher von einem hohen, senkrecht sich erhebenden Berge im Osten bis zu einem nicht weniger gewaltigen im Westen sich erstreckte und dem Vorwärtsgehen plötzlich ein Ende machte. Die Führer nahmen nunmehr eine scharf südöstliche Richtung. Wir gingen jetzt von der Bergspitze geradezu weg, und schienen vollständig rückwärts zu gehen. Die Leute fingen an zu murren. Die vulkanische Oberfläche des Bodens wurde jetzt rauher und schwieriger zu durchschreiten. Große Klüften und tiefe Löcher hinderten die Passage. Ein hoher Berg thürmte sich nördlich von uns auf und ein Abgrund von 200 Fuß schnitt jede Verbindung mit dem Thale ab. Dazu kam, daß unsere Führer manchmal den Weg verfehlten. Nachdem wir so nach allen Richtungen des Compasses bis drei Uhr umhergewandert waren, schlugen unsere Führer wieder die Richtung nach St. Helens ein und wir fanden bald ein ebeneres Terrain, das sich über drei Meilen weit erstreckte. Wir verließen nun das vulkanische Thal, und nahmen unseren Weg in westlicher Richtung durch die Wälder. Der Regen, welcher seit mehreren Stunden langsam gefallen war, wurde immer heftiger und die Brombeerengebüsche fingen ihn auf, so daß wir tüchtig durchnäßt wurden. Unsere Pferde hatten es indeß jetzt wegen der Veränderung des Bodens weit besser, so daß wir rascher weiter kamen. Während unseres Rittes durch diesen Wald von ungeheuren Bäumen, rief das Getrappel unserer Pferde einen Schall oder ein Getön hervor, welches dem Geräusch nicht unähnlich war, das schwere Wagen beim Fahren über eine Brücke verursachen. Wie das Gewicht dieser ungeheuren Bäume getragen wurde, war ein Geheimniß. Ueberall zeigten sich große und tiefe Höhlen.

Die Holzgattungen veränderten sich. Die rothe Fichte des Thales und der Hügel hatte dem riesenartigen Schierling, der Balsamfichte oder weißen Pechtanne den Platz geräumt. Moose und Flechten wurden häufiger. Bald erschien der niedrigste Grad vegetabilischen Lebens. Dicke Wolken hingen um die Spitze des St. Helens und entzogen sie unseren Blicken. Kurz nachdem wir den „schmalen Weg" passirt hatten, setzten unsere Führer durch eine Tiefe, welche durch das Schmelzen des Schnees ausgewaschen

war und verfolgten sie drei Meilen weit, alsdann verließen wir sie, durchkreuzten eine kleine Spalte östlich und schlugen am 27. September unser Lager am Rande einer tiefen Kluft auf, durch welche ein bedeutender Wasserstrom seine Fluthen wälzte. Der Regen stürzte nun in Strömen hernieder. Wie die Indianer behaupteten, sollten die Amerikaner durch ihr vieles Schwatzen das Unwetter verschuldet haben.

Nach dem Abendbrode versuchte unser Dollmetscher, die Ansichten der Indianer über diesen Berg zu erforschen. John aber war noch mit Essen beschäftigt, und erwiderte auf alle neugierige Fragen nur: „Amerikaner sind große Männer, essen viel und sprechen viel, alles zu einer und derselben Zeit. Sivash kann das nicht." Nachdem er so den Fragenden abgewiesen hatte, gab er sich wieder mit allem Eifer der Beschäftigung mit dem Abendbrod hin. Es durfte uns freilich auch nicht Wunder nehmen, wenn John nach einer Reise von 20 Meilen durch ein sehr rauhes Land, ohne den ganzen Tag mehr als ein Frühstück von Beeren genossen zu haben, einen ausgezeichneten Appetit entwickelte. Nachdem er etwa eine Stunde zur Befriedigung seines Appetites verwandt hatte, erklärte er sich bereit, „die ganze Nacht zu schwatzen."

Er sagte, die einzige Gesellschaft, welche je von den Ansiedlungen ausgegangen wäre, um den Berg St. Helen zu besteigen, sei eine Partie von der Hudson-Bai-Compagnie gewesen unter der Anführung des alten Mr. Levis. Von dieser Gesellschaft seien einige von der Landseite und einige zu Wasser unter der Leitung eines indianischen Führers nach Spitheprairie gegangen; hier habe es angefangen zu regnen, wodurch bei Einigen von der Partie der Muth geschwunden und der Wunsch zurückzukehren erweckt sei, während Andere darauf bestanden hätten, vorzugehen. Der Führer weigerte sich seinen Weg fortzusetzen, wenn man ihm nicht eine Zulage an wollenen Decken bewilligte. Die „Fortschrittspartei" drohte ihn zu erschießen, während die andere ihn unterstützte. Es erfolgte ein sehr ärgerlicher Auftritt, welcher die Rückkehr der ganzen Gesellschaft zur Folge hatte. Dies ereignete sich vor ungefähr 20 Jahren. Seit der Rückkehr der genannten Gesellschaft wagten sich nur hin und wieder eine oder zwei Personen an die Ersteigung des Berges, zu dessen Gipfel sie aber nie ge-

langten. Ja selbst zu der Stelle, wo wir uns befanden, war noch nie ein Weißer gekommen.

Da wir uns neben der Gränze der Holzwuchslinie gelagert hatten, so ließen wir unsere Pferde auf einer schönen wellenförmigen Ebene umherlaufen, welche sich südlich von uns an einer Erhöhung befand und machten uns an die nöthigen Vorbereitungen für den großen Zweck unseres Ausflugs — die Besteigung des Loo-wit-lat-kla oder des Berges St. Helen.

Nachdem wir Alles bereitet hatten, was uns zu dem großen Werke des folgenden Tages nützlich sein konnte, zogen wir uns in die wollenen Decken zurück, in denen wir bivouakiren sollten. Unter einem armseligen Dach, welches wir aus kümmerlichen Fichtenzweigen uns gemacht hatten, gelagert, gaben wir uns abwechselnd der Furcht und der Hoffnung hin. Nach und nach war Alles im Lager ruhig geworden, und so hätten wir uns ungestört die Möglichkeit einer schönen und vielleicht mit Erfolg gekrönten Anstrengung vor die Seele führen können, wenn nicht eine wahre Wasserfluth, die auf uns niederströmte, uns allzu unsanft an die prosaische Wirklichkeit erinnert hätte. Das Dach, das wir zu unserem Schutze gebaut, hielt den Regen nur so lange auf, bis wir mit dem Packen fertig waren. Denn die Regenströme, die sich immer heftiger ergossen, machten sich bald eine Oeffnung, so daß eine förmliche Sündfluth hineinströmte, welche unsere Betten, Kleider, Waffen, Schießvorrath und uns selbst ganz und gar durchnäßte. An Schlaf war eine Zeit lang nicht zu denken. Während wir nachsannen, wie wir uns gegen die immer stärker werdende Gewalt des Regens schützen könnten, ging einem von unseren jungen Leuten, dem das Wasser gar zu arg mitgespielt hatte, die Geduld aus, und am Feuer stehend, rief er mit einem Blick auf seine zum Ueberlaufen mit Wasser gefüllten Stiefel und die Miniaturkaskaden, welche von seinem Kopfe, seinen Schultern und seinen Armen niederrannten, plötzlich mit der ganzen Heftigkeit, welche eine Reihe von fortgesetzten Unannehmlichkeiten verursachen kann, aus: „Bei dem springenden Judas Priester, ich verkaufe alle meine Ansprüche auf Washington Territorium für einen halben Dollar.“ Selbst zu diesem geringen Preise wollte sich indeß kein Abnehmer finden, deshalb fügte er

hinzu, „oder für einen Trunk Branntwein.“ Kaum war dieses magische Wort seinen Lippen entflohen, als wir plötzlich allesammt unwillkürlich von unseren nassen, wollenen Decken aufsprangen und wie aus einem Munde fragten, „wo?“

Nachdem wir zu der Einsicht gekommen waren, daß wir uns selbst getäuscht hatten, drückten wir alle diese unsere Empfindung durch ein schreckliches Gähnen aus, welches die Berge zum Widerhallen brachte, die Indianer aus ihrem Schlafe erweckte und in der Brust der Wölfe, um unsere Lagerstätte umher, ähnliche Empfindungen weckte, denen sie durch ein mächtiges Geheul Ausdruck verliehen.

Capitel 9.

Als wir am anderen Morgen aufstanden, hatte der Regen aufgehört, jedoch hing ein dichter Nebel wie ein Leichentuch über dem Berge und die Luft war höchst kalt und unangenehm. Unser Unternehmen schien gänzlich mißlungen zu sein, denn wenn der Nebel anhielt, so war es unmöglich, unseren Weg zum Gipfel zu finden.

Jedoch, das Beste hoffend, bereiteten wir uns zum Aufsteigen vor. Unsere indianischen Führer blieben bei uns, bis wir die Holzlinie passirt hatten und gingen nur noch mit uns durch einen kleinen Theil des prächtigen Grasgürtels, welcher den Berg umgiebt und sich von der Holzlinie bis zur Schneelinie ausdehnt. Da konnte jedoch Nichts sie überreden, diese Linie zu kreuzen, und mit uns weiter zu gehen. Schon bei dem bloßen Gedanken schauderten sie zusammen und behaupteten hartnäckig, daß es unmöglich sei, den Gipfel zu ersteigen. Sie sagten, wir würden durch unser tollkühnes Unternehmen uns unfehlbar das Mißvergnügen und die Rache des Sah-ha-ly-ti zuziehen und verließen uns.

Eine unwegbare Schicht von vulkanischen Felsen im Westen verhinderte uns, den Weg einzuschlagen, welcher uns der leichteste

und geeignetste zu sein schien. Wir waren daher gezwungen, eine mehr östliche Richtung zu nehmen. Der Nebel verzog sich jetzt schnell. Lose Felsstücke wurden durch unsere Schritte in Bewegung gesetzt, die in ihrem tollen Laufe den Boden zittern zu machen schienen und unten im Thale das Holz zerrissen und zermalmten.

Als wir hinaufstiegen, kamen wir zu mehreren, von dem geschmolzenen Schnee ausgewaschenen Höhlungen, deren Tiefe 100 bis 250 Fuß betragen haben mag. Gras wurde immer spärlicher, bis endlich keine Spur mehr davon zu sehen war.

Das Aufsteigen wurde jetzt immer schwieriger und nur nach harter Arbeit gelang es uns, die erste Schneelinie zu erreichen. Ueber diese Fläche gingen wir so lange, bis sie so steil wurde, daß wir uns nicht mehr aufrecht halten konnten. Nachdem wir verschiedene Umwege gemacht hatten und verschiedenen Abgründen ausgewichen waren, erklommen wir einen anderen scharfen Bergrücken und fanden da eine verhältnißmäßig ebene Stelle von ungefähr einem halben Acre, welche, wie ich nicht zweifle, von den herabkommenden Schlacken gebildet worden war. Ermüdet und entmuthigt — der Nebel war wieder aufgestiegen — hielten wir hier an, um zu ruhen und uns zu erfrischen.

Zum ersten Male beklagte sich jetzt unsere Gesellschaft über Brustbeklemmung und ein stechendes Gefühl in den Lungen, sowie über ein schweres Gewicht, das an ihnen zu hängen schien. Das Athmen wurde immer schwieriger und schmerzlicher. Als der Westwind die Wolken nach Osten trieb, erschien die Sonne in ihrem vollen Glanze und enthüllte die Spitze des St. Helen, die anscheinend nicht über eine Viertelmeile entfernt war und sich perpendikulär über uns erhob. An der Südseite breiteten sich die Thäler des Columbia und Willametteflusses aus, und diese majestätischen Ströme nahmen sich aus wie Silberstreifen auf einem Grunde von Sammet. Westlich, scheinbar nicht weit unter uns, lag sanft, wie ein schlafendes Kind, der breite Pacific, die goldnen Strahlen der Mittagssonne aufnehmend und wiederspiegelnd. Ein unwillkürlicher Ausruf des Entzückens erschallte von unsrer Aller Lippen, als uns der wahrhaft bezaubernde An-

blick zuerst vor das Auge trat. Ermüdung und Entbehrung waren ganz vergessen, und mit erneuter Energie und festem Entschlusse setzten wir unseren Weg nach der Spitze fort.

Als wir die schmale Tafel überschritten hatten, kamen wir zu einer perpendikulären Bank, von pulverisirter Lava und Asche gebildet, welche Anfangs festen Grund zu gewähren schien; nachdem wir jedoch 60 bis 80 Fuß hinauf geklettert waren, brachte uns ein Fehltritt mit so unwiderstehlicher Geschwindigkeit wieder herunter, daß wir bald wieder auf dem Boden anlangten. Hier ging selbst dem stärksten und abgehärtetsten Manne unserer Gesellschaft der Muth aus. Nachdem er vergeblich mehrmals sich bemüht hatte, die Spitze zu erreichen, setzte er sich vollständig erschöpft nieder, um die Rückkehr seiner glücklicheren Freunde abzuwarten. Ein scharfer Rücken von losen Felsen an jeder Seite bildete die Grenze dieser Schicht, und wir beschlossen, uns an der Seite einen Weg zu suchen. Um dieses Kunststück auszuführen, mußten wir länger als eine Viertelmeile auf Händen und Füßen kriechen. Die Gefahr, von welcher das Besteigen dieses Rückens begleitet war, wäre genügend gewesen, auch das muthigste Herz abzuschrecken. Die Hoffnung, den Gipfel zu erreichen, erfüllte uns jedoch so, daß wir kaum an die Gefahren dachten, die uns in jedem Augenblick umschwebten.

Bald begannen jedoch unsere Glieder und unsere Lunge uns zu schmerzen, und wir verzweifelten beinahe daran, die Spitze zu erreichen. Eine kurze Ruhe indeß erneuerte unsere Kräfte, so daß wir die Schneeschicht durchkreuzen konnten. Noch ein schmaler Saum, um etwas über 400 Fuß höher als der letzte, war zu ersteigen. Von der Spitze schauten wir aufwärts in einem Winkel von ungefähr 60 Graden, wo, nur eine kurze Strecke von uns entfernt, die kleine Spitze stand, welche den Gipfel von Loo-wit-lat-kla bildet.

Nun begann ein förmliches Wettrennen, um der erste zu sein, der die Spitze erreichte. Diese Ehre gebührt Herrn Failing. Um halb 2 Uhr Nachmittags war es, wo der Gipfel des Berges St. Helen aufhörte, eine terra incognita zu sein.

Die kalte Atmosphäre, die uns nun umgab, verursachte die

unangenehmsten Empfindungen. Wir machten uns zunächst an die Aufrichtung eines Flaggenstockes, welchen Einer von unserer Gesellschaft als Spazierstock im Gehölze abgeschnitten und mitgebracht hatte. In einigen Minuten war diese Arbeit beendigt, und wir konnten uns mit einem Gefühle freudiger Befriedigung sagen, daß unsere Namen jetzt in dieser luftigen Höhe prangen und für alle Zeit ein Denkmal unseres Muthes und unserer Ausdauer sein würden. Da wir schon, bevor wir das Lager verließen, die Flagge angefertigt hatten, so waren noch die Namen aller Mitglieder unserer Gesellschaft darauf verzeichnet. Jedoch war, wie wir schon erwähnt, unser wackerster Kletterer von Müdigkeit überwältigt worden, wie auch der Indianer nicht zu bewegen gewesen war, uns zu begleiten.

Immer noch hoffend, — und zwar gegen alle Wahrscheinlichkeit — daß die Wolken sich wieder verziehen würden, beschäftigten wir uns einstweilen mit einer genaueren Untersuchung des Gipfels.

Die Spitze des Berges hat die Gestalt eines Dreiecks, wovon der rechte Winkel den höchsten Punkt bildet, während die Hypothenuse eine Horizontallinie nach Südwest beschreibt mit einer Neigung von 39 Graden von der Spitze. Ja dieser Raum umfaßt circa ein Achtel eines Acres; die äußerste Spitze ist jedoch nicht größer als ein ausgebreiteter Speisetisch. Nördlich und östlich senkt sich plötzlich das Terrain um 25 bis 35 Fuß; diese geneigten Ebenen endigen dann in einer großen Fläche, die 10 oder 15 Acres enthält und das obere Dreieck an zwei Seiten einfaßt.

Unähnlich jedem anderen Berge von gleicher Höhe, welchen ich je gesehen habe war der höchste Punkt dieses Berges ohne Schnee, obgleich nordöstlich und westlich nur um wenige Fuß niedriger der Schnee von vielen Weltaltern Steine und Lava viele Fuß hoch bedeckte. Ferner war auch die geologische Bildung dieses Gipfels von merkwürdiger Beschaffenheit. Denn seine Krone ist aus Bimstein, Homatite, Sand und Asche zusammengesetzt. Diese Eigenthümlichkeit liefert den triftigsten Beweis für die Behauptung der Indianer, daß der Berg nicht mehr so hoch

sei, wie er einst gewesen. Die hohen Felsenspitzen, welche den Gipfel umschließen, waren einst zweifelsohne mit vulkanischen Niederlagen bedeckt, der schmelzende Schnee jedoch hat einen Theil der Oberfläche mit hinuntergeführt, so daß jetzt am Fuße des Berges sehr bedeutende Strecken mit diesen Niederlagen bedeckt sind.

Als ein günstiger Wind die Wolken wegtrieb, die erhabene Natur entschleierte, die jetzt unverhüllt vor unseren bewundernden Blicken ausgebreitet lag, da fühlten wir uns unendlich gehoben und bewegt von der Größe des Schauspieles, das sich unseren Augen darbot. Worte sind unvermögend, die Schönheiten dieses großartigen Panoramas auszudrücken.

Mount Hood hob zuerst seine gewaltigen Formen aus den Wolken empor, dann kam Berg Panier mit seinen Rücken und dazwischenliegenden Thälern, sanften Seen und sich schlängelnden Flüssen; dichte Wälder und liebliche Ebenen, schöne Wasserfälle und sanft hinfließende Bäche, Alles vereinigte seine Gebilde, um ein so prachtvolles, malerisches und zauberhaftes Gemälde zu bilden, wie eines Malers Phantasie es kaum zu ersinnen vermag. Es reißt um so mehr zur Bewunderung hin, da nie eine menschliche Hand daran gepfuscht hat und das vollkommene Werk der Natur ungekünstelt und ungeziert vor unsere Augen tritt. Welcher Mensch, der auf gesunden Menschenverstand Anspruch machen will, möchte Angesichts eines solchen Anblickes die Existenz eines allmächtigen Schöpfers bezweifeln! Aus der ganzen Natur schallt hier eine nachdrückliche Predigt wieder über den Text: „Herr, unser Gott, wie groß bist Du, in Huld und Pracht hast Du Dich gehüllt!“ (Ps. 104).

Die schweren Wolken, welche länger als eine Stunde den Westen bedeckt hatten, begannen eine östliche Richtung zu nehmen, und so war die entzückende Landschaft bald wieder von einer dicken, wellenartig gebildeten Wolkenschicht bedeckt.

Hin und wieder trieben Windstöße den Nebel auseinander und machten so viele der Wunder dieses Berges offenbar. Weiter nach unten zu an dem nördlichen Abhange war der gähnende Krater deutlich zu sehen, der gegenwärtig eben so kalt ist, wie der Schnee, der ihn umgiebt, aus dem aber im Jahre 1842

Wolken von Rauch, Asche und Lava emporstiegen. Oestlich von der Spitze liegt ein wundervoller kleiner See, der, einem prächtigen Juwel in emaillirter Einfassung ähnlich, die schönen, tiefen Schatten des ihn umgebenden Forstes abspiegelt.

Von diesem lieblichen Becken aus ergießt sich das Wasser über einen Abhang von 40 oder 50 Fuß und bildet eine prachtvolle Cascade. Dieses Wasser bildet den westlichen Zweig der nördlichen Gabel des Cahlapoodle-Flusses. Herniederstürzend mit der Geschwindigkeit des Windes, einherschäumend zwischen den ungeheuren Steinblöcken, begegnet dieser Zweig plötzlich dem östlichen, welcher von dem Berg Klickatat herunterkömmt. Beide Ströme bilden dann vereint den Strom, welcher von den Weißen der Ludwigsfluß genannt wird.

An einem hohen Rücken vulkanischen Felsens entsteht ein Zweig des Flusses Cowiitz, der von den Indianern Colik-a-parma genannt wird. Noch weiter westlich von diesem entspringt der Kowena, und an der südwestlichen Seite des St. Helen ist der Kalima zu sehen, wie er durch eine Felsenenge sich schlängelt, um einen Ausweg zu finden. Zwischen dem Kalima, Kowena und der nördlichen Seite, auf welcher die kleine Wiese liegt, ist ein kleiner Bach, der Nobius genannt wird. Er bewässert die Wiese, läuft dann noch eine Weile als selbstständiger Fluß weiter, um sich endlich in die Gewässer des Kowena zu ergießen. Fünf Ströme also, unter denen einige von beträchtlicher Größe sind, werden von den schmelzenden Schneemassen des St. Helen gebildet.

Je dichter der Nebel wurde, desto mehr wuchs auch die Kälte, bis es unsicher schien, noch länger zu verweilen. Jedes einzelne Haar unserer Backen- und Schnurrbärte und unserer Augenlider war mit einer Kruste von Reif und Eis bedeckt. Unsere Glieder und Lungen schmerzten uns sehr, und wir schickten uns deßhalb zum Hinuntersteigen an.

Wir verfolgten einen mehr östlichen Cours, als wir beim Aufsteigen genommen hatten und trafen bald auf einen großen Gletscher, den wir, obgleich er sehr steil war, doch zu benutzen beschlossen. Niederkauernd und glitschend wie Knaben kamen wir mit einer wunderbaren Geschwindigkeit hinunter. Bald aber

fanden wir indeß einen schrecklichen Abgrund vor uns. Indem wir uns platt auf den Schnee niederwarfen und unsere Hacken und Hände in denselben eingruben, gelang es uns endlich, unseren allzu ungestümen Fortschritt aufzuhalten. Vorsichtig westlich kriechend, erreichten wir eine Felsschicht, welche wir erkletterten. Als wir unsere Schicht wieder verließen, stiegen wir an der westlichen Seite auf den Schnee hinab, glitten von Neuem, unsere kauernde Stellung einnehmend, hinunter, und rutschten so anderthalb Meilen weit beinahe mit der Schnelligkeit einer Locomotive über den Schnee. Zwischenliegende Spalten wurden leicht passirt, da sie alle nur schmal waren, und wir, sobald wir uns den Enden näherten, wieder unsere perpendikuläre Stellung einnahmen; ein einziger Schritt war genügend, um uns mehrere Fuß weit hinüber zu setzen. Wehe jedoch dem Unglücklichen, der versucht hätte, dies Kunststück auszuführen, ohne sein Gleichgewicht halten zu können. Er hörte auf, einen „souverainen Ansässigen" (Squatter sovereign) zu repräsentiren, und erinnerte lebhaft an das andere politische Prinzip der „Unterwühler" (log rolling).*)

Auf diese sinnreiche Weise kamen wir sehr bald zu einer kleinen Niederlage von Schlacken, in Lagen von Basalt getheilt, unter dem der gefrorene Schnee vieler Weltalter lag, während oben darauf einige große Felsblöcke nur leicht in den Bimstein und in den Schnee gebettet waren. Diese letzteren dienten zu unserer Belustigung, indem wir sie nach der Bergseite hinunter in Bewegung setzten und mit unseren Augen ihre lustigen Sprünge verfolgten, bis der dichte Nebel sie unseren Blicken entzog.

Dieses Vergnügen war jedoch zu sehr einer harten Arbeit ähnlich, als daß wir lange hätten Gefallen daran finden können.

---

*) Beide Ausdrücke sind schwer zu übertragen, indem sie Americanismen und zwar für rein amerikanische Verhältnisse geschaffen sind. Ersterer bezeichnet eine Person, die sich im Lande ansässig macht, und in Besitz nimmt, was ihr nicht gehört, letzterer heißt wörtlich ein „rollender Baumstamm", ist jedoch zugleich ein politischer Schimpfname für eine Person, welche zu eigennützigen Zwecken auf die Gesetzgebung einzuwirken sucht.

Wir machten uns daher von Neuem auf, und schritten an dem sandigen Abhange, wie auf einem Daunenbett hinunter. Unsere Körperschwere war genügend, um uns mit mächtiger Geschwindigkeit hinunter zu schaffen, ohne daß von unserer Seite nur irgend welche Anstrengung erforderlich gewesen wäre. Indem wir nun so, je nach den Umständen, bald laufend, bald springend, bald gleitend, bald rollend hinabstiegen, erreichten wir bald die Stelle, wo wir unsern Gefährten zurückgelassen hatten. Da wir verschiedene Male hier anriefen, ohne Antwort zu erhalten, so schlossen wir, es sei ihm kalt geworden und er sei, des Wartens müd[illegible] nach dem Lager zurückgekehrt. Die großen, ungestalten Fel[illegible] hier lagen, hatten das Aussehen, als ob sie erst vor ein[illegible]aar Stunden die tiefen Höhlen der Erde verlassen hätten. Immer fortschreitend wurden wir bald von einer nahen Stimme angerufen, die wir aber nicht erkennen konnten, ja, anfangs konnten wir nicht einmal bemerken, woher sie kam. Wir sollten jedoch nicht lange in Ungewißheit bleiben. Der tieftönende und ausdrucksvolle Ruf „linker Hand", welcher in verschiedenen Modulationen unsere Ohren begrüßte, ließ uns bald keinen Zweifel übrig, wessen Stimme wir vernahmen. Hoch auf einem Felsen hockte die Gestalt unseres Glockenknaben, ein lebendiges Bild von Unruhe und Furcht. Die herabkommenden Felsen hatten ihm Schrecken eingejagt, und ihn über einen Abgrund auf die Spitze hinaufgetrieben, ein Kunststück, das nachzuahmen vielleicht eine Gemse in Verlegenheit gebracht hätte.

Nachdem wir eine kleine Höhlung, welche theilweise mit Schnee gefüllt war, durchkreuzt hatten, fanden wir auf ihrem westlichen Rande einen Büschel mit Erdbeeren. Wir sammelten dieselben und fanden, daß sie alle Eigenschaften einer köstlichen Frucht besaßen. Hier, in einem Umkreise von 60 Fuß, fanden sich alle vier Jahreszeiten vertreten, der Frühling durch die tiefgrünen Blätter und die weiße Blüthe der Erdbeere, der Sommer durch die reife Frucht, der Herbst durch die absterbenden gelben Blätter und der düstere Winter durch den tiefen Schnee, der die Kluft bedeckte.

Noch ein Anlauf über den Grasgürtel und noch ein kurzer

Weg brachte uns gegen Einbruch des Abends zu unserem Lager zurück.

Da, wie sich leicht denken läßt, die Reise uns auf's Aeußerste erschöpft hatte, so fühlte sich keiner von uns aufgelegt, ein Abendessen zu bereiten, obgleich wir Alle vom heftigsten Hunger geplagt wurden. Nach einigen Minuten jedoch kehrte einer unserer Indianer zurück, wankend unter der Last eines sehr großen, schwarzschwänzigen Rehbocks. Der Anblick dieser delicaten Speise vermehrte unseren Appetit, der ohnedieß schon einen ziemlich hohen Grad erreicht hatte, und erweckte unsere schlafenden Lebensgeister dergestalt, daß, als der edelmüthige Wilde den Ertrag seiner Jagd uns mittheilte, Jedermann bereit war, eine hilfreiche Hand anzulegen und wir uns sehr bald ein herrliches Mahl bereitet hatten. Die Nacht wurde außerordentlich finster. Wir hatten alle Hoffnung aufgegeben, unseren Führer noch diese Nacht zu sehen, während wir aber gerade seine traurige Lage bemitleideten, hörten wir plötzlich die trockenen Zweige krachen und brechen und siehe, ebenfalls niedergedrückt von dem Gewicht eines ungeheuren Rehes trat John Staps in's Lager. Auch er theilte uns großmüthig von seiner Jagdbeute mit, und nachdem er sein Abendessen verzehrt hatte, begann er den übrigen Theil am Feuer zu trocknen, um auf diese Weise das Fleisch besser zu seiner Familie tragen zu können.

Wir entwickelten alle einen außerordentlichen Appetit, so daß ein Stück um das andere mit blitzesschneller Geschwindigkeit verschwand. In den Reisen des Dr. Livingston in Afrika las ich einmal eine Erzählung von einem gastronomischen Kunststück, das so nahe an's Unglaubliche grenzte, daß nur die bekannte Rechtlichkeit des Doctors mich verhinderte, es ganz und gar für unmöglich zu halten. Seitdem ich jedoch einige von unserer Gesellschaft und die Indianer an diesem Abend habe Wildpret essen sehen, betrachte ich es als höchst glaubwürdig, und finde es nicht mehr unmöglich, daß zwei Eingeborne von Zamboſa einen afrikanischen Ochsen in zwei Tagen haben essen können.

Es ist, wie uns John berichtete, bei den Indianern Sitte, wenn sie ein Elenthier getödtet haben, die ganze Nacht hindurch zu

kochen und zu essen, und dann vier Tage zu fasten. Die Beobachtung jedoch, die uns bei dieser Gelegenheit zu machen vergönnt war, überzeugte uns, daß diese Sitte nicht auf die selten vorfallende Tödtung eines Elenthiers beschränkt sei.

Als John vor dem Feuer saß, und sein Wildpret auf dem Spieß drehte, schien er unruhig und ängstlich und endlich erkundigte er sich, wie hoch wir gestiegen seien. Als wir ihn darüber unterrichteten, stellte er sich freilich, als ob er uns glaube, aber doch wollte ein gewisses ungläubiges Blinzeln nicht aus seinem tiefen, dunklen Auge schwinden. Alsdann gab er auf unsere Fragen viele Antworten, welche mit den Thatsachen übereinstimmten, die ich schon angeführt habe. Die Legende über den Berg jedoch, die mir am interessantesten scheint, habe ich für die folgenden Zeilen vorbehalten. Dieselbe lautet in fast wörtlicher Uebersetzung folgendermaßen erzählt.

„Vor langer, langer Zeit, als der Indianer Welt eine kleine Blume war, die gerade im Frühlinge ihres Daseins sich öffnete, und als ihre Nation selbst den kleinen Insekten glich, welche auf den Blättern der wilden Rose spielen, schwach und klein, da kam von dem Lande, wo kein Schnee ist, und wo Blumen während des ganzen Jahres blühen, eine Stimme zu den Ohren ihres Tamanawas, leise flüsternd, daß große Krieger in jenem Lande sich vorbereiteten, um die kleine Blume zu pflücken, und ihre kleinen Bewohner zu zerstören. Da sagte Tamanawas zu seinem Volke, sie sollten sich vorbereiten zu diesem Kriege, denn die Männer, welche sie bekriegen wollten, seien stark und gewaltig. Da große Furcht über sie kam, sagte Tamanawas, sie sollten nur den Riesen entgegen gehen, Sah-ha-ly-ti werde die Schwachen schützen.

„Hierdurch ermuthigt machten sie sich auf und reisten viele Sonnen, bis sie ihren Feinden begegneten. Als diese ihnen jedoch zu Gesichte kamen, da erschienen sie ihnen wie große Fichtenbäume ihrer Statur nach, und ihre eigenen Arme schienen zähe und hart, wie das kleine Pfeilholz. Nun begegneten sich die beiden Heere, das kleine Pfeilholz schickte seine Zweige aus und griff die Aeste der Fichte an. Dann schlug diese in blinder Wuth um sich her, bis beinahe alle Hoffnung des Pfeilholzes erloschen war.

Aber da feuerte es Tamanawas wieder an und die Fichte fing an zu wanken; endlich fiel sie, und ihre Zweige wurden von den Flügeln des Windes zerstreut. Mittlerweile hatten die Weiber und Kinder durch Mangel an Nahrung sehr gelitten, so daß die zurückkehrenden Krieger dieselben beinahe verhungert fanden. Als sie ihren Tamanawas um Hülfe anflehten, versprach er, den Sah-ha-ly-ti zu Rathe zu ziehen und zog zu diesem Zwecke sich nach den Hügeln zurück; und nachdem er sieben Sonnen gefastet hatte, erzählte er ihnen, daß der Ti mit ihrer Tapferkeit so zufrieden wäre, daß er die Krieger auf seinen Jagdgrund einlade. Als diese an den Rand des Gehölzes kamen, sahen sie die ganze Seite des Berges mit allen Arten von Wild bedeckt, das sie augenblicklich zu tödten anfingen, wobei sie durch ein langes fortgesetztes Geheul ihr Entzücken bezeugten. Hierüber wurde der Ti furchtbar aufgebracht; es sammelten sich Wolken, welche das Wild verbargen. Die Sonne verhüllte ihr Antlitz in Dunkelheit, und Alles, was sich unter der Wolke befand, begann den Berg hinunter zu eilen, um einen schützenden Platz zu suchen. Sie krochen in die Spalten der Felsen, von wo aus sie bald die zuckenden Blitze sahen und das Krachen des Donners vernahmen, während Ströme von Asche und glühendheiße Sonnen rings um sie niederfielen. Endlich verzogen sich die Wolken wieder, aber zu ihrem großen Erstaunen entdeckten sie, daß an die Stelle des Wildes große Steine getreten waren. Als aber ihre Tamanawas fasteten, da wuchsen in einer einzigen Nacht Beeren auf den Ebenen."

Capitel 10.

Fortsetzung.

Am nächsten Morgen fühlten wir uns sehr erfrischt. Die ganze Natur schien mit Ehrfurcht einem ungewöhnlichen Natur-

ereigniß entgegen zu sehen; es herrschte eine tiefe Stille, wie im Grabe, und der Führer, der hieraus einen fürchterlichen Sturm prophezeite, ermahnte uns, von dem Berge hinwegzueilen, weil der Ti uns für die Verletzung seines Gebietes zu strafen beabsichtige.

Ungefähr um 9 Uhr verließen wir unser Lager und betraten das Gehölz, um uns nach dem Ludwigsflusse zu begeben. Unser Führer und sein Gefährte waren außer ihren wollenen Decken und Flinten jeder mit mehr als 100 Pfund Fleisch bepackt. Das konnte natürlich ihrem Vorwärtskommen nicht besonders förderlich sein, so daß wir befürchteten, auf dem Lavabette übernachten zu müssen. Die Zeichen jedoch, die wir auf unserer Herreise gesteckt hatten, ermuthigten, auf eigene Hand vorwärts zu gehen und so kamen wir denn, indem wir dieselben während des wüthendsten und schrecklichsten Sturmregens verfolgten, gegen die Dämmerungszeit im Thale an. Der Regen hielt nicht blos immerfort an, sondern der Wind wuchs allmählig zu einem heftigen Sturme. An Feuerwachen war natürlich gar nicht zu denken. Alles in Allem bot sich uns einer der unangenehmsten Abende dar, der wohl je eine Vergnügungsparthie überfallen hat. Kälte, Nässe, Hunger, Aerger und Unbehaglichkeit brachten einige von unserer Gesellschaft dahin, den Tag zu verfluchen, der sie vom Hause hinweggelockt hatte. Die Alternative war jetzt, Feuer oder frieren. Wir hatten die Zündhölzer unter unsere Arme gehalten, sie wurden trocken und zündeten leicht, und mit Hülfe von Lumpen und Schießpulver gelang es uns zuletzt, ein lustig flackerndes Feuer anzuzünden, welches den dichten Wald rings umher beleuchtete, und der Scene, die uns umgab, ein neues Leben verlieh. Als wir am Morgen erwachten, fanden wir den Fluß sehr angeschwollen, und alle Aussicht, ihn zu passiren, schien abgeschnitten. Wir waren aber auf der Heimreise begriffen, und weder angeschwollene Ströme noch schnell rinnende Gewässer können Menschen zurückhalten, die nach einer Abwesenheit von 3 Wochen zu dem Theuersten, was es auf Erden giebt, zu Weib und Kind zurückzukehren. Da wir wenigstens zwei von dieser Klasse bei uns hatten, so mußten wir schon versuchen, durch alle Hindernisse uns den Weg hindurch nach der Heimath zu bahnen.

Drei von uns gingen gegen die Strömung aufwärts, und landeten niederwärts an der anderen Seite des Flusses.

Als wir eine Zeit lang unter den größten Anstrengungen, unseren Weg fortsetzten, kam ein großes Rudel von Tigerwölfen auf unseren Pfad zu. Da wir uns von der vollkommenen Unmöglichkeit, unsere Flinten mit etwas Explodirendem zu laden, überzeugt hatten, so wurde unsere Gesellschaft von Angst und Schrecken ergriffen, und es wurde der Vorschlag laut, unsere Pferde den Wölfen zu überlassen und uns selbst durch Klettern auf Bäume zu retten. Ehe jedoch dieser mehr weise, als tapfere Vorschlag ausgeführt werden konnte, entfernten sich die Wölfe von unserem Wege, und so war denn auch diese Gefahr, die letzte auf dieser Reise, glücklich beseitigt.

Nachdem wir noch vier Tage mit fruchtlosem Goldsuchen zugebracht hatten, kamen wir endlich wieder heim.

Mehrere Wochen lang wurden wir belagert von Leuten, die ängstliche Fragen wegen der „Goldminen" an uns richteten. Da unsere Antworten nicht geeignet waren, besondere Aufmunterung zu geben, so verlor sich die Aufregung unter den Weißen bald. Als die Klickatat-Indianer hörten, daß wir auf der Spitze des Loo-wit-lat-kla gewesen waren, schickten sie Gesandtschaften, um sich der Wahrheit dieses Gerüchtes zu vergewissern und sprachen, als sie diese nicht mehr bezweifeln konnten, die ernsthaftesten Befürchtungen für ihr Volk aus. Daß Einer der Ihrigen unser Führer gewesen, war schon genug, ihren abergläubischen Gemüthern die größte Unruhe zu bereiten. Der Sah-ha-ly-ti, meinten sie, würde ärgerlich werden, ihre Leute bestrafen oder wohl gar vernichten.

John Staps, der den um sein Haupt sich zusammenziehenden Sturm fürchtete, läugnete alle Theilnahme an der Unternehmung und rettete seinen Karkas wahrscheinlich nur durch seine feste und entschlossene Lüge. Die Indianer sehen jedoch noch immer mit Argwohn auf unsere Gesellschaft.

Bevor ich schließe, möchte ich die Landbauer des Grundes in der Gegend des Ludwigsflusses darauf aufmerksam machen, daß, obgleich es uns nicht gelungen ist, eigentliche Goldminen in ihrer Gegend zu finden, ich doch eine Goldgrube in ihren

eigenen Niederlassungen entdeckt habe, eine Goldgrube, die den reichsten Ertrag gewähren würde, wollte man nur dieselbe Arbeit auf sie verwenden, welche eigentliche Goldgruben in Anspruch nehmen. Ihr Ackerbau ist es, der diese Goldminen enthält. Verfolgt diesen mit Emsigkeit, Sachkenntniß und Geschicklichkeit, und so werdet Ihr Euch das Gold erwerben, dem Ihr auf anderem Wege vergeblich nachjagt.

Von Vancouver ging ich nach Portland zurück und bestieg am 8. März den Dampfer „Pacific", um mich nach San Francisco zu begeben, welchen Ort ich am 12. desselben Monats um 10 Uhr Morgens erreichte.

Zweiter Theil.

Desert und Deseret

oder

Wüste und Mormonen.

Capitel 1.

Abreise von San Francisco. 4. Juli-Feier in Sacramento.

Nach Vollendung meiner Reise in Californien und den Nachbarländern beschloß ich nach dem Osten Amerika's, und zwar zu Lande, durch die Plains oder Wüsten, zurückzukehren. Viele meiner Glaubensgenossen riethen mir sehr hiervon ab und suchten mich zur Aenderung meines Planes zu bestimmen, theils weil die Reise sehr gefährlich, theils auch, weil die neue erst zwei Tage vor meiner Abreise eröffnete Route noch viel zu wenig erprobt und zu unbekannt sei. Ich konnte und mochte aber meinem Plane, den ganzen nordamerikanischen Continent zu durchreisen, nicht entsagen, und so machte ich mich denn auf alle Gefahren gefaßt, und fand mich im Voraus in alle die vielen Entbehrungen und Strapazen, die mit dieser Reise verbunden sein sollten. Ich glaubte einerseits, es dem Zwecke, den ich verfolgte und meinen Glaubensgenossen schuldig zu sein, kein Opfer zu scheuen, andererseits wollte ich auch hierbei Gelegenheit nehmen, durch den Besuch der auf dieser Route liegenden Indianerstämme meine Untersuchungen über diese Völker zu erweitern und möglich zu vervollständigen. Ferner wollte ich durch den Besuch von Salt Lake City mir eine genauere Kenntniß von der neuen und so interessanten Secte der Mormonen erwerben, und Dank der göttlichen Hülfe ist es mir gelungen, alle meine Ziele zu erreichen.

Ich hatte Anfangs die Absicht, mich einem Train (einer Caravane) anzuschließen, wiewohl eine solche Reise 4 bis 5 Monate zu dauern pflegt, weil ich so langsamer hätte reisen und somit mehr Zeit und Muße gewinnen können; da aber nur selten ein Train

von Californien nach den östlichen Provinzen geht, so sah ich mich gezwungen, die Over Land Mail (Post) zu benutzen.

Die Entfernung von Sacramento bis nach St. Joseph (im Staate Missouri) beträgt ungefähr 2000 Meilen, und das Postgeld beläuft sich auf 200 Dollars. Der Director dieser Post Mr. Louis Mac-Lane war gerade in Amtsgeschäften abwesend, so daß ich nicht das Vergnügen hatte, diesen Herrn jetzt persönlich kennen zu lernen. Einige Herren indessen, die mit Herrn Mac-Lane gut bekannt und mir sehr befreundet waren, wie Mr. H. Seeligmann und M. Sachs, wandten sich sogleich, unter Beilegung der Empfehlungsschreiben europäischer Gelehrten brieflich an ihn, um mir freie Passage auszuwirken, welche denn auch mittelst telegraphischer Antwort sogleich bewilligt wurde, unter der Bemerkung, daß ich ganz nach meiner Bequemlichkeit reisen, und anhalten könne, wo und so lange ich wollte. Der Brief ist datirt vom 5. Juli 1861, Sacramento, und lautet: An alle Agenten der Over-Land-Mail-Compagnie. Meine Herren! Ich gestatte hiermit dem Rev. J. J. Benjamin II. freie Fahrt von Sacramento bis nach St. Joseph in Missouri. Derselbe kann an jedem Platze oder jeder Straße anhalten, wo er wünscht, und dann nach seinem Belieben wieder weiter reisen, vorausgesetzt, daß die Plätze in der Stage nicht alle besetzt sind. Louis Mc. Lane.

Am 2. Juli begann ich, meinen Freunden die Abschiedsvisiten abzustatten. Zuerst ging ich zu Rev. Dr. A. Cohen, welcher mich sehr herzlich und freundlich empfing. Unter Anderem bedauerte er auch, daß er mir die 250 Dollars, welche mir anfänglich von seiner Gemeinde bewilligt waren, nicht hatte verschaffen können; er meinte, jetzt, wo ich eine so weite, so gefährliche und so anstrengende Reise beabsichtigte, eine Reise, die noch kein Israelit zu diesem Zwecke gemacht habe, und vielleicht keiner nach mir machen werde, würde mir dieses Sümmchen recht wohl zu Statten gekommen sein. Dann nahm ich Abschied von meinem Freunde Daniel Levi. Dieser Abschied war sehr ernst, sehr ergreifend, und kostete uns beiden manche Thräne. Unsere Freundschaft datirte aus so langer Zeit, wir hatten uns in so fernem Lande kennen gelernt, er hatte mir durch Uebersetzung meiner Reisebeschreibung so viele Dienste geleistet, wir hatten so manche Stunde mit ein-

ander in traulichem Gespräche zugebracht, daß der Gedanke, wir sähen uns jetzt wahrscheinlich zum letzten Male, uns auf's äußerste angreifen und aufregen mußte. Wahrlich, ein solches Scheiden von lieb und theuer gewordenen Menschen gehört nicht zu den kleinsten Unannehmlichkeiten, denen der Reisende sich aussetzt und aussetzen muß. Bei dieser Gelegenheit berührte Daniel Levi auch die Geldfrage von der Emanuelgemeinde, und ersuchte mich im Namen der französischen Juden, eine kleine Reiseunterstützung von 100 Dollar anzunehmen, welche mir sehr willkommen war. Am nächsten Morgen nahm ich Abschied von Dr. Julius Eckmann, dem Herausgeber des „Gleaner", und sprach ich ihm meinen herzlichsten Dank dafür aus, daß er in seinem Journale mich stets in Schutz genommen, und die gegen mich geschleuderten Angriffe auf's kräftigste und entschiedenste abgewehrt hatte. Er begleitete mich noch eine Strecke auf der Straße, weinte vor Rührung und Schmerz und riß sich endlich unter den heißesten Segenswünschen für mein ferneres Wohl von mir los. Dieser Abschied hatte mich so angegriffen, daß ich mehrere Stunden brauchte, bis ich mich wieder einigermaßen gesammelt und meine Gemüthsruhe so gut wie möglich wiederherstellt hatte. Ferner nahm ich noch von zwei vertraute Freunden, Namens L. Tychner und Koinsky Abschied, und bereitete mich alsdann völlig zur Abreise vor, um Californien vielleicht für ewig zu verlassen. Den Abend vor meiner Abreise zeigte sich ein großer, glänzender Komet, der mich bis zum 9. mit in die Wüsten begleitete, jeden Tag später aufging, und dem die Journale den Namen „himmlischer Vagabond" beilegten, weil die Astronomen seine Ankunft nicht vermuthet hatten. Um $3^1/_2$ Uhr bestieg ich das reguläre Dampfschiff nach Sacramento, und verließ um vier Uhr den Hafen von San Francisco.

Um 12 Uhr Nachts erreichte ich den Hafen von Sacramento und stieg in einem, nahe beim Hafen belegenen Hotel ab. Des Morgens beim Aufstehen fand ich die ganze Stadt in voller Freude und größtem Jubel, denn es war ja heute der Erinnerungstag der amerikanischen Unabhängigkeits-Erklärung, ein wahrhaft nationales Freuden- und Freiheitsfest, der 4. Juli. Prachtvoll war die Sonne aufgegangen und lächelte mit ihren Strahlen die Erde an, die

Straßen waren von Menschen aus allen Alters- und Standesklassen, in festliche Gewänder gekleidet, belebt. Die Männer trugen kleine Maschen oder Rosen mit den drei amerikanischen Farben, die verschiedene Aufschriften trugen, wie z. B. „Union for ever“ u. s. w., die Damen farbige Schärpen. Wieder andere trugen neugeprägte Medaillen, in der Größe eines amerikanischen halben Dollars. Auf der Frontseite dieser Medaillen war die Göttin der Freiheit abgebildet, umgeben von 13 Sternen, den ersten 13 Staaten, die in der rechten Hand einen Schild, mit der Inschrift „union“, in der linken dagegen mit vieler Grazie eine amerikanische Fahne hielt; an ihrem linken Fuße ruht der amerikanische Adler, und ganz unten stand das Wort „California.“ Auf der Reversseite stand, von einem Lorbeerzweige umgeben, „union now and for ever one and inseparable 1861.“ „Die Union jetzt und für immer, eine und dieselbe und unzertrennlich.“ Obwohl ich gerne meine Reise so bald wie möglich fortgesetzt hätte, so entschloß ich mich doch, einige Stunden mich hier aufzuhalten, um an den Festlichkeiten des Tages Theil zu nehmen. Um 9 Uhr begab sich die große Volksmasse in die zweite Straße, und um 10 Uhr setzte sich die ganze Procession in ihren verschiedenen Abtheilungen in Bewegung. Zuerst kam eine Musikbande, dann ein Reiter mit der amerikanischen Flagge; die erste Abtheilung bestand aus berittenen Husaren, die zweite aus der Infanterie, die dritte aus den Feuercompagnien Nr. 3, 4, 5, 6, mit ihren Maschinen, die vierte aus jungen Knaben in weiß-rothblauen Blousen mit einer blauen Jacke, die auf der Brust 34 Sterne hatten. Die fünfte Abtheilung bildeten die vornehmsten Bürger und Beamten der Stadt, ihnen folgte das Bild Washingtons, dessen Franzen von vier Bürgern gehalten wurden. Die sechste Abtheilung bestand aus den Bürgern zweiter Klasse, die siebente wurde aus einer großen Zahl Wagen mit vornehmen Herren und Damen gebildet. Auf diese folgte dann ein sehr schön ausgeschmückter leerer Wagen mit den amerikanischen Farben und Fahnen, den die Oberlandspost-Compagnie gesandt hatte; die achte Abtheilung bildeten die gemietheten Last- und Gepäck-Transport-Wagen (drays), hier ging ein sehr schön geschmückter Wagen, mit 12 Fahnen verziert, voran, dem alle Mieth-

kutscher zu Pferde folgten; die neunte Abtheilung bildete ein Wagen, der freilich auch von außen sehr glänzte, dessen schönster Schmuck indeß aus 34 reizenden jungen Damen bestand, die, in weiße Anzüge gekleidet, mit der dreifarbigen Schärpe quer über die Schultern die 34 Staaten repräsentiren sollten. Diese reizende Erscheinung erinnerte mich lebhaft an eine Erzählung, die ich im Orient vernommen, nach der ein frommer Muselmann nach seinem Tode vor Muhammed geführt wird, welcher ihm seinen Platz im Paradiese anweis't und ihm zugleich 70 schöne, ewig junge Jungfrauen, Houris, zur Bedienung giebt. Die zehnte Abtheilung bestand aus der Union-Gesellschaft, die eilfte aus Reitern, und verschiedenen Gruppen, deren Namen ich nicht genau angeben kann. Nach je drei und vier Abtheilungen folgte eine Musikbande. Ganz am Ende schloß sich eine große Volksmasse aus verschiedenen Volksklassen an. Die Freude dieses Tages strahlte aus allen Augen und Zügen wieder, und wer diese Feierlichkeit noch nie gesehen hatte, der hatte hier Gelegenheit, eine ächt amerikanische Festlichkeit kennen zu lernen. Dieser Anblick ergriff mich auf's tiefste und, fast zu Thränen gerührt, sagte ich mir: Wie groß ist doch die Kraft der Einigkeit und Freiheit, daß sie Groß und Klein, Reich und Arm, kurz alle Gegensätze des Lebens aufzuheben vermag, und aus Herzensgrund flehte ich zu Gott, daß er in dieser Zeit der Krisis die Vereinigten Staaten beschützen, und das Bündniß der Einheit und des Friedens erhalten wolle, unter dessen Schutz einzig und allein ein Land sich wahren Glückes, wahrer Wohlfahrt erfreuen kann. Ist doch in der heiligen Sprache nicht umsonst Frieden mit Glück identisch und ist doch nicht umsonst der höchste Segen, den die Priester über das Volk Israel aussprechen sollen: Und er gebe dir Frieden! Die gegenwärtigen Zustände in Amerika lassen sich ungefähr durch folgendes Beispiel charakterisiren: Ein Mann hatte sich große Schätze an Gold und Silber, Häusern, Weingärten u. s. w. gesammelt, und zugleich hatte ihn Gott mit vielen Söhnen und Töchtern gesegnet. Er kaufte einmal einen sehr kostbaren Edelstein, dessen Besitz ihm große Freude machte, weil er hoffte, daß, sollten seine Kinder nach seinem Tode vielleicht alle ihre sonstigen Besitzungen einbüßen, doch dieser Edelstein zureichen würde, sie aus der Noth zu befreien. Nach seinem Tode lebten seine

Kinder in großer Einigkeit; nach mehreren Jahren indeß wurde einer der Brüder auf seinen Reichthum stolz. Er nahm den Edelstein und wollte ihn in kleine Stücke zerschlagen. Als die anderen Brüder dieses sahen, erschraken sie auf's heftigste und standen alle wie ein Mann zusammen, um den Edelstein in einem Stücke so zu erhalten, wie sie ihn von ihrem Vater bekommen hatten. Das Gleichniß wird leicht verständlich sein. Der Vater ist Washington; der Reichthum und die Schätze sind Amerika, die Söhne und Töchter sind die Vereinigten Staaten, der kostbare Edelstein ist die Einigkeit und Freiheit. Er hoffte daß, wenn nach seinem Tode seine Kinder vielleicht ihren Reichthum verlieren sollten, ihnen doch durch Einigkeit und Freiheit die Mittel zur Wiedererlangung ihres Wohlstandes geboten würden. Lange Jahre nach seinem Tode erhoben sich einige seiner Kinder um den Edelstein der Freiheit und Einheit zu zerstückeln, oder mit anderen Worten, die Union zu spalten, aber die Mehrzahl der Brüder leistete heftigen Widerstand, weil sie den Edelstein des Vaters ganz und ohne Makel erhalten wollten. Gebe Gott, daß ihr Wunsch erfüllt werde, und daß das Land bald wieder in den Besitz seines alten Friedens, seiner alten Wohlfahrt, seines alten Glückes gelange.

Wir kehren von dieser Abschweifung wieder zur Festlichkeit des Tages zurück. Die Procession dauerte bis zum Nachmittag, dann wurde eine Versammlung gehalten, ein Comite erwählt und Beschlüsse zu Gunsten der Erhaltung der Union gefaßt. Ein berühmter Redner, der bekannte Rev. Mr. Starr King, der von San Francisco herbeigerufen war, hielt eine feierliche Rede, von der ich mir eine Copie zu verschaffen wußte, und die ich in Folgendem in Uebersetzung hiermit mitzutheilen mir erlaube.

Capitel 2.

Rede des Mr. Starr King über die Secession und die Secessionisten.

Rev. Mr. Starr King wurde vom Präsidenten eingeführt und mit Beifallsbezeugungen empfangen. Er sprach Folgendes:

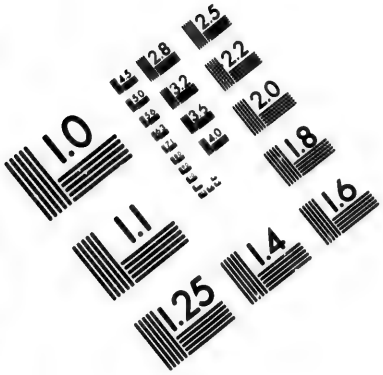
Meine Damen und Herren, Mitbürger von Californien und Bürger Amerika's! Ich wünsche Euch allen heute in dieser Versammlung Glück, hier in der Hauptstadt des westlichsten Staates der großen Republik. Ich wünsche Euch Glück, daß wir hier uns versammeln, nicht als Californier, sondern als Amerikaner, unter dem Schutze der Constitution der Vereinigten Staaten, der Vereinigten Staaten, denen wir buchstäblich treu verbleiben wollen. (Beifall.) Ich wünsche Euch Glück, daß der amerikanische Congreß in diesen Stunden zusammenberufen wird, und daß Californien in ihm durch zwei Abgeordnete vertreten wird, welche der Constitution anhängen. (Beifall.) Laßt uns dem Himmel danken, daß dieselbe Constitution auch im Unterhause vertreten ist. Ich wünsche Euch Glück dazu, daß der Sacramento noch immer ein amerikanischer Fluß, daß der San Joaquin nicht von Verräthern in Besitz genommen, daß San Diego ein amerikanischer Posten, daß die Nevadakette eine amerikanische Schutzmauer, daß Alcatraz von Kanonen blitzt, und gerüstet ist die Sprache — nicht von Mr. Jefferson Davis, sondern vom Generallieutenant Winfield Scott (Beifall) zu verkünden, und daß Shasta ein amerikanischer Berg ist, auf dessen über 14,000 Fuß hohem Gipfel das Roth-Weiß-Blau des Landes flattert. Ich gratulire Euch ferner dazu, daß innerhalb unserer Gränzen keine Anhöhe sich befindet, welche gegenwärtig der schwarzen Fahne der Rebellion einen Standort verleiht, und daß Californien von der weißen Sierra bis zur weitausgedehnten Meeresküste mit einer weit überwiegenden Mehrzahl der Erhaltung der ganzen Republik treu bleibt, und die Ehre der alten Sterne und Streifen nie besudelt wissen will, und ferner, daß es dem Aufrufe folgt, welchen seine großen Väter an das Volk ergehen ließen, und dem ewigen Ruhme dessen, der der Anführer der demokratischen Partei in diesem Lande war, und der seinen letzten Athemzug mit einem Lispeln aushauchte, einem Lispeln, das von Fastport bis nach Oregon wiederhallte, und welches für alle Zeiten dem Namen „Douglas" die Unsterblichkeit sichern wird — „Sei treu den Gesetzen und der Constitution der Vereinigten Staaten." (Beifall.) Laßt uns einen Augenblick inne halten, die große Bedeutung dieses Tages etwas näher zu betrachten. Jede Nation ist einer Uhr zu vergleichen,

deren inneres Räderwerk irgend einen Zweck oder Plan der Vorsehung zur Ausführung bringt, und zwar mit geduldiger Beharrlichkeit und Ausdauer, die aber, wenn die sechzigste Minute herangekommen, eine neue Stunde zu schlagen hat, eine neue Stunde vielleicht nicht für die Nation allein, sondern für die Welt. Dann, siehe dann schlägt die Uhr vielleicht mit einer Kraft und einem Wiederhall, der die Menschheit aufschreckt und begeistert.

Die erste amerikanische Revolution war eine solche Periode — und hierin liegt ihr Ruhm. Die englische Regierung hatte unsere Väter unterdrückt, sie hatte versucht, ihren Geist zu brechen. Es war eine drückende Zeit mehrere Jahre hindurch, aber endlich erschien doch die sechzigste Minute, wo die Uhr zu schlagen begann. Die Welt hörte: Die Schlacht bei Lexington — eins; die Unabhängigkeitserklärung — zwei; die Uebergabe von Burgoyne — drei; die Belagerung von Yorktown — vier; der Vertrag zu Paris — fünf; die Inauguration von Washington — sechs. Und in dem Augenblicke ging die Sonne des neuen Tages auf, von dem wir bis jetzt nur den glorreichen Morgen gesehen haben. Verschwörer wollten der Welt vor Monaten glauben machen, als habe diese alte Uhr für die ganze Welt nicht den geringsten Nutzen mehr. Ja sie hätten beinahe England die Lüge aufgebunden, daß die alte Maschinerie verrostet und gänzlich unbrauchbar sei. Freilich unterliegt es keinem Zweifel, daß es mit ihr unter der letzten Administration sehr abwärts ging. Aber der Kanonendonner um Fort Sumter war, zum Staunen der Britten, der Art, daß es klar war, wie Gott selbst die alte Uhr wieder aufzog.

Es ist jedoch eine sehr wichtige Frage, deren Entscheidung uns heute vorliegt, welche Partei nämlich mehr Sympathie für das Werk und die Männer von 1776 hat, diejenige, welche die Einigkeit von Amerika zertrümmern will, oder diejenige, welche sie zu erhalten wünscht. Die Unabhängigkeitserklärung, welche Ihr heute mit solcher Kraft und solchem Nachdrucke habt vorlesen hören, soll eine Rechtfertigung der Secession sein. Beim ersten Anblick erscheint auch die Sache so, als ob diejenigen Männer und Staaten, welche es versuchen, ein neues Gouvernement einzuführen, das mit ihren Ansichten, Ueberzeugungen und Wünschen in größerem Einklange steht, als das gegenwärtige —

es scheint so, sage ich, beim ersten Anblick, als ob diese mit einem besseren Bewußtsein vor diese Väter in Philadelphia treten können, und als ob sie ihrem Geiste und ihren Werken nach die würdigen Nachfolger derselben sind. In der That haben die Abtrünnigen auch dieses für sich als einen Rechtsgrund angeführt. Sie beanspruchen, daß auch für sie die Zeit gekommen sei, wo es nothwendig erscheine, die politischen Bande, welche sie mit einem anderen Volke verknüpften, zu zerreißen und unter den Nationen der Erde eine besondere und gleichberechtigte Stellung einzunehmen. Man sagte sogar, daß der Norden, dadurch daß er ihre Trennung nicht anerkennen wolle, nur im 19. Jahrhunderte die Partie Georg des Dritten spiele. Aber wir wollen am 4. Juli oder auch an irgend einem anderen Tage solche Ansprüche und die eingebildete Analogie, die man zu Gunsten des Abfalls und Verrathes erfunden hat, ohne irgend ein Gefühl des Schreckens und der Bestürzung anhören. Laßt uns vielmehr diese Erörterung gründlich aufnehmen, damit die Kühnheit einer solchen Anmaßung an den Tag komme, und die alte Unabhängigkeits-Erklärung vor dem Makel gerettet werde, den jedenfalls die Gleichheit oder Aehnlichkeit mit der neuen ihr anheften würde. Werfen Sie zuerst einen Blick auf den Unterschied in der Methode der beiden Rebellionen und versuchten Revolutionen. Die ersten Männer der Revolution verhielten sich lange sehr ruhig nnd geduldig und griffen nicht eher zum Schwerte, als bis alle gesetzlich erlaubten Mittel erschöpft waren. Man hatte ihre Privilegien zerrissen, das Ministerium hatte ihre ursprünglichen Freiheiten ihnen geraubt, fremde Truppen standen auf ihrem Boden und fremde Schiffe lagen in allen ihren Häfen; man hatte das Blut ihrer Bürger vergossen, bevor sie auch nur ein Schwert zu ihrer Selbstvertheidigung zogen. Und als sie das erste Mal das Schwert zogen, so geschah das nicht zum Zwecke des Abfalls, sondern nur um zu zeigen, daß sie keine Sklaven oder Feiglinge seien. Achtzehn Paragraphen füllte die Anklage gegen das Central-Government, in welchem die Colonisten nicht repräsentirt waren. Erst nachdem jeder Versuch, auf friedlichem Wege sich Recht zu verschaffen, gemacht und fehlgeschlagen war, feuerte man die Muskete gegen die Unterdrücker. Und erst nach Verlauf eines vollen Jahres — nachdem die Begebenheiten zu



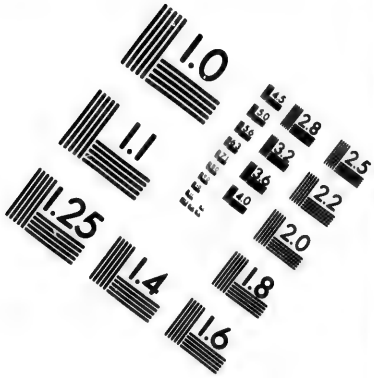
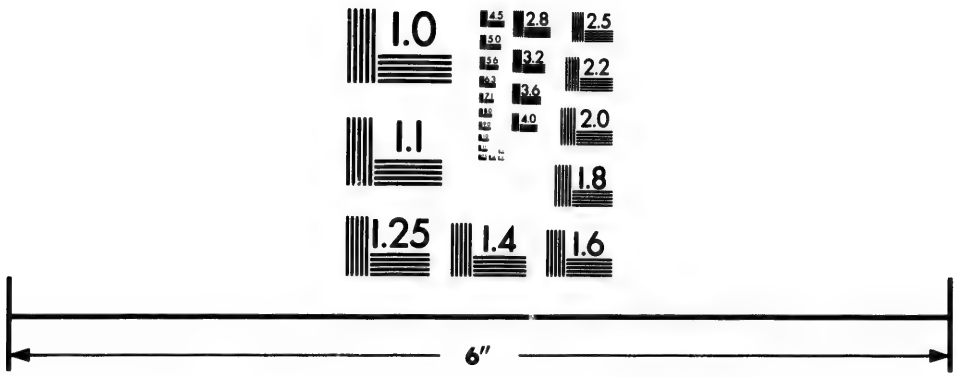


IMAGE EVALUATION TEST TARGET (MT-3)



Photographic Sciences Corporation

2? WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

Lexington, Bunker Hill geschehen, nachdem ausländische Truppen zu Tausenden herübergeschifft waren, nachdem die Indianer von englischer Seite gegen dieselben aufgestachelt worden, nachdem Norfolk von britischen Kanonen bombardirt worden war, nachdem das englische Ministerium in allen Colonien geraubt und gemordet hatte, entschloß sich der Continental-Congreß, eine Unabhängigkeits-Erklärung abzugeben, oder vielmehr darüber abstimmen zu lassen. Wie können die abtrünnigen Staaten, oder vielmehr deren Anführer es wagen, sich selbst oder ihr Beginnen mit solch' einem würdevollen Verhalten, mit so langem Leiden, mit solch' majestätischer Selbstbeherrschung zu vergleichen? Hatten sie ein ganzes Jahr einen offenen Kampf mit dem Central-Government ausgehalten, bis sie zu dem verwerflichen Schritte einer Revolution ihre Zuflucht nahmen? Hat eine Kanone Savannah Gefahr gedroht, oder war eine gegen Neworleans abgefeuert worden, als schon die Rebellion schriftlich erklärt wurde? Und über welchen Druck von Seiten des Federal-Governments hatten sie sich zu beklagen? Welche Unbilden hat ihnen dasselbe zugefügt? Sie erklären selbst offen und ohne Rückhalt, daß die Sklavenfrage es ist, welche sie zum Abfall bringt. Gegen welche Bill oder gegen welchen Beschluß können sie behaupten, auf gesetzlichem Wege Hülfe, und zwar umsonst gesucht zu haben? Ja, über welche Verordnung des Congresses in Betreff dieses Punktes haben sie sich zu beschweren? Ueber keine einzige. Denn der Congreß der Vereinigten Staaten hat über die Sklavenfrage keinerlei Bestimmungen erlassen ohne die Einwilligung der jetzt abgefallenen Staaten. Bis zu dieser Stunde hat der vereinigte Süden keine Bestimmungen verlangt, welche je abgeschlagen worden wären. Man hat zu seinen Gunsten, und um seine eingebildeten Interessen zu fördern, Verträge geschlossen und je nach Umständen sie wieder aufgehoben. Zu der Zeit als sie versuchten, die Nation der Gefahr des Bankerotts auszusetzen und das nachkommende Geschlecht in eine Schuldenlast von 500,000,000 Dollars zu stürzen, hatten sie die executive Gewalt, den Senat und die controllirende Mehrheit, und endlich den Supreme Court auf ihrer Seite. So ist ihre legale Parallele mit den Männern der großen Revolution vom Jahre 1776 beschaffen. Die Tyrannei, über die sie sich beschweren,

besteht einzig und allein darin, daß einmal, zum ersten Male in der Geschichte dieser Nation, die Wahlurne gegen sie entschieden und daß ein Mann, welcher die Ansichten von Washington und Jefferson über Sklaverei theilt, nach einem ehrenvollen Kampfe auf vier Jahre gewählt wurde, um im weißen Hause der Nation zu dienen, während sie noch immer den Senat und den Supreme Court inne haben.

Man könnte aber hier leicht einwenden: „Du übersiehst aber bei alle Dem die Bills über die persönliche Freiheit in den nördlichen Staaten, welche der Constitution geradezu widersprechen, und den Staaten, die sich jetzt abgelöst haben, gar zu große Beschwerden verursachen.“ Wer hat denn sie für unconstitutionell erklärt? Wenn der Supreme Court die Personal-Liberty-Bills von Massachusets und Newyork für unconstitutionell erklärt, so begründet der Süden hierauf ein Recht zur Revolution und zum Abfall von der Central-Gewalt und der Autorität Amerikas. Aber auch dieses zugegeben, sind sie noch nicht völlig in ihrem Rechte. Denn zuerst hätten sie nach allen gesetzlich erlaubten Mitteln greifen müssen, um sich Recht zu verschaffen. Thomas Paine sagte: „Alles, was recht oder natürlich ist, spricht für unsere Trennung. Es liegt doch jedenfalls etwas Absurdes darin, daß ein ganzer Continent beständig von einer weit entfernten Insel beherrscht werden soll.“ So wurden die Helden des Continental-Congresses durch das Gefühl gestärkt, daß Gott wegen der Lage ihres Continentes und ihrer auf derselben liegenden Heimath auf ihrer Seite stehe. Wie steht es aber heut zu Tage? Die amerikanischen Secessionisten fechten offenbar gegen die Geographie, wie die Geographie gegen sie streitet. Denn der Schöpfer fordert uns auf, Ein Volk zu sein, und unter Einer Regierung zu stehen, eben so klar, wie er unseren Vorvätern sagte, daß sie das englische Joch mit Gewalt abzuschütteln hätten. An dem Tage, an welchem die Declaration angenommen worden, und vor dem Untergange der Sonne, die den 4. Juli beschienen, wurden Franklin, Adams und Jefferson als Comite niedergesetzt, um Ein Siegel, Eine Devise und Ein Motto für die Vereinigten Staaten anzufertigen. Die Abgeordneten, welche die Unabhängigkeits-Erklärung unterzeichneten, fühlten sich, bevor sie die heilige Halle verließen, als

Vertreter eines ganzen, einigen und selbstständigen Volkes. Sie fühlten, daß sie sich nicht los machten, um sich in einzelne souveraine Staaten aufzulösen, sondern eine einzige und einige Nation wollten sie fürderhin bilden. (Beifall.) Und Jefferson schlug unter den vielen Mottos das vor „E pluribus unum". Es ist, als ob das eine Wort „Amerika" und das passende Motto „E pluribus unum", das allen anderen vorgezogen ward, in Buchstaben gleichsam zu einem Wahrzeichen ausgeprägt wurde, das in weitester Entfernung auf dem ganzen Festlande, von den Rocky Mountains bis zum Hudson, zu erblicken sei. Wer immer seine Thätigkeit auf die Auflösung der Union richtet, der muß etwas mehr thun, als in Montgomery eine Convention zusammenrufen. Er muß im Stande sein, ein Erdbeben hervorzurufen, das den halben Mississippi nach dem Nordpol zurücktreibt, die Alleghanies im Centrum bersten macht, den Ohio aus seinem Bette treibt und jeden Paß der Rocky Mountains und der Sierras mit Ruinen überschüttet. Der einzige Theil unseres Landes, der nach seiner geologischen und geographischen Beschaffenheit von den Vereinigten Staaten getrennt zu sein scheint, ist Neu-England; doch ist gerade dieses Land durch moralische und sociale Bande so innig an die Geschichte, den Charakter und den Ruhm der Nation geknüpft, daß wohl noch mehr nöthig sein dürfte, als ein Erdbeben, oder selbst die Spaltung des Erdplaneten, um dieses Land vom großen Ganzen zu trennen. Der Beweis daher, den man von der Natur und der geographischen Lage hernehmen will, ist also keineswegs ein stichhaltiger oder glücklicher. Im Gegentheil sprechen alle geographischen Verhältnisse gegen die secessionistische Bewegung, sie verbieten und verdammen sie. Die Frage ist nun, was haben wir zu thun, wenn tolle Wuth tobt und wüthet, und die lebendige kräftige Einheit zu zerstören trachtet, welche Tradition, Sprache, Natur und Kunst so stark und mächtig für alle nachfolgenden Geschlechter aufgerichtet haben. Was müssen wir nun thun? Wir müssen uns erheben gegen ein solches Gebahren, das müssen wir uns zur heiligsten Pflicht machen! Wir müssen dagegen die Waffen ergreifen! Wir müssen gegen den drohenden Riß unseres Landes um unserer eigenen Sicherheit willen kämpfen. Dieses ganze Land wurde einer republikanischen Regierungsform

geweiht und der Unabhängigkeit unseres Glückes und unserer Macht von europäischen Einflüssen. Lasset aber die Rebellion triumphiren, und sehet, wie lange wir dann noch dem Drucke europäischer Anmaßung oder den Insinuationen europäischer Intrigue entgehen werden. Bereits haben wir ein von dem Hauptplatze des Verrathes ausgehendes Gerücht gehört, daß nämlich die Rebellen Abhängigkeit von England der alten republikanischen Verfassung vorziehen würden, daß eine monarchische Regierungsform die beste sei; daß sie lieber einen Prinzen von der englischen Königsfamilie nehmen, als zur amerikanischen Constitution zurückkehren wollten. Ja, in offenen Briefen in der „Times" gelangte diese Versicherung nach England. Indem die Nation von Maine bis Oregon gegen die Secession kämpft, kämpft sie zugleich für ihre Selbsterhaltung. Wir können eine Politik ohne Risse oder Sprünge haben, ein Land von St. Croix bis zum Rio Grande, von Ontario bis nach Columbia, wir können es gegen jede europäische Macht vertheidigen und uns mit jeder Gewalt messen. Aber man lasse einen Riß den Ohio entlang bis hinunter an den Mississippi, und an den östlichen Partien der südlichen Alleghanies eintreten, und bald wird ausländische Diplomatie in unserer Mitte zu wühlen beginnen. In der großen Secessionsbewegung von 1776 beanspruchten die Führer derselben die gleiche und selbstständige Stellung unter den Nationen, zu der sie nicht bloß die Gesetze der Natur, sondern auch die des Gottes dieser Natur berechtigten. Sie fühlten, daß ihre Sache die Sache der menschlichen Natur selbst sei; sie wollten dadurch dieselbe nur erst recht populär machen. Sie stellten in ihrer Unabhängigkeits-Erklärung allgemein anerkannte und gültige Principien auf. Sie behaupteten, daß jeder Mensch vor dem Gesetze das gleiche Recht haben solle. Sie widersprachen der Behauptung, daß eine Menschenrace dazu geschaffen sei, um wegen geringerer Geistesfähigkeiten für immer die Knechte einer anderen Race sein zu müssen. In dem ersten Entwurfe der Unabhängigkeits-Erklärung griff Jefferson Georg den Dritten an, weil er einen Markt einrichten wollte, wo man Menschen kaufen und verkaufen könnte. Er sprach sich dabei so aus: „Er hat gegen die menschliche Natur einen grausamen Krieg geführt, indem er die heiligen Rechte des

Lebens und der Freiheit an einem weit entfernten Volke, das ihn niemals beleidigt hatte, kränkte und verletzte, indem er die Glieder dieses Volkes gefangen nahm und zur ewigen Sklaverei in einen ganz anderen Welttheil führte, wobei viele von ihnen während ihrer Transportirung einen elenden Tod erlitten." Dies ist es, was die Verfasser der großen Declaration im Jahre 1776 über Sklaverei schreiben wollten. Dies war auch die Stimme von Virginien. Dies war auch die Ueberzeugung des ganzen Congresses, wiewohl in der sublimen Staatsurkunde diese Sätze ausgelassen wurden, theils auch deshalb, wie Jefferson sagt, weil einige wenige Herren aus dem Süden nicht genug vorbereitet waren, das Gewicht dieser Erklärungen zu ertragen. Aber der Strom der Meinung im Congreß lief zu Gunsten dieser Ausdrücke, und man wünschte allgemein, daß sie stehen blieben, so daß auch viele edle Herren aus dem Süden ihr Stehenbleiben in der Declaration sehr begünstigten, trotz der heftigen Opposition, die sich von gegnerischer Seite gegen sie erhob. Aber wie steht die Sache heutzutage? Die neue secessionistische Bewegung hat nicht nur die Sklavenfrage zu ihrer Haupttriebfeder, sondern sie bekämpft auch geradezu die Principien der Stifter unserer Republik und die Ansichten des ebenfalls dem Süden entstammten Verfassers der unsterblichen Unabhängigkeits-Erklärung. Der kluge Mann dieser neuen Bewegung ist der Honor. Alexander H. Stephens, von Georgia, der angebliche Vicepräsident in der rebellischen Verschwörung. Er sagt uns in einer gut ausgearbeiteten Rede, daß er und seine Bundesgenossen auf einem ganz anderen Boden ständen, als der war, den Jefferson und die Verfasser der Constitution einnahmen. Sie glaubten, wie Mr. Stephens uns zugesteht, daß die Neger-Sklaverei eine Verletzung der Rechte der Natur sei, daß sie ungerecht sei in ihrem Princip und zugleich gegen die Moral, Politik und sociale Klugheit verstoße. Sie glaubten, daß sie bald verschwinden, und daß bald keine Spur mehr von ihr zu finden sein würde. Diese Ideen aber waren, wie er uns weiter sagt, von Haus aus irrig und konnten nur eine auf Sand gebauete Grundlage bilden für eine Verfassung, die auf ewigen Bestand Anspruch machte. „Unser neues Government ist auf Ideen gegründet, welche diesen geradezu entgegen-

gesetzt sind. Sein Eckstein ruht auf der großen Wahrheit, daß der schwarze Mann dem weißen nicht gleich steht, und daß sein natürlicher und normaler Zustand Sklaverei ist." Er sagt uns ferner: „Dieses unser neues Government ist das erste in der Weltgeschichte, das diese große physikalische, philosophische und moralische Basis zu seiner Grundlage hat." Diejenigen, welche die Trennung von Groß-Britannien veranlaßten, sprachen respectvolle Worte für die menschliche Natur. Sie stimmten mit den Gefühlen überein, die das Christenthum in die Herzen der Menschen gelegt. Sie hielten jede Art von Unterdrückung für unnatürlich, bloß eine Zeit lang andauernd und jedenfalls höchst ungerecht. Sie behaupteten ferner, daß alle Menschengeschlechter von Natur einen unveräußerlichen Rechtsanspruch auf Leben, Freiheit und Streben nach Glückseligkeit hätten. — Die neuen Gesetzgeber wollten Amerika zerreißen und unser Land insultiren, um ihre politischen Ansichten auf den erhabenen Grundsatz zu basiren, daß die Weißen im Süden ein unveräußerliches Recht auf Leben, auf Freiheit und auf das Verfolgen der Neger haben. (Beifall und Gelächter.) Dies wurde durch eine glänzende Rede eines ihrer ruhigsten und gemäßigtesten Denker der Literatur anvertraut und weiter verbreitet, um so die Herzen der Welt mit Sympathie für ihr Unrecht und ihr Interesse zu erfüllen. Ich sage heute, daß sie, Gott sei Dank, hierdurch ihre gänzliche Verschiedenheit von den Helden unserer Revolution deutlich genug und für immer erklären, so daß die Kluft zwischen beiden größer ist, als die zwischen Lazarus und dem Reichen, und zwar durch den ganzen Durchmesser moralischer Wahrheit. (Beifall.) Der große Congreß unseres Continents veröffentlichte eine Adresse an das Volk von Groß-Britannien im October 1774, deren erste Sätze folgendermaßen lauten: „Wenn eine Nation, welche an der Hand der Freiheit zur Größe geführt wurde, und die im Besitze alles Ruhmes war, den Heroismus, Munificenz und Humanität verschaffen kann, so weit herabsinkt, daß sie den undankbaren Versuch macht, für ihre eigenen Kinder Ketten zu schmieden, und anstatt die Freiheit zu unterstützen, die Sklaverei und Unterdrückung in Schutz nimmt, so hat man alle Ursache zu glauben, daß sie entweder bereits aufgehört hat, tugendhaft zu sein, oder in der Wahl ihrer Lenker

sehr nachlässig und gleichgültig gewesen ist." Staatsmänner des alten Virginiens unterzeichneten gerne und bereitwillig diese Worte vor sieben und achtzig Jahren. Wie steht das heutige Virginien ganz anders zu dieser Auffassung der Dinge! Es stimmt jetzt dafür, eine Nation im Stiche zu lassen, zu deren Begründung ihre edlen Söhne beitrugen, so viel sie vermochten, es stimmt dafür, deren Ansichten über die menschliche Natur mit Füßen zu treten und einer Conföderation die Hand zu reichen, welche sich den Grundsatz gestellt: „Das ist Recht — das ist der wahre Grundstein nationalen Glückes und nationaler Größe, das ist eine Sache, die man vor dem Himmel verantworten kann, wenn man nur eine gewisse Dicke des Schädels, eine bestimmte Bildung der Ferse, oder eine andere schwache Färbung des in den Adern wallenden Blutes nachweisen kann! Was soll die amerikanische Regierung zu der Errichtung eines Staates sagen, welcher die alten demokratischen Ansichten verspottet, die Declaration und Constitution antastet und die sklavische Unterwerfung der Neger als erstes Prinzip seines neuen Evangeliums hinstellt! Was sollen wir nun gegen sie beginnen? Einige waren der Meinung, diese neuen Baumeister des Ruins in Frieden niederreißen zu lassen, was sie wollten, und so, ohne das Schwert zu ziehen oder einen Tropfen Blutes zu vergießen, sie die Mission, die sie sich gestellt haben, vollführen zu lassen. Aber wie könnten wir so ruhig zusehen, so feige die Hände in den Schooß legen! Wenn Männer aus unserer eigenen Mitte von uns abfallen, die in ihren öffentlichen Urkunden das Andenken und den Geist der Weisen der Revolution beleidigen und statt der alten Flagge eine schwarze aufziehen, auf welche sie das Wort „Freiheit" in großen Buchstaben setzten, damit in einiger Entfernung man das Wort „Sklave" nicht entdecke, wenn, sage ich, sie Solches zu beginnen die Stirn haben, dann laßt uns ihnen frei herausſagen, daß sie dies nur unternehmen, um unseren Kanonen zu begegnen, und gegen unsere Bayonette sich zu stürzen, und daß sie sich den Boden zu ihrem Vorwärtsschreiten nur durch hundert siegreiche Schlachten zu bahnen vermögen. Wir müssen kämpfen, um die Union zu erhalten, wir müssen kämpfen um die Männer zu beschützen, welche in den abtrünnigen Staaten der alten Constitution treu bleiben; wir müssen

kämpfen, um die Rebellion zu Boden zu schmettern, die Constitution wieder auf ihren Thron und in ihre alte Majestät einzusetzen, wir müssen fechten, daß die alte Flagge bald wieder auf jedem Castell und jedem Fort wehe, wo sie Beleidigungen zu erfahren gehabt. Sie haben kein Recht, in der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts den in der ganzen civilisirten Welt herrschenden Principien Hohn zu bieten. Sie haben kein Recht, das Christenthum in einem Lande herauszufordern, das Kirchen nach Zehntausenden zählt; und je mehr sie pochen und sich brüsten und schreien, daß sie nicht mehr zur Union gehören, und auch nicht mehr Willens sind, zu derselben zurückzukehren, desto entschiedener muß die Nation auftreten, um ihnen zuzurufen: „Nimmermehr sollt ihr amerikanische Tradition und Demokratie mit solch einem Verfassungs-Entwurfe, der auf amerikanischem Boden verwirklicht werden soll, insultiren.“ Denn wir vertrauen den Hoffnungen und den Principien unserer Väter, und die ganze Nation sollte nur um so thätiger sein, ihr ganzes Unternehmen mit Kanonen und Bomben zu hemmen. Ein feindlicher Anfall ist nimmermehr möglich. Frieden zu halten ist, von welcher Seite man sich auch immer die Angelegenheit ansehe, Verrath und Aufgeben unserer Pflicht. Wir haben die heilige Verpflichtung das Schwert des Herrn und Gideons gegen ein solches Reich zu ziehen. Von Europa aus werden sie keine Hülfe bekommen, das ist keineswegs zu befürchten; denn Europa wird nie Repräsentanten eines Reiches, das sich neu bilden will, als Brüder begrüßen wollen, Repräsentanten, die an ausländischen Cabinetten nur anklopfen mit einer Pistole im Gürtel, und einem langen Schnappmesser an der Seite, eine verstümmelte amerikanische Flagge in der einen Hand, und eine Peitsche für Sklaven, in die Rede des Mr. Stephens eingewickelt, in der andern. Wird Frankreich seine Paläste einer Gesandtschaft in solchem Aufzuge öffnen? Es müßte dann vergessen haben, was Lafayette sagte, nämlich daß er nimmermehr ein Schwert für Amerika gezogen haben würde, hätte er gewußt, daß die Hälfte dieses Landes ein Terrain einnimmt, wo die Sklaverei herrscht. Auch Deutschland wird ihnen keine Hülfe leisten, denn fünf Millionen Deutsche haben sich bereits gegen die Sklaverei erklärt. Auch von Italien haben sie keine Hülfe zu erwarten, denn diese zu bringen, würde sich

weder für einen Victor Emanuel noch für einen Garibaldi schicken; selbst Rußland wird nicht beistehen. Seine Kaiserin hat damals, als Amerika frei werden wollte, ihren Beistand einem Georg III. versagt, um so weniger wird dieses Reich jetzt für die Sklaverei zu Felde ziehen wollen. Auch England wird nicht helfen, es zauderte zu lange und ist nur auf sein eigenes Interesse im Baumwollhandel u. s. w. bedacht, so daß es glaubt am Besten zu thun, wenn es sich neutral hält.

Es mag nun kommen, was da will, der Sieg ist uns gewiß. Die alte Unabhängigkeitserklärung wird fortleben, und nicht die neue Constitution. Denn die alte wurde von Patrioten erlassen, die neue von Verräthern. Die alte war mit Gefühlen geschrieben, welche aus der reinen Quelle der Civilisation hervorgeflossen sind, die neue ist mit der Tinte des Teufels niedergeschrieben und entsprungen aus dem Interesse der schamlosesten Selbstsucht, die je in der Literatur von Staatsurkunden gefunden wurde. Die alte hatte zum Zwecke, Amerika zu einigen, die neue, es zu zerreißen.

So schloß diese mit endlosem Jubel aufgenommene Rede des Patrioten.

Capitel 3.

Reise nach Carson City. Die Gold- und Silberminen der Washoe-Gebirge.

Gegen Abend verließ ich Sacramento, und begab mich per Eisenbahn nach Folsom, um von einer dort von mir gebildeten Gesellschaft*) Abschied zu nehmen, und die Nacht daselbst zuzubringen. Es wurde mir dort mitgetheilt, daß auch hier der 4. Juli so feierlich wie möglich begangen wurde, sowie daß Nachts noch Feuerwerk und großer Ball stattgefunden habe. Am 5. Morgens verließ ich diese Stadt wieder per Postwagen, um mich nach Placerville zu begeben, das ich am Nachmittage erreichte. Ich blieb dort bis zum 7., um das oben erwähnte Schreiben des Postpräsidenten zu erwarten, das ich auch am genannten Tage durch

*) Näheres hierüber werde ich im zweiten Theile mir erlauben mitzutheilen.

die Post erhielt. Nachmittags bestieg ich den mit sechs Pferden bespannten Postwagen, und trat meine Reise nach Carson City an. In einer kleinen Entfernung von der Stadt bemerkten wir bereits, daß der Weg sehr schlecht sei, indem wir große Hügel und Gebirge, dichte Waldungen mit gewaltigen Bäumen und mit verschiedenen hohen Grasarten, sowie Gräben und Schluchten zu passiren hatten. Auch war an manchen Stellen der Weg so schmal, daß man sich kaum links oder rechts drehen konnte. Der Pfad zog sich auch eine Zeit lang an einem steilen Abhange hin, an dessen Fuß ein tiefes Thal lag. Wären wir nur ein Haar breit aus dem Geleise gewichen, so hätten wir unfehlbar in den Abgrund stürzen, und, da derselbe über 1000 Fuß tief war, ein fürchterliches Ende finden müssen. Nachdem wir an achtzehn Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir an zwei Häuser, von denen das eine saw-mill pacific (Pacific-Sägmühle), das andere pacific house (Pacific-Gasthaus für Durchreisende) genannt wird. Zwei Meilen weiter passirten wir den American River, welcher Fluß höchst unruhig und steinigt ist. Nach zwei Meilen kamen wir auf das „22-Meilen-Haus". Gegen Abend gelangten wir zu den coast range (Vorgebirgen) der Sierra Nevada. Wir stießen daselbst auf eine Schaar Menschen, die einer Räuberbande sehr ähnlich sah; wir machten uns also auf einen Kampf gefaßt, auf den wir uns von Haus aus vorbereitet hatten. Wir Alle, im Ganzen neun, waren sehr gut bewaffnet. Ich selbst hatte 2 sechsläufige Revolver, wie sie die diese Gegenden passirenden Reisenden zu haben pflegen. Wir zogen also unsere Revolver, und feuerten auch einige Male, um diesen Leuten zu zeigen, daß wir uns nicht vor ihnen fürchteten. Sie erwiderten zwar das Feuer, zogen sich aber in den Wald zurück, so daß wir mit heiler Haut davon kamen. Nach Mitternacht kamen wir nach Strawberry Valley (Erdbeerenthal), dem letzten Punkte der coast range, so daß wir von jetzt an die Hochgebirge der Sierra Nevada zu passiren hatten. Wir hatten bis jetzt 50 Meilen zurückgelegt, gerade die Hälfte des Weges nach Placerville. Der Weg war so schlecht gewesen, daß Jemand, der sich nur in civilisirten Ländern aufgehalten hat, sich unmöglich einen Begriff davon machen kann. Das Ganze wirkte auf uns mit eigenthümlichem Eindruck, denn

die ganze Natur, die sich unsern Augen darbot, war im höchsten Grade romantisch. Die Abgründe waren über 1000 Fuß tief, die Tannen 200 bis 300 Fuß hoch und die verschiedensten Eindrücke, der holde Gesang der Nachtigall und das Heulen der wilden Thiere wirkten zur selben Zeit mit einer Macht auf uns ein, der wir uns nicht zu entziehen vermochten. Wir freuten uns deshalb sehr, als wir den oben erwähnten Ort erreicht hatten, wo wir kurze Zeit anhielten, um uns etwas zu sammeln, frischen Athem zu schöpfen und die Pferde zu wechseln. Hierauf begannen wir, das Hochgebirge der Sierra Nevada zu besteigen. Es braucht wohl nicht erwähnt zu werden, daß wir hier gezwungen waren, uns nur auf unsere eigenen Füße zu verlassen, indem diese Gebirge höchst steil aufsteigen. Wir luden unsere Waffen, die wir nicht aus den Händen ließen, für den Fall, daß wir vielleicht auf unangenehme Abenteuer mit Räubern stoßen sollten, was in dieser Gegend keine Seltenheit ist. Zuweilen feuerten wir auch unsere Waffen ab, um den etwa versteckten Banden zu zeigen, daß wir nicht gesonnen seien, uns in der Stille durchzuschleichen, sondern uns vor Niemanden fürchteten. Der Himmel war sehr klar, die Sterne funkelten hell am unbewölkten Horizont und von den Gebirgen schimmerte der silberne Schnee herüber, doch war die Nacht sehr kalt, wie eine europäische Winternacht, so daß wir zu Winterkleidern unsere Zuflucht nehmen mußten. Der Weg wurde je weiter desto schwerer, und immer lauter erhoben sich die Stimmen der wilden Thiere; der Wald wurde immer dichter, und die Bäume immer höher, so daß dieses romantische Schauspiel uns beinahe in ein Zittern versetzte. Wem keine solche Erscheinung entgegen getreten, der hat noch keinen wahrhaft romantischen Anblick genossen.

Um 8 Uhr Morgens kamen wir in ein Thal, das Yangstone genannt wird, wo sich ein Hotel für Durchreisende befindet. Wir nahmen daselbst unser Frühstück ein und wechselten die Pferde. Die Kälte ließ etwas nach. Nach fünf Meilen gelangten wir in ein kleines Thal, das im Vergleich mit der Gegend, die wir im Rücken hatten, uns wie ein Paradies erschien. Dasselbe heißt Trucky valley und ist ungefähr eine Meile lang und ebenso breit, sehr üppig mit Gras bewachsen, und von zwei kleinen Flüssen

durchströmt, von denen der eine Big Trucky, der andere Little Trick heißt. Am Ende des Thales fließen sie in einen See, den Bigler lake zusammen. In diesen ergießen sich noch andere Gebirgsbäche, wodurch er zu einem breiten und tiefen Landsee sich ausdehnt. Seine Länge beträgt 35 Meilen, seine Breite 10 bis 15 Meilen, sein ganzer Umfang 78 Meilen. Sein Boden ist sandig, sein Wasser sehr klar und wohlschmeckend; seine Tiefe ist sehr bedeutend, er friert im Winter nie zu, und ist reich an Fischen, besonders an zwei Sorten, die Sakis und Druid heißen und rothe und schwarze Flecken haben. Man versicherte mir, daß manche Fische 25 Pfund schwer seien. Dieser See hat eine wundervolle Lage, er ist von allen Seiten von dem großen Sierra Nevada-Gebirge eingeschlossen, sowie ringsum von herrlichen Waldungen und verschiedenen Gras- und Blumenarten umgeben. Wenn man eine Nacht hindurch eine so harte Anstrengung durchgemacht hat, gewährt ein solcher Anblick eine Erquickung, eine Stärkung, die die Feder nicht wiederzugeben vermag. Zwei Meilen fährt man am Ufer des Sees hin und vergißt bei dem munteren Spielen und dem fröhlichen Tanzen der Fische ganz und gar die Strapazen der vergangenen Nacht. Nach weiteren 10 Meilen kamen wir nach Friday place, wo wir die Pferde wechselten, und von nun an nur mit Vieren fuhren, indem der Weg etwas besser wird. Um 8 Uhr Morgens erreichten wir den letzten Gipfel der Sierra Nevada; wir hielten hier eine kleine Weile an. Vor mir lag das breite Carson-Valley-Thal, hinter mir thürmen sich die Sierra-Nevada-Gebirge zum Himmel empor. Mit den bewegtesten und heiligsten Empfindungen lenkte ich mein Auge auf die Gebirge von Californien. Ist doch in diesem Lande ein so wichtiger Abschnitt meines Lebens mir verflossen, ein Abschnitt, an den ich, so lange ich athme, zurückdenken und zwar mit einem Gefühle der Befriedigung zurückdenken werde. Es ist mir, glaube ich wenigstens, gelungen, die Aufgabe, die ich mir als die nächste gestellt hatte, zu lösen; ich habe nach allen Richtungen hin das Land durchwandert, das Viele auf Kosten eines Theiles von ihrem Leben sehen möchten, ich habe mit meinen eigenen Füßen das Land betreten, das Viele trotz alles Sehnens wegen Armuth, Familienverhältnisse oder aus anderen Gründen nie sehen werden, und das

ihnen deshalb wie ein Paradies erscheint, dessen Betreten ein Engel mit flammendem Schwerte verwehrt. Ich habe mit eigenen Augen die Reize dieses Landes gesehen, Reize, die die Phantasie des Europäers umsonst auszumalen sich bemüht. Beinahe ein volles Jahr verbrachte ich in einem Lande, das Vielen der Gegenstand ihrer nächtlichen Träume bildet und das ihnen wie ein Feen- und Fabelland vorschwebt. Aber wie schmerzlich der Abschied auch meine Seele berührte, ich mußte scheiden, scheiden vielleicht auf Nimmerwiedersehn von dem Lande, an das mich so viele theure und liebe Erinnerungen fesselten.

Um 10 Uhr Morgens stiegen wir die Sierra-Nevada-Gebirge hinunter und befanden uns bald in einem weiten Thale, Carson Valley, genannt. Seinen Namen erhielt es von dem ersten Durchreisenden, dem Amerikaner Kit Carson. Die Länge des Thales beträgt 75 bis 80 Meilen, die Breite 10 bis 15. Zwei Flüsse durchströmen es, von denen der eine, welcher seinen Ursprung nahe bei dem Wakefluſſe hat, East Branch, der andere, der durch den schmelzenden Schnee der Sierra-Nevada-Gebirge entsteht, West Branch heißt. Der Lauf derselben ist von Süden nach Osten. Dieses Thal ist stellenweise eine Sandwüste, doch hat es an anderen Stellen viel Gras und sehr fruchtbare Plätze. Durch das Ansammeln von Wasser entstehen mehrere sumpfartige Stellen, welche mit wildem Grase oder Rohr bedeckt sind. Diese Gegend erscheint beim Herabsteigen von den Gebirgen höchst romantisch. In der Nähe beider Flüsse befinden sich mehrere schwefelhaltige Mineralquellen. Der Weg ist gerade und eben, aber sehr sandig.

Wir fuhren durch die Stadt Genoa, welche im Jahre 1855 erbaut wurde, und einige hundert Häuser zählte. Vor ein paar Jahren wurde sie von den Indianer aus der Humboldt County überfallen, und es entspann sich eine Schlacht, welche mehrere Tage anhielt. Obwohl die Indianer geschlagen wurden und viele Tausende auf dem Schlachtfelde blieben, so verließen doch die meisten Weißen die Stadt, und zogen nach anderen Plätzen, so daß gegenwärtig nur an hundert hölzerne Häuser, von denen einige 2 Stock hoch sind, sich daselbst befinden. Hier vereinigen sich die beiden oben erwähnten Flüsse und erhalten den Namen Carson River. Von hier bis Carson City sind 11 Meilen, die durch

tiefen Sand zurückzulegen sind. Nachmittags kamen wir in Carson City an. Von Placerville bis hierher sind 100 Meilen.

Das Nevada-Territorium gehörte früher zum Utah-Territorium, wurde aber im Jahre 1861 vom Congreß zu einem selbstständigen Territorium erhoben.

Vor vier Jahren zählte der ganze Strich, der jetzt unter dem Namen „Nevada Territory" bekannt ist, nicht mehr als 5000 Einwohner, welche meistens Mormonen waren. Seit dem Jahre 1856 jedoch hat sich diese Gegend allmählig ziemlich belebt, zum Theile durch Einwanderung von Californien aus, hauptsächlich aber durch Einwanderer aus den östlichen Staaten, welche es vorzogen, ihr Glück in der westlichen Abdachung zu versuchen. Nevada Territory bietet dem Ackerbauer oder Viehzüchter manche gute Gelegenheiten. Honey Lake, Pyramid Lake, und andere Thäler, haben einen fruchtbaren Boden, welcher die Mühen des Pflügers reichlich belohnt, und durch das ganze Territorium sind unzählige grüne Plätze zerstreut, welche während der Sommermonate einer Anzahl von Schafen und Kühen Futter spenden können. Doch ist das auch der einzige Strich im Territorium, wo man viel Holz findet. Carson City selbst ist ein freundliches Städtchen, das noch nicht länger als 15 Monate besteht, gut gebaut ist und eine Bevölkerung von etwa zweitausend Seelen zählt, die einem unternehmenden „vorwärtsgehenden Volke" angehören.

Darüber kann kein Zweifel sein, daß vor dem Ablaufe einer neuen Dekade, Nevada eine bedeutendere Stellung einnehmen wird, als Oregon — sowohl was die Bevölkerung als den Wohlstand betrifft.

Es enthält alle die Bedingungen, die zum Wohlstande erforderlich sind, und in letzterer Zeit hat seine Bevölkerung mit erstaunender Schnelle zugenommen. Es hat gegenwärtig an 25,000 Einwohner. Die hauptsächlichsten Städte sind Carson City, Virginia City, Gold Hill, Silver Hill und Genoa — von denen die letzte die älteste und zugleich kleinste ist.

Carson City wird die Hauptstadt des Staates werden, so daß der Gouverneur seinen Sitz daselbst hat, dessen Ankunft gerade in der Woche meiner Anwesenheit erwartet wurde.

Daselbst befinden sich an 20 Juden, von denen nur einer verheirathet ist. Dieselben beschäftigen sich meistens mit Handel, und leben in guten Verhältnisse.

Daselbst befindet sich eine katholische Kirche, von Brettern erbaut, eine öffentliche Schule mit 60 Zöglingen und eine wöchentlich erscheinende Zeitung.

Die Post zwischen Californien und den östlichen Staaten läuft täglich durch, sowie drei Mal wöchentlich eine Pony-Expreß, ferner ist eine tägliche Postverbindung mit den umliegenden Städten hergestellt.

Die Lage der Stadt ist höchst romantisch, sie ist westlich und nordwestlich von der Sierra Nevada eingeschlossen, östlich und südlich gränzt sie an das erwähnte Carsonthal. Das Thal, in dem die Stadt steht, erstreckt sich beinahe 5 Meilen von Osten nach Westen, und heißt auch Igle Valley.

Die Sommer sind hier sehr warm, doch bringt die Luft der Sierra-Nevada-Gebirge manchmal Kühlung. Das Klima ist dasselbe, wie das von Californien. Das Wasser ist sehr frisch und kühl. Zwei Meilen von der Stadt an den Vorgebirgen von Carson Valley fand man eine heiße Schwefelquelle, über die ein Privatmann ein Badehaus baute, das von den Städtern besucht wird. Derselbe Mann entdeckte einen großen Sandsteinbruch, den er durch mehrere Personen bearbeiten ließ, und errichtete eine kleine Pferdeeisenbahn, um die Steine leichter in die Stadt transportiren zu können. Die Stadt wird ohne Zweifel in kurzer Zeit sehr bedeutend werden.

Virginia City liegt 15 Meilen nordöstlich von Carson City und ist mit letzterem Platze durch eine tägliche Post verbunden.

In der letzten Hälfte des Jahres 1858 verbreitete sich vielfach das Gerücht, daß in der Gegend, welche östlich von der Sierra Nevada liegt, und unter dem Namen Carson Valley oder Washoe Country bekannt ist, erstaunlich reiche Gold- und Silber-Minen entdeckt seien. Da schon mehrmals solche Gerüchte sich als falsch und lügenhaft herausgestellt hatten, so schenkte man auch diesem sehr wenig Glauben; einige Männer indeß, welche an ihrem Vermögen völlig Schiffbruch gelitten hatten und mehr Lust zu Abenteuern verspürten, als die Andern, unternahmen es,

in das allgemein für arm geltende Territorium vorzudringen, von der Hoffnung beseelt, durch irgend einen glücklichen Fund ihrer pecuniären Lage aufzuhelfen. Von diesen kam im Jahre 1859 die Nachricht, daß sie große Reichthümer hier gefunden und daß die Schätze, die man hier entdeckt hätte, an's Fabelhafte gränzten. Diese Erzählungen reichten hin, um allen weiteren abenteuerlichen über das Land verbreiteten Gerüchten Glauben zu verleihen, so daß der Auszug nach Washoe eben so stark und allgemein wurde, wie in früheren Zeiten das Rennen und Laufen nach den Gold-Bluffs oder dem Fraser River. Abenteurer kamen in ganzen Schaaren in das Territorium; man kaufte sich Claims in zahlloser Menge und man schätzte das Vermögen eines Menschen nach der Zahl der Quadratfuß, die er in den Washoe Minen besaß. Da nur Wenige die Absicht hatten, ihre Claims wirklich zu bearbeiten, so konnte man natürlich keinen bestimmten Begriff von dem Werthe oder der Ausdehnung dieser Minen bekommen. Bald regte sich auch die Speculation, Manche wurden wohlhabend, ohne nur einmal die Hand zur Arbeit gerührt zu haben, und die Washoe-Manie steigerte sich zu solch' einem Grade, daß Kaufleute und alle Classen von Geschäftsleuten von ihr ergriffen wurden ja daß sogar Manche in Furcht geriethen, Californien möchte eine Zeit lang durch das Silber-Fieber an manchen Orten entvölkert werden.

Ueber die Summen, die während der Dauer der Washoe-Manie von Hand zu Hand gingen, können wir nichts ganz Bestimmtes angeben; wir haben jedoch hinreichende Specialberichte uns verschafft, welche einen Betrag von mindestens Doll. 350,000 ausweisen, die Summen nicht mitgerechnet, welche die Besucher der Minen verausgabten, um sich hier „umzusehen." Hierfür haben die Minen bis jetzt an 300,000 Doll. Silber, und außerdem noch viel Erz geliefert, das jetzt in den Minen zum Zermalmen und Schmelzen bereit liegt. Dem Goldgraben, das freilich noch nicht zur vollen Entfaltung gekommen war, und allen damit zusammenhängenden Unternehmungen wurde bald mit einem Schlage ein Ende gemacht. Die Indianer nämlich, welche fanden, daß ihr Land von einer übergroßen Masse weißer Männer überschwemmt wurde, fingen an zu ihren alten Kunst-

griffen ihre Zuflucht zu nehmen und Streitigkeiten zu erregen. Bald zogen daher diejenigen, die das Suchen nach edlem Metall in diese Wildniß geführt hatte, es vor, einen unrühmlichen Rückzug von den an Schätzen so reichen Bergen anzutreten und in den Wohnungen der civilisirten Menschen Zuflucht, Sicherheit, Kleidung und Nahrung zu suchen. Die natürliche Folge davon war, daß der Ruf von Washoe in dem Maße und eben so schnell abwärts ging, wie die meisten der Silber-Jäger die westlichen Abhänge der Nevadas herabkamen. Statt daß man früher den Reichthum eines Mannes nach der Zahl von Quadrat-Fuß zählte, die er in den Minen besaß, glaubte man jetzt von ihm, er müsse eben in dem Verhältniß in Armuth und Dürftigkeit stecken.

Aber ebenso, wie es einen Höhepunkt giebt, den der Mensch nicht zu überschreiten vermag, ebenso giebt es auch einen Punkt, von dem aus er nicht tiefer sinken kann, und von wo an er nothwendig wieder emporsteigen muß. Diese Erfahrung machte denn auch Washoe, als es die niedrigste Stufe erreicht hatte, zu der ein Land herabsinken kann. Sowie nämlich der Indianerkrieg seinen Anfang hatte, so nahm er auch ein Ende, und endlich breitete wieder der Frieden seine schützende Hand über die silberreiche Gegend aus. Sogleich stieg das Bergwerkscapital wieder zu einer bedeutenden Höhe. Whittlestick's Capitalisten fanden bald, daß ihr eingebildeter Reichthum ihnen kein Brod abwerfen würde, deßhalb machten sie sich an die Arbeit, um sich etwas Reales zu verschaffen, so daß endlich die meisten von den Washoe-Abenteurern, welche der Winnemucca-Panik entronnen waren, sich auf das Graben und Aushöhlen legten, um zu sehen, was man denn eigentlich aus ihrem neuen Lande machen könne. Die Resultate davon waren, daß man jetzt mit ziemlicher Sicherheit angeben kann, daß in allen Theilen des Territoriums weite und reiche Gold- und Silberminen, sowie Kupfer und andere werthvolle Metalle sich vorfinden.

Gegenwärtig ist es außer allem Zweifel, daß wenigstens zwanzig werthvolle Minen existiren, denn soviel hat man bereits aufgegraben. Man arbeitet in ihnen, und zwar liegen diese Claims so, daß man mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen darf, es müssen an hundert in der ganzen Gegend zerstreut sein. So-

weit man hierüber eine Gewißheit haben kann, liegen innerhalb eines Radius von dreißig Meilen um Virginia City herum 4000 Claims, und mehr als 1000 Mann sind bei diesen Claims betheiligt. Gegenwärtig sind neunhundert Mann mit dem Oeffnen von dreihundert Claims beschäftigt.

Die „Territorial Enterprise" ist voll von Berichten über den Reichthum der Washoe-Minen. Wenn diese Berichte nicht übertrieben sind, so müssen allerdings die Schätze, welche die Berge im Washoethale in ihrem Schooße bergen, unermeßlich sein. Das Blatt sagt in seiner Beschreibung von Mount Davidson, daß die Mount-Davidson-Compagnie jetzt mit ihrem Tunnel 400 Fuß vorgeschritten sei, und schon in den angetroffenen Felsstücken unverkennbare Beweise von der Nähe einer soliden Erzader habe. Mount Davidson liegt 3000 Fuß über Silver City und Gold Hill; es läßt sich daher vernünftiger Weise annehmen, daß in diesem Gebirge Wasser angetroffen wird, und zwar in solchem Maße, daß die Compagnie damit nicht nur die eigenen Minen-Werke, sondern auch die Mühlen in den genannten Plätzen versehen kann. Der Tunnel der Compagnie geht bereits durch mehre Felsadern, welche sehr gut zahlendes Erz enthalten, und es steht die Entdeckung anderer, ebenso reicher Erze zu erwarten, da die Erfahrung schon längst gelehrt hat, daß die Comstock-Ader keineswegs die einzige ist, welche die Washoe-Minen aufzuweisen haben. Man vermuthet sogar, daß Mount Davidson mit den umliegenden Bergen gleichsam einen riesigen Speicher bildet, in dem kostbare Erze aufgelagert liegen.

Der Tunnel der Mount-Davidson-Compagnie soll 3500 Fuß hineingetrieben werden. Er ist 6 Fuß 6 Zoll hoch und 4 Fuß 6 Zoll breit, und die Compagnie wird später einen andern 300 Fuß unter ihm liegenden anfangen.

Der Humboldt-District liegt etwa 3 Meilen südlich von Lindsay-Station, an der Humboldt-Route, wo mehrere gold- und silberhaltige Adern entdeckt wurden. Im Ganzen arbeiten gegenwärtig 30 Mann in diesen Minen. Das Erz der Prince-Royal-Ader hat bei einer Schmelzung auf die Tonne 5½ pCt. Blei, 252,12 Doll. Silber und an Gold 12,40 Doll. ergeben.

Die Firma Fordham u. Jennings, an der Front- und

Jacksonstraße in San Francisco erhielt kürzlich sechs Goldstangen vom Claim der Gold and Silver Mining Company Nr. 1 in Washoe. Der Silbergehalt jenes Erzes ist jedoch nur gering, und alle 6 Stangen sind etwa 8518,99 Doll. werth.

Die Sierra Nevada Silver Mining Company hat, nachdem sie 4 Tunnels vergeblich gegraben, jetzt im fünften eine Silberader gefunden, welche sehr reichhaltiges Erz enthält.

Von den Esmeralda-Minen wird berichtet, daß man wegen des tiefen Schnees dort nicht arbeiten könne.

Die Preise der Lebensmittel in diesen Mienen sind sehr hoch. Oregon Bacon kostet 50 Cents per Pfund, Mehl 22—24 Doll. per 100 Pfund.

Von Virginia City soll eine Pony Expreß nach Folsom errichtet werden, welche man mit einem wöchentlichen Treasure Train verbinden will.

Da zur vollständigen Erforschung aller Minen und ihres Werthes viel Capital, Zeit und Arbeit erforderlich ist, so kann man ihren wirklichen Werth, wenigstens vor dem Ablaufe von zwei Jahren nicht genau angeben. Doch glauben wir, man weiß bis jetzt genug, um sich für die nächsten fünf Jahre mit Sicherheit eine reichliche Ausbeute aus den Bergwerken in dieser Gegend versprechen zu dürfen, ebenso wie es gewiß ist, daß Tausende von Arbeitern hier Beschäftigung finden können, und in Kurzem ein gewinnbringender und ausgedehnter Handel mit dem Staate Californien, und hauptsächlich mit dessen Handelsemporium San Francisco und Sacramento erblühen wird.

Ich besuchte während meines Aufenthaltes in Californien und Carson City mehrere Minen und fand, daß in denselben immer nach Norden zugegangen wird; als Grund hiervon theilte man mir mit, daß alle Adern gegen Norden laufen. Ich mußte unwillkürlich an die Stelle im Hiob 37, 22 denken: Mizzaphon sahab jeetheh, von Norden kommt das Gold.

Es ist nach allem Diesem gewiß, daß die einst wilde Washoe-Gegend rasch zu einer sehr hohen Bedeutung für die ganze Pacific-Küste emporblühen wird. Sie wird die Bevölkerung des ganzen Gebietes vermehren, seinen Reichthum vergrößern, seine

Kraft zur Entfaltung bringen, und seiner politischen Macht einen frischen Anstoß geben.

Die Einwohnerzahl von Virginia City konnte ich nicht ganz genau ermitteln, weiß aber gewiß, daß sie mindestens doppelt so stark, als die von Carson City ist. Die Zahl der Israeliten beträgt ungefähr 30; dieselben sind meistens wohlhabend, und treiben größtentheils Handel, nur funfzig von ihnen sind bei den Bergwerken betheiligt.

Capitel 4.

Reise durch amerikanische Wüsten.

Am 10. Juli Nachmittags verließ ich Carson City, um mit der Overlandpost nach Great Salt Lake City zu reisen. Der Weg führte über die Vorgebirge der Washoer Gebirge, war sehr steinig, und ging durch unfruchtbares Land. Nachdem wir 15 Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir nach Chinese Town, einer noch im Bau begriffenen Stadt, die zum Theil noch aus Bretterbuden und Zelten besteht. Sie trägt ihren Namen von einigen Chinesen, die sich zuerst an diesem Orte ansiedelten und im Geheimen die Goldminen ausbeuteten, bis zuletzt die Sache bekannt wurde und sie den Weißen weichen mußten.

Ein kleiner Fluß läuft in der Nähe der Stadt, an dem eine Sägemühle errichtet ist.

Mein Reisegefährte war ein Amerikaner, aus Pittsburg gebürtig, der schon seit mehreren Jahren in Californien wohnhaft war. Als ich meine Waffen lud, und bei dieser Gelegenheit nach den seinigen fragte, versicherte er mir, zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß er, wiewohl ein Amerikaner, noch nie eine Waffe in der Hand gehabt habe, und auch keine führen könne.

Wir spannten die Pferde ab, und benutzten von jetzt an vier Maulthiere, weil dieselben in der Wüste bessere Dienste leisten. Der Weg war erst seit einigen Tagen angelegt und deshalb noch nicht ausgefahren. Es läßt sich denken, wie viel Vergnügen wir

auf einer Reise haben konnten, auf welcher wir jeden Augenblick erwarten durften, mit unserem Wagen umzustürzen.

Nachdem wir 10 Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir an das 10-Meilen-Haus. Um 8 Uhr Abends kamen wir, 10 Meilen weiter, nach Fort Churchhill. Daselbst liegt Militär, um die Reisenden vor räuberischen Anfällen von Seiten der Indianer aus dem Utah-Territorium und der Humboldt County zu schützen. Es stehen da gegen 50 Häuser mit verschiedenen Kaufläden, in welchen alle nothwendigen Artikel zu haben sind. 2 Meilen weiter liegt Coatswell oder Booklyn Station, wo die Maulthiere gewechselt werden. Von Chinese Town bis hierher führt der Weg meistentheils den Carsonfluß entlang, manche Stellen sind sehr fruchtbar, auch stehen am Flusse viele große Weidenbäume, welche als Bauholz benutzt werden. Der Fluß bewegt sich in sehr vielen Windungen und Krümmungen, ist an manchen Stellen so tief, daß man ihn nicht überschreiten kann, und reißt oft Strecken Landes von mehr als hundert Fuß mit sich hinweg. Man sieht hier viele kleine Hasen und Rehe.

Auf dieser Station nahmen wir zuerst das Abendbrod, bevor wir unsere Reise fortsetzten, ein. Der Himmel war sehr hell und die Sterne funkelten klar und freundlich, doch war die Nacht sehr kalt. Der Weg war unter aller Kritik und fast unaufhörlich wurden wir von einem Stein auf den andern gestoßen, was uns nicht gerade allzu angenehm berührte. Der Fluß war uns stets zur rechten Seite und bildet nach einiger Zeit einen kleinen See, verläßt aber denselben wieder, um in einem schmalen Bette dahinzufließen, bis er zuletzt einen größeren See bildet, welcher Sink of Carson genannt wird. Der Umfang dieses Sees beträgt ungefähr 40 Meilen. In der Nähe desselben, und nur einige Meilen von ihm entfernt, befindet sich der Humboldt Lake, welcher im ganzen County von dem vor einigen Jahren hingeschiedenen Heros der Wissenschaft, der diese Gegend zuerst bereiste, Alexander v. Humboldt, den Namen trägt.

Wir kamen hier am 11. Juli Morgens an, nahmen Frühstück, wechselten die Thiere und zogen weiter. Während wir früher die Gewässer zur rechten Hand hatten, hatten wir sie nun zur linken. Wir fuhren an zwei Stunden den Sink of Carson ent-

lang, in nordöstlicher Richtung, von da östlich durch eine Wüste — es fanden sich aber weiter nichts als Steine, Dornen und Gestrüppe da — bis wir nach Zurücklegung von zwölf Meilen nach Sand Hill (Sandberg) kamen, einer Station, wo nur einige wenige Zelte stehen. Die ganze Umgebung, soweit das Auge sie umschauen kann, besteht aus einer großen Sandmasse, die keinen Grashalm aufkommen läßt. Wir wechselten hier die Maulthiere, und setzten sodann unsere Reise fort. Um den großen Sandberg besteigen zu können, ist es nothwendig, die Postsäcke abzunehmen, und auf einem ganz leichten Wagen den Weg bergauf zu verfolgen. Obwohl der Postwagen mit vier Maulthieren bespannt war, so mußten wir doch alle, wegen des tiefen Sandes, zu Fuß gehen. Wiewohl es erst 7 Uhr Morgens war, so brannte die Sonne doch schon so heiß, daß unsere Schuhe beinahe verbrannt wären. Das Auf- und Absteigen des Berges macht ungefähr 3 Meilen aus. Wenn man auf der Spitze des Berges angekommen, von da sein Auge nach den verschiedenen Richtungen hin schweifen läßt, so glaubt man sich in die Wüste Sahara versetzt. Berge entstehen und vergehen, je nach dem Wesen des Windes. Von oben betrachtet gleicht das Ganze bei heftigem Winde den Wellen und Wogen des Meeres, eine Aehnlichkeit, die noch durch den der Salzfarbe ähnlichen Schein auf der Oberfläche verstärkt wird. Wer nie solche Wüsten bereist hat, geräth hier in nicht geringe Unruhe. Die Länge des Thales beträgt 24 Meilen, die Breite 40 Meilen. An Wasser oder Viehweiden ist nicht zu denken. Dreizehn Meilen weiter kommt man nach Sand Springs, welches von einer hier auf einem kleinen Hügel, einer wahren Oase, entspringenden Quelle seinen Namen hat. Die Tiefe bis zum Wasser ist 15 Fuß, dasselbe ist sehr kalt, hat einen starken Schwefelgeruch, weßhalb es auch Schwefelwasser heißt. Wir tranken mit großem Appetit und wahrer Gier von diesem Wasser, an dem wir uns ebenso labten, wie ermüdete Reisende in den Wüsten Asiens und Afrika's; aber diese Süße sollte sich bald in Bitterkeit verwandeln. Wir hatten uns nämlich mit Proviant so viel als gar nicht vorgesehen, weil wir uns nicht hatten denken können, daß diese Wüste denen des Orients in Bezug auf Mangel an Nahrung völlig gleich sei; vielmehr glaubten wir, da die Post

durch dieselbe gehe, so würde auch auf den Stationen Erfrischungen zu finden sein. Dies war nun durchaus nicht der Fall, und so fing bald der Hunger an, uns zu quälen. Der Eindruck der Wüste wurde immer unangenehmer, je weiter wir vordrangen, denn von einem Vogel, Insect, Wurm oder irgend einem lebenden Wesen war keine Spur zu erblicken. Der Sand wurde immer tiefer, und deßhalb auch der Weg immer schwieriger. Obwohl wir an der letzten Station 6 Maulthiere vorgespannt hatten, so mußten wir doch mehrere Male zu Fuß gehen. Nachmittags kamen wir zu einer neuen Station, welche aus einem einzigen Zelte bestand, so daß die Maulthiere in der Sonne stehen mußten. Diese Station hat noch keinen Namen. Das Wasser zum Trinken und Tränken muß 12 Meilen weit her geholt werden. Ich sah in der Nähe einen Platz, der einem Brunnen ähnlich sah, erfuhr aber, daß man bei 150′ Tiefe kein Wasser habe finden können. Ich gab diesem namenlosen Platze den Namen Desert Well (der Brunnen in der Wüste, oder der wüste Brunnen). Ich forderte sie auf, durch einen Ingenieur bis zur Tiefe des 22 Meilen entfernten Sink of Carson graben zu lassen, indem sie in dieser Tiefe jedenfalls Wasser finden müßten und theilte ihnen auch die Art und Weise mit, wie man in der Wüste Sahara artesische Brunnen gräbt. Sie erklärten dann auch so tief graben zu wollen, bis sie Wasser fänden. Von der letzten Station bis hierher sind 12 Meilen.

Der Magen vom Hunger gequält, die Zunge von Durst brennend, die Augen von Sand und Staub geblendet, die Füße vom Marschiren im tiefen Sande müde und überall von der Hitze einer wahrhaft asiatischen Sonne belästigt, wie der Prophet Jonas, suchten wir vergebens nach dem Kikajon, das diesem Propheten Schatten und Schutz gab. Nirgends in der ganzen Umgebung war auch nur ein Gräschen zu sehen. Nach zwölf weiteren Meilen kamen wir um 5 Uhr Nachmittags in Middle Gate an, wo ein zur Viehtränke geeigneter Brunnen mit Salzwasser sich befand. Nirgends fanden wir Nahrungsmittel. Nachdem wir hier die Maulthiere gewechselt hatten, setzten wir unsere Reise fort. Nach 12 Meilen kamen wir nach Cold Springs, welches seinen Namen der daselbst sich befindlichen kalten Wasserquelle ver-

dankt. Wie ein Hirsch nach frischem Wasser schmachtet, so hatten auch wir den ganzen Weg hindurch nach dieser Quelle gelechzt, wie ja in dieser heißen Jahreszeit in der Wüste der Durst weit heftiger quält, als der Hunger. Vermöge unserer Einbildungskraft merkten wir die Nähe des Wassers schon 2 oder 3 Meilen, bevor wir es erreichten, und drehten die Zunge im Munde herum, um zu sehen, ob sie feucht sei. Eine Meile vor diesem Brunnen stürzten wir vom Wagen und eilten, wilden Thieren gleich, auf ihn, den Helfer, zu. Als wir ihn erreicht hatten, fielen wir über ihn her, wie Soldaten im Kriege über die Beute, und hätten ihn gerne ganz ausgetrunken. Doch erinnerten wir uns stets an die Gefahr des schnellen Trinkens und schlürften deshalb in langsamen Zügen den Labetrank ein, einen Labetrank, der uns besser mundete, als der feinste Champagnerwein. Unser Durst war also gestillt, aber noch nicht unser Hunger, denn es gab nur gesalzenes Schweinefleisch, über welches meine Begleiter wie hungrige Wölfe herfielen. Ich selbst konnte es aber einerseits aus religiösen Rücksichten nicht genießen, andererseits war ich auch ähnliche Entbehrungen schon von meinen Reisen in den Wüsten Asien's und Afrika's her gewöhnt. Die Maulthiere wurden hier gewechselt. Die Wüste nahm von jetzt ab eine andere Gestalt an, denn der Sand hörte auf, doch gab es noch Dornen und Gesträuch genug. Nach 13 Meilen kamen wir vor Mitternacht in Edwards Creek an, welches seinen Namen von dem kleinen vorüberfließenden Flusse erhalten hat. Wir fanden hier frisches Brod, Zwieback und Brandy, aber so theuer, daß eine Flasche Brandy 3 bis 4 Dollar kostete. Die Thiere wurden hier gewechselt.

Nach zwölf Meilen kamen wir nach Smith Creek, nach ferneren dreizehn Meilen nach einer Station, die keinen besonderen Namen hat.

Am 12. Juli Morgens erreichten wir das Ende der Wüste und eine Gebirgsgruppe, wo uns hie und da einige verkrüppelte Bäume und wilde Gräser entgegentraten, Erscheinungen, die, wie unbedeutend sie auch an und für sich sind, doch für uns, die wir so lange den Anblick alles vegetabilischen Lebens hatten entbehren müssen, fast paradiesisch waren. Der Weg führte zwischen den

Bergen hin und war sehr schmal, so daß man weder zur Rechten, noch zur Linken ausweichen konnte.

Nach weiteren fünfzehn Meilen errichten wir den Rees River, welche Station von dem vorüberfließenden Flusse ihren Namen erhalten hat.

Wir stiegen eine kurze Zeit vom Wagen, um uns etwas zu erholen. Wir mußten aber diese Erholung theuer bezahlen, indem man uns unsern ganzen Proviant stahl.

Nach einer Stunde kamen wir durch ein ganz nacktes Thal, und trafen von jetzt an viel höhere Gebirge an. Der Weg führte den Berg hinan, welcher mit Gras und Tannen bewachsen war. In der Mitte des Weges fanden wir eine Quelle, an der wir ruhten, wir hatten aber kein Gefäß, um daraus zu schöpfen, da uns unsere Flaschen gestohlen waren. Einer meiner Begleiter schöpfte mit dem Hute, und ich gab hiernach dem Platze den Namen Hat Spring. Unsere kurzen Aufenthalte benutzte ich, um die Steine zu untersuchen, und zweifle nicht daß daselbst Gold gefunden werden kann, denn dieselben sind der Quarz in den Californischen Minen sehr ähnlich. Ich steckte ein Stückchen davon zu mir. Als wir den Berg hinabgestiegen waren, kamen wir in ein prachtvolles Thal, gleichsam eine wundervolle Oase. In der Mitte dieses Thales ist die Station, die nach einem Amerikaner, der zuerst hier durchreiste, Simpsons Park genannt wird. Das Thal dehnt sich ungefähr eine Stunde aus. Ein kleiner hier durchströmender Fluß heißt Simpsons Canacan; die Entfernung von der letzten Station beträgt 15 Meilen. Hier wechselten wir die Thiere und fuhren dann durch das Thal, bis wir wieder in Felsengebirge kamen, durch welche der erwähnte Bach fließt, und wo die Straße sehr schmal ist. Am Fuße der Gebirge wächst Gras, Tannenholz und andere Holzarten. Der Weg zieht sich 7 Meilen durch die Gebirge. Alsdann kamen wir wieder in die Wüste, welche sich sehr weit ausdehnt, und durchaus mit Dornen und Gesträuch bewachsen ist, doch ließen die Dornen keinen Sand aufkommen, so daß wir nichts mehr vom Staube zu leiden hatten, dafür plagte uns aber die Hitze desto mehr.

Bald darauf wehte ein kühler Wind von den in der Nähe liegenden Schneegebirgen her, der uns wieder etwas erquickte. Es

war dies für mich ein neuer Beweis für die Weisheit des Allgütigen, der in die Nähe der Wüste die Schneegebirge gesetzt hat, durch die allein der Reisende vor der entsetzlichen Hitze geschützt werden kann. Die Bewohner des Gebirges gehören dem Indianerstamm Sassón, der sehr zahlreich ist, an, und der wegen seines kriegerischen Sinnes und seiner Tapferkeit bekannt ist. Sein Gebiet erstreckt sich bis nach Oregon, Washington Territory und weiter hinauf bis an den Snake River (Schlangenfluß). Der Stamm zerfällt in mehrere kleinere Stämme, von denen jeder einen eigenen Häuptling hat, doch hat der ganze Stamm einen Oberhäuptling, dessen Wohnsitz am Snake River ist, weßhalb der Stamm auch manchmal mit dem Namen Snake-Indianer bezeichnet wird. Sie sind von hoher, schlanker und kräftiger Figur, und benehmen sich stolz gegen die andern Indianer, bei denen schon der bloße Name Schrecken erzeugt. Sie führen meistens mit dem Stamme der Apatehis, oder Apaches, und Pajutis Krieg; alle drei Stämme gehören zu den gefährlichsten Indianern, da sie so zahlreich und tapfer sind, daß man sie nicht im Zaume halten kann, und da sie außerdem alle Bündnisse und Friedensverträge, die sie mit der Regierung schließen, nach ihrem Gutdünken brechen.

Wir waren nicht wenig erstaunt, als wir, nachdem uns so lange Zeit der Anblick eines lebenden Wesens versagt war, auf einmal eine Menschengestalt erblickten, die aus dem Erdboden hervorgezaubert schien und sich unserem Wagen näherte. Ich suchte sie durch eine Handvoll Zwieback, die ich auswarf, zu mir heranzulocken und war nicht wenig erstaunt, ein Mädchen im Alter von ungefähr 12 Jahren, ganz ohne alle Bekleidung, vor mir zu sehen. Ich witterte Verrath, denn es lag nicht fern zu vermuthen, daß mehrere Indianer in der Nähe seien, die diesen verlockenden und reizenden Spion ausgesandt hätten. Meine Vermuthung sollte sich nur allzubald bestätigen; denn plötzlich zeigten sich vier große starke Indianer, die, jedenfalls mit der Absicht, uns anzugreifen, auf unseren Wagen zuliefen. (Ebenso verstecken sich auch die Beduinen in Asien in den Wüsten, um die Karavanen anzufallen.) Wir setzten uns sogleich in Vertheidigungszustand, und unser Kutscher trieb die Maulthiere in Galopp vorwärts, warnte uns jedoch davor, unsere Waffen gegen sie abzufeuern,

weil wir uns dadurch als Feinde erklären würden, was wir denn auch auf diese Warnung hin unterließen. Nachdem sie uns einige Meilen verfolgt hatten, ohne uns erreichen zu können, trotzdem sie wie Hirsche über Steine und Dornen liefen, gaben sie endlich die Hoffnung auf, uns einzuholen und zogen sich wieder in die Wüste zurück.

Gegen 4 Uhr Nachmittags trafen wir auf eine Gegenpost, die vom Osten herkam. Sie führte mehrere männliche Personen, die an Händen und Füßen gebunden waren. Unser Conducteur fragte seinen Collegen, was das bedeute. Wir erfuhren, es seien Pferde-Diebe, welche nach Carson City an's Gericht abgeliefert werden sollten. Als wir uns noch mit einander unterhielten, erblickten wir einen Indianer mit einer Frau, welche einen Knaben von 5 bis 6 Jahren an der Hand führte. Sie waren von der Sonne sehr verbrannt und hatten als einzige Bekleidung einige Franzen um die Lenden. Ich reichte dem Knaben etwas Zwieback, worauf die Frau mit demselben sich näherte, bemerkte aber zur selben Zeit, daß der Indianer nach seinem Bogen griff, um ihn loszuschießen. Hierauf schoß ich mein Pistol ab, ohne ihn jedoch zu treffen. Er schloß sogleich mit uns Friede und erklärte, er habe geglaubt, wir wollten seine Frau beschimpfen. Ich fragte ihn, welche Stämme in diesen Gebirgen wohnten, worauf er mir erwiderte, daß es der Stamm Sassон sei. Ich wünschte ferner zu wissen, was er hier so allein in der Wüste treibe, worauf er erwiderte, daß er Muscheln grabe. Ich wollte ihm einige abkaufen, da er aber gerade keine vorräthig hatte, so ersuchte er mich, eine Stunde zu warten, binnen welcher Zeit er einige suchen wolle; wir konnten indeß nicht so lange anhalten. Ich fragte ferner, ob er sich nicht, so allein in der Wüste, fürchte, worauf er die stolze Antwort gab: „Andere fürchten sich vor uns, wir aber fürchten uns vor Niemand." Ich meinte, in der Wüste müsse es während der Nacht sehr kalt sein, worauf er erwiderte, sie vergrüben sich im Sande, um sich warm zu erhalten. Auf meine Frage, ob das seinem Körper nicht schade, erwiederte er: Wir leben wie die Thiere, uns schadet weder Hitze noch Kälte.

Auf dieser Reise fand ich überhaupt mehrfach Gelegenheit, die Indianer in ihrem wildesten Zustande zu beobachten. Das

allerdings für die Urbewohner Amerika's nicht sehr schmeichelhafte Resultat meiner Beobachtungen liegt in der Bemerkung, daß zwischen einem Indianer und einem wilden Thiere bloß der Unterschied ist, daß Letzteres auf vier Füßen geht und stumm ist, während Jener auf zwei Beinen einherwandelt und eine unverständliche Sprache spricht.

Wir kamen nach Dry Creek, welches von der letzten Station 4 Meilen entfernt ist; der Weg dahin war gut, doch konnten wir dort nicht einmal für unsere Thiere Wasser bekommen. Auch von da an war der Weg wieder gut. Nach funfzehn Meilen kamen wir nach Grub Station, und nach zwölf weiteren Meilen Abends nach Roberts Creek. Dieser kleine Fluß enthält gutes Trinkwasser, auch ist die Umgebung sehr fruchtbar. Diese Station wird noch zum Nevada-Territorium gerechnet. Von da bis Humbold Valley beträgt die Entfernung 65 Meilen, und bis zum Humbold-Fluß 100 Meilen.

Wir nahmen hier unser Abendbrod ein und setzten um 9 Uhr des Abends unsere Reise fort, bis wir nach 15 Meilen nach Sulphur Spring kamen, welches seinen Namen dem Schwefelgeruche des dortigen Wassers verdankt. Nach weiteren 17 Meilen kamen wir nach Diamond Springs. Von da an wird der Weg sehr gefährlich, indem in den umliegenden Gebirgen zwei räuberische Indianerstämme, der Stamm der Gossuts und der der Kneips hausen. Diese hatten schon vielen Karavanen den Untergang gebracht, so daß wir nur mit der größten Behutsamkeit und zwar meistens während der Nacht diesen Strich passirten.

Am 13. Juli kamen wir in Jacobs Well (Jacobs-Brunnen) an, 12 Meilen von der letzten Station. Der Weg dahin war nicht bloß sehr schlecht, sondern auch gefährlich, so daß wir tüchtig hin und her geschaukelt wurden.

Nach weiteren 12 Meilen gelangten wir in Ruby Valley. Dieses reizende Thal ist 8 Meilen lang, 5 Meilen breit, hat sehr gutes Wasser und fruchtbaren Boden, und ist von mehreren Hügeln eingeschlossen; in der Ferne sieht man die Spitzen der Schneegebirge; die Tage sind hier sehr warm, die Nächte dagegen sehr kalt. Die Nahrungsmittel werden von Salt Lake City hierher gebracht. Der Centner Mehl kostet 8 Doll. Ein Theil der

Sassonindianer befindet sich noch in diesem Thale, ihr Häuptling führt den Namen Jacob und ist bei seinem Stamme sehr beliebt; derselbe ist auch gegen die Weißen sehr freundlich und zuvorkommend.

Nach 11 Meilen kamen wir nach Mountain Springs, und nach 9 weiteren Meilen nach Butte Station, wo wir durch das Thal gleichen Namens fuhren, ein Thal, das fünf Meilen lang, zwischen 30 und 40 Meilen breit und mit Salbey bedeckt ist. Auf der Mitte des Weges stießen wir auf ein Indianerlager von 1500 Personen. Der Name des Häuptlinges ist Unkle Bily Rotschis. Derselbe ist ein sehr ruhiger Mann, der viele Mühe hat, seinen Stamm vom Berauben der Durchreisenden zurückzuhalten. Der Weg ist gut, nur manchmal etwas hügelig, und die Luft sehr angenehm. Hier sahen wir auch das erste Thier, auf das wir seit der Abreise von Carson City gestoßen waren, einen kleinen Wolf, welcher den Cojots von Californien sehr ähnlich sah. Nach weiteren 15 Meilen kamen wir nach Round Valley, und durchschnitten Stephans Valley, welches sich über 300 Meilen bis nach Humbold County ausdehnen soll. Die Breite dieses, einige Grasplätze, aber kein Wasser enthaltenden Thales beträgt 10 bis 20 Meilen. Dasselbe läuft von Norden nach Süden, während unser Weg immer gegen Osten ging. Da ich an einem Samstage diese Wüste passirte, so nannte ich sie für mich die Saturday desert (Sabbathwüste).*) Nach fünfzehn Meilen kamen wir nach Shell Creek. In einem Umkreise von 3 Meilen um diese Station wächst sehr gutes Gras, auch ist der Boden sehr fruchtbar, wozu eine unmittelbar in der Nähe der Station sich befindende sehr gute Quelle nicht wenig beiträgt. Vier Meilen östlich von derselben ist eine Gebirgsschlucht, welche von Indianern bewohnt wird. Wir sahen hier die ersten Vögel, welche sehr klein und von schwarzer Farbe waren, eine Erscheinung, die uns mitten im Tode ein Bild munteren Lebens vorführte und uns im höchsten Grade erfreute. Die Bewohner dieses Platzes theilten mir mit, daß das K. .a im Som-

*) Nach dem Codex Orach Chajim §. 344 ist es jüdischen Reisenden erlaubt, ihre Reise in Wüsteneien am Sabbath fortzusetzen.

mer sehr mild, im Winter dagegen desto kälter sei. Um 5 Uhr Abends verließen wir die Station wieder, und kamen jetzt durch das höchste Gebirge, welches wir auf dieser Reise angetroffen hatten. Der Weg war sehr schmal. Der erwähnte Fluß strömt sehr reißend und ist auf beiden Seiten mit schönen Bäumen eingefaßt. Ueberall herrscht die tiefste Stille, die durch das Plätschern des Wassers und das Zwitschern der Vögel nur sehr schwach unterbrochen wird.

Wir kamen noch vor 6 Uhr durch die Gebirge. Hier trafen wir auch die Post, welche direct von St. Joseph ankam, von wo sie am 1. Juli als die erste abgegangen war. Wir waren gegenseitig sehr erfreut und tauschten unsere Neuigkeiten aus. Da diese Post täglich, sowohl von dem Ost- wie von dem Westpunkte abgeht, so begegneten wir von jetzt an jeden Tag einem Postwagen, was, wie sich bei einer Wüstenreise denken läßt, uns die größte Freude bereitete. Auch stießen wir alle zwei Tage auf Caravanenzüge, welche nach Californien zogen. Dieselben legen den Weg zwischen San Joseph und Californien, da sie nicht mehr als höchstens 30 Meilen täglich machen, in nicht weniger Zeit als 4—5 Monaten zurück.

Um 10 Uhr Abends kamen wir zu der Antelope-Station, welche von der vorigen 30 Meilen entfernt ist. Während wir früher nur einen Conducteur und Kutscher gehabt hatten, wurden wir von der letzten Station an einige Tage von zwei gut bewaffneten, kräftigen Männern begleitet, weil der Weg durch die Indianer höchst unsicher gemacht war. Nach 19 Meilen kamen wir nach Spring Valley, nach 10 weiteren Meilen nach Antelope Springs. Obgleich der Mond sehr hell schien und die Sterne aufs wundervollste glänzten, ließ uns doch die Furcht und die aufgeregte Einbildungskraft in manchem Schatten oder in entfernten dunklen Gegenständen ganze Schaaren von Indianern erblicken. Später erfuhren wir, daß die Indianer bei Nacht keine Ausfälle machen und auch kein Blut vergießen. Manchmal zeigte uns die Abspiegelung der Luft einen nahen Wald oder ein Dorf und zu wiederholten Malen hatten wir Gelegenheit, das so wunderbare Phänomen des Nordlichtes wahrzunehmen.

Nachdem wir einen Weg von 11 Meilen zurückgelegt hatten,

kamen wir am 14. Juli Morgens nach Deep Creek, einem Orte, den die Indianer Eibepah nennen. (Das Wort ist zusammengesetzt aus Eiba, Ebene, und pah, Wasser.) Ich hatte auf jedem Platze mich bemüht zu erfahren, welchen Namen er bei den Indianern führe, was mir jedoch bei den wenigsten gelungen ist, weil die Weißen erst seit Errichtung der Post auf diesen Plätzen verweilen, die Indianer dagegen in den Bergen zerstreut leben. Auch die Mittheilung obigen Namens verdanke ich einem daselbst lebenden Amerikaner. — Das Thal ist 35 Meilen lang und fünf Meilen breit; 15 Meilen lang ist es fruchtbar, auf welcher Strecke es namentlich sehr guten Weizen erzeugt und sehr gute Viehweiden hat. Das Klima ist im Sommer mild. Im Monate Juli soll es, wie mir mitgetheilt wurde, dreimal regnen. Der Winter hat dagegen sehr viel Schnee und ist sehr kalt. Südlich von diesem Thale sieht man die Schneegebirge. In der Nähe der Untergebirge wohnt der Indianerstamm der Gosfuts, der nur 50 Mann zählt und die Reisenden ungemein belästigt, so daß man in dieser Gegend weder Tag noch Nacht die Waffen aus der Hand legen darf. Eine kleine Strecke von der Station entfernt, versuchten wir eine kleine Jagdparthie, und es glückte uns wirklich einen kleinen Hasen zu erbeuten. Des Morgens kamen wir zur Alkali-Wüste (Laugensalzwüste), die wir etwa 8 Meilen in westlicher Richtung durchstreiften, um uns dann um einen Sumpf herum wieder nach Osten zu wenden, bis wir nach einer Reise von im Ganzen 30 Meilen die Station Willow Springs erreichten. Das Posthaus steht auf einer kleinen Oase, welche sehr frisches Quellwasser hat. Wir wurden hier von ungeheuren Schwärmen von Fliegen belästigt, die uns bis in den Wagen verfolgten und sich erst nach und nach in der Wüste verloren. Ich bat die Bewohner dieser Station, welche schon seit einigen Jahren daselbst verweilen, mir genaue Auskunft über diese Wüste zu geben, und erfuhr Folgendes: Die Wüste ist über 90 Meilen lang, und zwischen 20—30 Meilen breit, nirgends findet sich klares Wasser, wohl aber viele Moräste mit Salzwasser. Ein Jahr zuvor war eine Indianerin in der Nähe in dem höchst ansehnlichen Alter von 106 Jahren gestorben, welche sich noch von ihrer Kindheit her erinnern wollte, daß die ganze Gegend ein See gewesen sei, welcher

aber plötzlich versiegte, so daß die Indianer, welche Teufelsspuk witterten, das trocken gelegte Bett des Sees zu betreten sich gefürchtet hätten. Sie glaubten nämlich, der Teufel wolle sie verlocken, um, wenn sie sich im Bereiche des Sees befänden, plötzlich das Wasser zurückkehren zu lassen und sie alle zu ersäufen. Diese Erzählung von der ursprünglichen Beschaffenheit dieser Wüste wird durch die Beschaffenheit des Bodens, sowie durch mehrere Plätze mit Salzwasser, die sich noch vorfinden, unterstützt, wie auch durch das Hervorsprießen von Pflanzen, die nur auf dem Boden von Seen zu wachsen pflegen. Ich ersuchte den Conducteur, wenigstens eine Stunde anzuhalten, damit ich die Gegend etwas näher untersuchen und auch Muscheln sammeln könne, doch konnte meine Bitte nicht erfüllt werden, weil die Post nicht so lange verweilen durfte. Wir füllten hier unsere Wasserflaschen, weil für die nächsten 65 Meilen an kein Wasser zu denken war. Der Weg war wegen der in den umliegenden Gebirgen hausenden Indianer (dem mächtigen Stamme der Gossuths, der hier etwa 300 Mann zählt) höchst unsicher; an manchen Stellen war er sehr sandig, an anderen wiederum lehmig und schmierig. Die Sonne brannte so heiß, wie in Afrika, doch wehten dann und wann kühlende Winde von den Gebirgen her, deren Schneespitzen man in nicht allzuweiter Entfernung erblickte.

Nach 12 Meilen wandten wir uns südöstlich ins Gebirge, weil der Weg durch die Wüste gar nicht zu passiren war. Als wir das Gebirge erstiegen hatten, schlugen wir wieder eine östliche Richtung ein. Mitten in der Wüste, fern vom übrigen Gebirge, steht ein Berg, der 11 Meilen lang, eine Viertelstunde breit und 400 Fuß hoch ist, von einer bogenähnlichen Form, mit hervorstehendem Felsen in der Mitte, gerade als ob irgend ein Gigant der Vorzeit diesen Fels vom Gebirge abgebrochen und mitten in das einförmige und monotone Leben der Wüste geworfen hätte. Er wird Granat Rock genannt.

Nach weiteren 18 Meilen kamen wir zur Quelle Poison-Spring (Giftquelle). Ich sah in deren Nähe viel todtes Vieh liegen und erfuhr, daß die Quelle so giftig sei, daß alle Thiere, welche sich hierher verirren und trinken, eine Stunde darauf todt niederfallen. Ich wollte die Wasserflasche ausleeren, um sie

mit diesem Wasser zu füllen, und dieses zur chemischen Untersuchung nach Europa mitzunehmen. An der Ausführung dieser Absicht wurde ich aber durch meine Reisegefährten verhindert, die mich für wahnsinnig hielten, als sie hörten, ich wolle das schöne, trinkbare Wasser gegen das Giftwasser umtauschen. Als ich ihnen auseinanderzusetzen versuchte, daß ich hierdurch der Wissenschaft zu nützen hoffte, entgegneten sie mir ächt amerikanisch, alle Wissenschaft wiege den Durst nicht auf, den ihnen der Verlust des Wassers verursachen werde. Da es mir also unmöglich war, Wasser mitzubringen, so kann ich Naturforscher, die sich für dies höchst wichtige Problem interessiren, nur an die Overlandpost verweisen, deren Wagen ja täglich diesen Punkt berühren.

Eine Meile von dieser Quelle entfernt kamen wir an einen tiefen Teich, der etwa eine Quadratmeile groß ist und Fish Spring heißt, weil er sehr fischreich ist. Das Wasser ist jedoch für Menschen nicht trinkbar. Drei Meilen weiter kamen wir zur eigentlichen Station Fish Spring, welche von der letzten Station 30 Meilen entfernt ist. Das Wasser muß hier 22 Meilen weit hergeholt werden. Nach weiteren 24 Meilen kamen wir nach Dug Spring Station, wo ein Brunnen gegraben wurde, dessen Wasser aber für Menschen ebenfalls ungenießbar ist. Nach 20 Meilen kamen wir nach Simpsons Station, welche Station ihren Namen von dem ersten Reisenden in dieser Gegend, dem Amerikaner Simpson, führt, dessen Namen wir bereits früher einmal begegnet sind. Nach weiteren 20 Meilen kamen wir nach Lookout Point, wo wir gutes Wasser fanden. Hier verließen wir die Wüste, indem wir eine nordöstliche Richtung einschlugen, während die Wüste von Osten nach Westen sich zieht.

Nur ein wahrhaft poetisches Talent vermag den Eindruck zu schildern, den Wüsten im menschlichen Gemüth hervorrufen. Die Todesstille ringsumher, das Fehlen auch nur des geringsten lebenden Wesens, ja selbst der Pflanzen, die sich mächtig erhebenden Sandberge, die verschiedenen Gebirgsgruppen, kurz, die ganzen Erscheinungen der Wüste stimmen den Menschen zu Gefühlen, die wiederzugeben ich verzichten muß.

Nach weiteren 9 Meilen kamen wir am 15. Juli nach Rush Valley. Die Station trägt ihren Namen von dem Thale, in dem

sie liegt. Dasselbe ist 60 Meilen lang und 25 Meilen breit, und ringsum von Gebirgen eingeschlossen.

Die Bewohner der Gebirge sind die Wibijuhti-Indianer, die ungefähr 6000 Seelen zählen. Ihr Gebiet dehnt sich 300 Meilen weit aus. An dieser Station zahlte ich für eine Tassee schwarzen Kaffees mit Zucker 75 Cents (etwas mehr als einen preußischen Thaler), einen Preis, den ich zum Troste aller derer, die in Europa über theuren Kaffee klagen, hier mittheile. Wir fuhren durch ein Thal, das 22 Meilen lang, und 14 Meilen breit ist. Der Fluß, welcher es durchströmt, heißt Cyter Creek, und das Thal des Flusses Cyter Valley. In den Gebirgen wohnen die Yuti-Indianer, ungefähr 8000 Mann stark. Die zwei letzterwähnten Indianerstämme sind sehr friedlich, so daß die Durchreisenden hier nicht das Geringste zu fürchten haben. Nach weiteren 20 Meilen kamen wir nach Fort Crittenden, welches erst vor 2 Jahren erbaut wurde, zur Zeit, als die Vereinigten Staaten mit den Mormonen Krieg führen wollten. Damals wurden hier viele Häuser für das Militär gebaut, und auch 4000 Mann mit 25 Kanonen hierher geschickt. Nach dem Friedensschlusse blieben indeß blos 6—700 Mann zurück, um die Durchreisenden gegen die Indianer zu schützen. Es existirt daselbst ein Postamt und ein Kaufladen, wo man alle nothwendigen Artikel haben, und sich etwas von den Strapatzen der Reise ausruhen kann. Nordöstlich von diesem Fort sieht man hohe Schneegebirge, welche Worchels Mountains heißen. Auf der anderen Seite erheben sich gleichfalls Gebirge, deren Namen ich jedoch nicht erfahren konnte.

Nach 9 Meilen kamen wir zu dem Nine-Miles-Haus, das auch Doparts Station genannt wird. Wir zogen durch das Utah Valley, das ungefähr 20 Meilen lang ist, neben welchem wieder ein kleines Thal herläuft, dessen Namen mir entfallen ist. Wir fuhren über Botty Creek, und kamen ins Provy Valley, das 30 Meilen lang, und 1 zu 10 Meilen breit ist. Dasselbe ist ganz mit Gras bewachsen, und an der südlichen Seite befindet sich eine Stelle, welche Lion (Löwe) genannt wird. Parsan, American Port und andere Plätze liegen in diesem Thale. Am Ende des Thales in südöstlicher Richtung nach dem Gebirge zu

ist ein Landsee, welcher Utah Lake heißt und 30—40 Meilen lang, 10 Meilen breit ist, und gutes Trinkwasser liefert. Er ist sehr fischreich, aber nicht tief. Aus ihm entspringt ein Fluß, dem die Mormonen den Namen Jordan gegeben haben, welcher durch das Provy Valley beinahe 40 Meilen lang fließt, und sich 12 Meilen nördlich von Salt Lake City in Sand verliert. Er strömt mit sehr mächtigem Geräusch dahin und ist sehr fischreich. An der Stelle, wo wir über ihn setzten, war er an 40—50 Fuß breit, und 3—4 Fuß tief, weiter hinunter hat er eine Tiefe von 12 Fuß. Als wir den Fluß überschritten hatten, nahmen wir unsere Richtung nördlich über einen Hügel, wo die Mormonen eine sehr breite Straße angelegt haben. Als wir den Hügel überstiegen hatten, kamen wir ins Salt Lake Valley, wo wir unsern Weg wieder nach Osten hin nahmen. Dieses Thal ist an 200 Meilen lang, und 35 Meilen breit, doch wird es durch die in der Mitte liegenden Gebirge in zwei Theile getheilt. Der Boden des Thales ist sehr fruchtbar und ergiebig. Die Mormonen hätten es gern in Besitz genommen, es wurde aber, wahrscheinlich ihnen zum Trotz, im Winter 1861 von dem Präsidenten zu einem „Indianer Reserve" bestimmt.

Nach weiteren 12 Meilen kamen wir nach Rocknell, welches diesen Namen theils von den hohen daselbst sich befindenden Felsengebirgen, theils von einem Apostel der Mormonen, der diesen Namen führte, erhielt. Die Gegend wurde von jetzt an sehr angenehm und freundlich, weil uns jetzt überall in Baumpflanzungen, Frucht- und anderen Gärten Spuren der Civilisation entgegentraten. Wir setzten über sechs reißende Bäche, welche von den Schneegebirgen herabströmen und nie austrocknen. Der erste führt den Namen Coton Wat, der letzte heißt Big Coton Wat.

Am 15. Juli, $2\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags, kamen wir sehr erfreut über die glücklich überstandene Reise nach Great Salt Lake City. Die Entfernung von der letzten Station bis dahin betrug 20 Meilen.

Von Carson City bis Great Salt Lake City sind 42 Stationen, 622 Meilen, welche wir fast ununterbrochen zurücklegten, da wir ja immer Tag und Nacht reisten und nur zur Essenszeit etwas anhielten. Von Carson City bis hierher war man

gerade mit der Vollendung der Telegraphenlinie nach dem Osten beschäftigt, welche mit verschiedenen Unterbrechungen, freilich manchmal auf Strecken von 50 bis 80 Meilen, bereits fertig war.

Capitel 5.

Great Salt Lake City. Die Mormonen und ihre Kirche.

Unter all den Erscheinungen auf kirchlichem Gebiete, die besonders in Amerika in so reicher Fülle zu Tage getreten sind, haben die Mormonen mit Recht die größte Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wenn schon im Allgemeinen das Entstehen einer neuen Secte dem Psychologen Gelegenheit zu den verschiedensten und interessantesten Beobachtungen giebt, wenn meistens in solchem Falle sich dem aufmerksamen forschenden Auge die verschiedensten Abstufungen der Charaktere darbieten, von dem Fanatiker, der für die vermeinte Wahrheit sein Leben hingiebt, an bis zum scharfsinnigen Speculanten, der sich die Leichtgläubigkeit Anderer zum Nutzen macht; so sind doch die Mormonen ein doppelt interessantes Problem, weil sie vollkommen den Boden der christlichen Kirche verlassen und auf der Grundlage einer vermeinten neuen Offenbarung ein System aufgeführt haben, das nicht allein den Dogmen der christlichen Lehre, sondern auch den Principien des christlichen Familienlebens widerspricht, dessenungeachtet aber nicht allein in Amerika, sondern auch in manchen Theilen Europas den lebhaftesten Anklang gefunden hat. Ich glaube daher, mir den Dank des Publikums zu verdienen, wenn ich im Folgenden eine ganz unparteiische Darstellung des Mormonenthums zu geben versuche, eine Darstellung, die sich nur bestrebt, das, was sich ihr auf dem Wege objectiver und sorgfältiger Forschung herausgestellt hat, ebenso objectiv zur Anschauung zu bringen. Während die früheren Berichterstatter über die „Heiligen der jüngsten Tage" meistens mit Vorurtheilen an's Werk gegangen sind, werde ich sine ira et studio ebensowohl die Licht- wie die Schatten-

seiten des Mormonenthums darlegen und werde nicht versuchen, die Schritte zu beschönigen, die von der nordamerikanischen Regierung zur Unterdrückung des Mormonenthums gethan sind und der Regierung eines freien Landes sehr wenig Ehre machen. Ich werde ferner meine Anerkennung dem Heldenmuth nicht versagen, mit dem die Anhänger der neuen Lehre ihre Habe, ihre Ehre, ihre Bequemlichkeit ja selbst ihr Leben für ihre Ueberzeugung hingeben, einerlei ob nun diese Ueberzeugung wahr oder falsch ist. Ist doch auch ihre Kirche nicht wenig durch das Blut von Märtyrern genährt worden, so daß wir uns unwillkürlich bei ihnen an das bekannte Tertullianische Wort erinnern müssen: Sanguis martyrum semen ecclesiae (das Blut der Märtyrer war das Saatkorn der Kirche). Die neue Secte hat wahrlich Muth und Ausdauer genug bewiesen, sie hat mit der Wuth der menschlichen Leidenschaften und der Wuth der Elemente lange und hartnäckig gekämpft. Sie hat zur Cultivirung einzelner Gegenden Amerikas bedeutend beigetragen, und bei ihrer wunderbar schnellen Ausbreitung einen großen Fleck Landes aus einer Einöde in ein friedliches, ruhiges, harmloses und blühendes Paradies umgeschaffen, so daß nur ein Blinder verkennen kann, wie die Mormonen keineswegs total unnütze und wegwerfenswerthe Schmarotzerpflanzen am großen Baum der amerikanischen Republik genannt zu werden verdienen.

Der Verfasser kam am 15. Juli in den ersten Nachmittagsstunden in dem Mittelpunkte des Mormonenlandes, der großen Salzseestadt an, schickte dem gegenwärtigen Haupte der Secte, Präsidenten Brigham Young, seine Visitenkarte zu und wurde noch auf denselben Abend eingeladen. Sein Haus besteht aus zwei Stockwerken, und steht in einer Art Hofraum, indem es ringsum von einer Mauer umgeben wird, die halb so hoch ist als das Haus selbst. Im Parterre befindet sich natürlich sein Office und sein Empfangzimmer, im oberen Stocke ist seine Privatwohnung und sein Harem. Hinter dem Hause befinden sich noch andere Gebäude, auch scheint dort ein schöner Garten angebracht zu sein. Auf dem Dache des Hauses ist ein Bienenstock, das Wappen der Mormonen, oder wie es in ihrer Offenbarungssprache lautet eine Deseret, angebracht. Vor dem Hause steht ein Pförtner als Wache. Ich fand in Brigham Young einen gesunden, rüstigen und etwas

beleibten Mann, von mittlerer Statur, 60 Jahre alt, mit einem rothen, kurzgeschornen Bart, der schon etwas mit Grau untermischt ist. Er ist ein geborner Amerikaner und spricht nur englisch. Seine Züge verrathen viel Muth und Unternehmungsgeist. Sein Benehmen gegen Fremde überhaupt ist sehr freundlich und zuvorkommend, vorzüglich aber gegen Hebräer, welche bei der Secte Brother jews (Juden) genannt werden. Einige Juden schlossen sich seiner Kirche an. Nach ihrer Aussage sind die Mormonen Abkömmlinge der 10 Stämme, namentlich des Stammes Ephraim. Ich wies ihm die Falschheit dieser Behauptung nach, indem ich unter anderen schlagenden Gegengründen auch den Einwurf machte, daß die Secte aus den verschiedensten Ländern und Nationen, namentlich aus Engländern, Amerikanern, Schweden und Deutschen zusammengesetzt sei. Er konnte mich als Erwiderung darauf nur auf die ihm gewordene göttliche Offenbarung verweisen. Ich verweilte bei ihm eine volle Stunde; unser Gespräch drehte sich blos um religiöse Gegenstände. Da ihm mein Name und der Zweck meiner Reise schon früher aus Zeitungen bekannt war und er sah, daß ich das ernstliche Vorhaben hatte in meiner Reisebeschreibung über Californien einen Abschnitt oder Anhang einer gründlichen und unparteiischen Darstellung der Geschichte und des Glaubens seiner Kirche zu widmen, durfte ich mich bei einem ohnedies schon sehr freundlichen Manne nicht allein so frei äußern, wie ich wollte, sondern auf mein Ansuchen gestattete er mir auch bereitwillig die Benutzung aller für die Geschichte des Mormonenthums wichtigen Documente. Nachher verweilte ich noch im Gespräche mit einigen Aposteln etwa anderthalb Stunden. Durch Mittheilungen von Gliedern seiner Kirche erfuhr ich, daß Brigham in seiner Jugend kaum gewöhnlichen, geschweige wissenschaftlichen Studien obgelegen, ja man versicherte mir sogar, daß er lange kein Wort habe schreiben können; und die Mormonen behaupten, daß er durch besondere Offenbarung Gottes sehr gelehrt geworden sei. Ich erwiderte, ich könne hiervon gar nichts als wahr annehmen, wäre aber herzlich gerne bereit zuzugestehen, daß ein Mann, der eine Religionsgesellschaft von 70—80000 Seelen von den verschiedensten Nationen und Sprachen zusammenhalten könne, ein von Natur sehr begabter Mann sein müsse. Wie eben bemerkt, betrachten ihn

seine Anhänger als Propheten, und zwar ist dies einer ihrer wichtigsten Glaubensartikel, weshalb sie auch behaupten, daß er Nichts ohne besondere Offenbarung thue. Seinen Harem konnte ich natürlich nicht wohl inspiciren, sondern fühlte mich in diesem Punkte wieder in den asiatischen Continent zurückversetzt, indem ich ebensowenig in Utah wie im Orient die Damen des Hauses zu sehen bekam. Die Frauen gehen auch höchst selten aus. Diejenigen seiner Kinder, welche ich sah, 10 an der Zahl und in einem Alter von 8—12 Jahren, meistens Knaben, hatten durchaus keine edlen Züge, auch keinen angemessenen Anzug. Die Zahl seiner Kinder ist 52, die seiner Frauen 13. Indeß sah ich Frauen von anderen Mormonen, unter anderen auch die einiger Apostel. Ihre Kleidung hat nichts auffallendes, außer dem Hute, welcher sehr weit hervorstehende Krämpen oder Seiten hat, vermuthlich um das Gesicht gegen neugierige Blicke oder die Sonne zu schützen. Es ist nicht nothwendig, daß ein Mormone, der keine kirchliche Charge bekleidet, mehrere Frauen hat. Kirchenbeamte hingegen, wie z. B. Präsident, Apostel, Bischöfe, Aelteste u. s. w. sind durch das Religionsgesetz verpflichtet, wenigstens zwei Frauen zu haben. Die meisten Frauen eines Mannes leben nicht sonderlich friedlich zusammen. Sie genießen von Seiten ihrer Männer eine sehr gute Behandlung, werden aber, wie bei vielen orientalischen Völkern, bei nachgewiesener Untreue, in der Stille und ohne Aufsehen aus der Welt geschafft. Diese Angabe beruht auf sicherer Mittheilung; auch sind solche Fälle schon vorgekommen.

Was ihren Cultus betrifft, so mag bemerkt werden, daß das Fundament zu einem neuen Tempel gelegt worden ist, welches allein über 1 Mill. Doll. kostete. Bis jetzt hielten sie ihren Gottesdienst in einem Hause in der Nähe des neuen Tempels ab. Ihr Cultus ist sehr einfach und nackt, wird bloß an den Sonntagen abgehalten und besteht nur aus Predigt und einigen Gebeten. Weil ich aber keinen Sonntag bei ihnen anwesend war, so kann ich ihren Gottesdienst nicht näher beschreiben. Die Festtage fallen ebenfalls weg, denn bloß an Weihnachten geschieht eine kurze Erwähnung der geschichtlichen Thatsache. Beten sah ich sie vor und nach dem Essen, in sitzender Stellung, mit zusammengelegten Händen, und gesenkten Augen, wobei das Haupt der Familie

vorlas. Ein Lieblingsthema in ihren Gebeten ist die Erflehung von Jerusalems Wiederaufbau und der damit verbundenen Wiederaufrichtung Israels. Aus sicherer Quelle wurde mir berichtet, daß nach Erbauung ihres Tempels die drei jüdischen Hauptfeste (Pesach Schabuoth und Sukkoth) sowie die Beschneidung eingeführt werden sollten. Die Kindertaufe ist nicht üblich, denn da die vollkommenste Religions- und Gewissensfreiheit in der Secte selbst herrscht, so hat jedes neue Glied der Familie das Recht, seine Religion selbst zu bestimmen, sobald es das gehörige Alter erreicht hat. Alsdann wird es als Priester eingeweiht und durch Untertauchen getauft. Jedes Mitglied der Kirche führt den Priestertitel, die Priester zerfallen aber in melchisedekische und ahronitische Priester. In Betreff der Ehegesetze erkundigte ich mich, ob sie die jüdischen oder die christlichen Vorschriften beobachten, fand aber zu meinem Erstaunen keine von beiden, sondern vielmehr rein heidnische Willkür in diesem Punkte, was mich unwillkürlich an meinen Aufenthalt unter den Drusen im Libanon erinnerte (siehe meine „Acht Jahre in Asien und Afrika", 6. Capitel). Zum Belege hierfür möge dienen, daß ein Bischof der Kirche zuerst eine bejahrte Wittwe heirathete, und dann noch bei deren Lebzeiten ihre beiden Töchter gleichfalls zu Frauen nahm; ferner, daß ein Apostel, den ich persönlich kenne, dessen Namen ich aber nicht anführen will, die Schwester seiner noch lebenden, ältlichen Frau heirathete, die ich gleichfalls persönlich kennen gelernt. Einer der Mormonen heirathete seine Schwester von mütterlicher Seite. Die Trauung geschieht stets durch den Präsidenten, der aber in diesem Punkte keine unumschränkte Autorität hat, wie z. B. die hier erwähnten drei Heirathen ohne seine Zustimmung geschlossen wurden.

Im folgenden Capitel geben wir eine Geschichte der Mormonen von ihrer Entstehung an bis auf die Gegenwart nach den Nachrichten, die wir aus mormonischen Quellen geschöpft. Wie wenig rein und lauter auch die Quelle sein mag, wie wenig wir auch die Auffassung dieser Quellen theilen mögen, so wird, wie wir hoffen, diese Darstellung nicht ganz ohne Interesse für unsere Leser sein, denen sie das so oft und so viel geschmähte Mormonenthum von der Lichtseite darstellt. Für die Geschichte und Ge-

schichtsauffassung gilt auf's vollkommenste das alte Wort, daß „die Wahrheit stets in der Mitte liege."

Capitel 6.

Leben von Joseph Smith jun., des Gründers der Secte der Mormonen, und Geschichte der Secte.

Joseph Smith wurde am 23. December 1805 in Sharon, Windsor County, im Staate Vermont geboren, zog als Kind mit seinem Vater nach Ontario County im Staate Newyork und wohnte im Jahre 1819 in Manchester. Seine Beschäftigung war die eines gewöhnlichen Landmannes, und es bot sich ihm wenig Gelegenheit zu einer guten Erziehung.

Als er das funfzehnte Jahr erreicht hatte, fing er an, ernstliche Betrachtungen über die beste Vorbereitung für das Jenseits anzustellen. Deshalb sah er sich unter den verschiedenen Glaubensbekenntnissen jenes Staates um, wurde aber in seinem Gemüthe von der Streit- und Parteisucht der Christusbekenner höchst unangenehm berührt und mit Widerwillen gegen die bestehenden Religionen erfüllt. Ermuthigt durch das versprechende Trostwort des Jakobus: „Braucht Einer von Euch Weisheit, so mag er Gott darum bitten, der allen Menschen im reichlichen Maße giebt, und es Niemandem aufrücket; und sie soll ihm mitgetheilt werden", zog er sich in ein Wäldchen zurück, um hier in heißem Gebete den Herrn um Offenbarung des Heilsweges anzuflehen. Da*) gewahrte er plötzlich zwei himmlische Wesen, eingehüllt in glänzendes und strahlendes Licht, die ihn belehrten, daß alle Religionssecten unseres gegenwärtigen Zeitalters von dem ursprünglichen Evangelium Christi und seiner Apostel, sowie von seinen Gaben und seiner Priesterschaft weit abgekommen seien. Dieses Alles solle ihm seiner Zeit noch näher bekannt gemacht werden; außerdem sah er in diesem Gesichte viele andere herrliche Dinge.

*) Dieses Alles und das Folgende geben wir durchaus nach der Darstellung der Mormonen und können demnach auch für die Richtigkeit der erzählten Thatsachen nicht einstehen.

Am 21. September 1823, als er gerade im Beten begriffen war und ernstlich versuchte, sich im Glauben zu stärken, wurde plötzlich sein Zimmer mit einem das Tageslicht weit überstrahlenden Glanze erfüllt; mitten in diesem Lichte stand eine Person, deren Antlitz leuchtete wie der Blitz, aber zugleich eine unbeschreibliche Güte und Unschuld ausdrückte. Es war ein Engel, von Gott beauftragt, Smith zu unterweisen, daß das Bündniß mit dem alten Israel bald an seinen Nachkommen sich erfüllen und daß das große Werk der Vorbereitung auf Christi zweite Wiederkunft nun seinen Anfang nehmen solle, in Folge deren die Fülle des Evangeliums allen Nationen der Erde kund gethan werden würde. Ferner theilte ihm der Engel mit, daß die Ureinwohner Amerika's Abkömmlinge von Israel seien, dem Stamme, der in der Vorzeit der Prophetie gewürdigt sei, daß Urkunden über dessen Geschichte bis auf seinen Nationalverfall im Schooße der Erde aufbewahrt seien und daß der Herr deren baldige Offenbarung verspreche.

Tags darauf kehrte der Engel zurück, um ihm den Platz zu zeigen, wo die heiligen Urkunden aufbewahrt seien. Ein schmaler Felsen, der etwas über die Erdoberfläche hervorragte, bedeckte eine Kiste von Stein, welche er öffnete und so die Urkunden erblickte.

Der Engel redete ihn nun folgendermaßen an: „Für diesmal kannst Du sie noch nicht erhalten, und wenn es geschieht, so kann es nur durch Gebet und glaubenstreuen Gehorsam gegen Gott geschehen; denn sie sind hier nicht zur Aufhäufung von Gewinn oder Reichthum aufbewahrt und auch nicht zu weltlichem Glanze; sie sind werthlos für die Menschenkinder, außer in Betreff der Belehrung, welche sie bringen, welche da ist die Fülle des Evangeliums von Jesus Christus, wie sie den alten Einwohnern dieses Landes verliehen war.“ Die Gestalt dieses Wesens erhob sich etwas über die gewöhnliche Menschenhöhe unseres Zeitalters; sein Gewand war ganz weiß und schien saumlos.

Während eines Zeitraumes von etwa vier Jahren erhielt Smith viele Belehrungen von diesem Engel; am 22. September 1827 legte endlich der Engel des Herrn die Urkunden in Smith's Hand. Sie waren auf Platten eingegraben, die wie Gold aussahen, jede Platte hielt beinahe 7 bis 8 Zoll in der Breite und

Länge, war nicht ganz so dick wie gewöhnliches Zinn, auf beiden Seiten mit neuen aegyptischen Buchstaben beschrieben, wie die Blätter eines Buches in ein Buch zusammengebunden, und an den Ecken mit drei Ringen, die durch das ganze Buch liefen, festgehalten. Unter diesen Urkunden fand sich auch ein sonderbares Instrument, welches das Urim und Thumim der Alten sein sollte. Er übersetzte durch die Macht und Gabe Gottes und durch seine Weisheit diese Urkunden, die das Buch der Mormonen bilden. Die erste Ausgabe, 5000 Exemplare stark, ließ er selbst in Palmira, Staat Newyork, drucken.

Die „Kirche von Jesus Christus und den Heiligen der letzten Tage", wie sich die Mormonen nennen, wurde in Manchester, Staat Newyork, gegründet, und bestand anfänglich aus sechs Mitgliedern, welche mittelst Untertauchen von Joseph Smith und Oliver Cowdery getauft wurden. Diese beiden waren nämlich durch göttlichen Befehl zu Aposteln und himmlischen Botschafter eingesetzt, und sie waren die ersten Aeltesten dieser neuen Kirche.

Als das Buch der Mormonen im Drucke erschienen war, zog die Kirche bald die Aufmerksamkeit der Zeitungs-Redacteure auf sich, welche sofort ihre Geschosse gegen Joseph Smith und die kleine Zahl richteten, welche sein Zeugniß angenommen hatte. Sogleich wurde in die Lärmtrompete der Verfolgung gestoßen, und zwar wurde diese Verfolgung immer stärker und hielt fast Smith's ganzes Leben hindurch an.

Durch die Thätigkeit Joseph Smith's, Hyrum Smith's, Oliver Cowdery's und anderer ordinirten Aeltesten wurden in Newyork, Pennsylvania, Ohio, den Brittischen Besitzungen und den Neuengland-Staaten Zweig-Kirchen angelegt.

In Kirtland, im Geaug County, Ohio, wurde eine große Zweig-Kirche gegründet, und da an den meisten andern Orten die Verfolgungssucht allzustark gegen die Anhänger der neuen Kirche wüthete, so fingen die Heiligen an, sich daselbst zu sammeln. Bald darauf besuchte Joseph Smith, in Begleitung einiger seiner Aeltesten Jackson County in Missouri, und begann hier Ansiedlungen der Heiligen anzulegen, da Ober-Missouri damals noch sehr schwach bevölkert war.

Im Juni 1831 wurde zu Kirtland eine Conferenz abgehalten,

wo von Joseph Smith eine Anzahl Aeltester zu Hohenpriestern ordinirt wurde. Er selbst aber blieb Leiter der neuen Secte; er war Präsident der Hohenpriesterschaft und der ganzen Kirche, mit dem Privilegium, sich zwei Räthe zu ernennen, die als assistirende Präsidenten zu fungiren hatten. Diese drei bildeten die erste Präsidentschaft der Kirche.

Juni 1832 begannen W. W. Phelys und Comp., in Independence, Staat Missouri, eine regelmäßige Monatsschrift herauszugeben, zu dem speciellen Zweck, die Principien des Evangeliums zu verbreiten und die „Offenbarungen Gottes an seine Kirche" zu veröffentlichen.

Ein Kaufmannshaus wurde etablirt unter der Firma A. S. Gilbert u. Comp., einige hundert Bauernstellen, Farms, wurden angelegt, und man legte sich auf den Bau von Mühlen und die Anlage mancher weitgreifenden Verbesserungen.

Wiewohl die Aeltesten beständig dem Spotte ausgesetzt waren, so fuhren sie doch mit ungeschwächtem Eifer im Predigen fort.

Am 25. März 1832 wurden Joseph Smith und der Aelteste Sidney Rigdon in der Stadt Hiram, Portage County, Ohio, um Mitternacht gewaltsam aus ihren Betten gerissen mit Theer und Federn bestrichen und schwer verletzt. Aqua Fortis wurde in Smith's Mund geschüttet, und man drückte ihn so lange an der Gurgel, bis man ihn für todt hielt. Eines seiner Kinder, das an den Masern krank lag, und gerade zur Zeit, als die Gewaltthätigkeiten begangen wurden, in demselben Bette mit ihm schlief, wurde bei dieser Gelegenheit der Nachtluft ausgesetzt, in Folge deren es sogleich den Geist aufgab, weßhalb dieses Kind der erste Märtyrer dieses neuen Glaubens genannt werden mag.

Juni 1833 ward der Grundstein zu einem Tempel in Kirtland gelegt.

Am 22. Juli 1833 wurde die Druckerei des W. W. Phelys in Independence, Staat Missouri, von einer fünfhundert Mann starken Rotte umzingelt, die Presse zerstört, die Typen ruinirt und das zweistöckige Backsteinhaus niedergerissen. Der Schaden wird auf 6000 Dollar geschätzt. Dieses fanatische Treiben wiederholte sich fast täglich. So wurde Edward Partridge, der vorsitzende Bischof der Kirche völlig entkleidet, auf einem freien

Platze, in Gegenwart von einigen Hunderten von Zuschauern, mit Theer und Federn überzogen.

Karl Alten, einem Mitgliede der Kirche, wurde die gleiche Ehre zu Theil, nur daß bei ihm der Theer noch mit einem ätzenden Stoffe vermengt war. Die Kaufläden von Gilbert und Whitney wurden erbrochen, ihre Waare hierhin und dorthin auf die Straßen gestreut — ja das Leben selbst wurde bedroht, verschiedene Personen gemißhandelt, und eine große Zahl Häuser von einzelnen Rotten, welche die verschiedenen Ansiedelungen aufsuchten, abgedeckt. Ueber zweihundert Häuser wurden vom Feuer zerstört, 1500 Personen aus ihrer Heimath vertrieben und ohne irgend ein Subsistenzmittel in die angrenzenden Counties zerstreut; eine große Anzahl dieser Flüchtlinge unterlag den Wunden und der rauhen Witterung, der sie sich ungeschützt aussetzen mußten.

Da die Heiligen längs der Ufer des Missouri zerstreut wohnten, so wurde eine Verschwörung von einem Theile der Störenfriede angezettelt, um alle die, welche an der Jackson-Seite sich befanden, niederzumachen. Indeß am Morgen des 13. October, wo der freventliche Plan ausgeführt werden sollte, sah man die wundervolle Naturerscheinung von vom Himmel fallenden Sternen, was die Herzen der Heiligen jauchzen, die Rotte aber ihr Vorhaben einstellen machte; ja einige von den Aufwieglern waren bei diesem Anblicke so ergriffen, daß sie, in Erwartung des jüngsten Gerichtes, die bittersten Thränen vergossen. Zu bedauern ist, daß Geistliche verschiedener Bekenntnisse diesen Aufstand gegen die Mormonen durch ihre Anwesenheit, ja durch thätige Mitwirkung sanctionirten.

Im Herbste 1833 wurde eine Buchdruckerpresse in Kirtland, Ohio, errichtet, und Oliver Cowdery begann daselbst die Wiederherausgabe des Abend- und Morgen-Sterns.

Im Jahre 1834 besuchte Joseph Smith, in Begleitung von 205 Personen Clay County in Missouri und versuchte hier die Wiederversöhnung mit den Bewohnern von Jackson. Seine Excellenz, Daniel Dunklin, damals Gouverneur von Missouri, that der Legislatur in seiner jährlichen Adresse zu wissen, daß die Mittel zur Aufrechterhaltung der bürgerlichen Ordnung im

Staate so ungenügend wären, daß man die Mormonen im Staate nicht beschützen könne. Kurz zuvor hatte er an den Obersten J. Thornton unterm 6. Juni 1834 geschrieben: „Ich bin durchaus überzeugt, daß die excentrischen Dinge in den religiösen Meinungen und Leben der Mormonen den Grund zu den Mißhandlungen bilden, die man gegen sie begangen hat.“ Die Heiligen in Clay und den anliegenden Counties hatten durch Fleiß, Sparsamkeit und Klugheit angefangen, sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, so daß sie im Stande waren, bedeutende Landstriche anzukaufen; das veranlaßte die Rotte in Jackson County, auch in Clay County das Feuer des Fanatismus anzuschüren. Oeffentliche Versammlungen wurden abgehalten, deren Resultat war, daß man den Heiligen befahl, neue Verbesserungen in Clay zu unterlassen, vielmehr sollten sie anderes Land ankaufen und Clay County räumen. Dafür wurde ihnen von der Rotte in Folge einstimmigen Beschlusses die Ansiedlung in einem neuen, unbewohnten, nackten Wiesengrund-County angewiesen, der gänzlich arm an Bauholz war, mit der Bemerkung, er wäre für nichts anderes passend, als für die Mormonen. Die Heiligen von Clay County kauften das Land von der Regierung, und zogen unverzüglich nach Caldwell.

Im Jahre 1834 wurde Joseph Smith sen. zum Patriarchen der ganzen Kirche gemacht, um die Vaterlosen zu segnen.

Am 14. Februar 1835 erwählte und ordinirte Joseph Smith auf Gottes Befehl zwölf Apostel, als besondere Zeugen in aller Welt für die Fülle des Evangeliums und als Vorsitzer über die Kirche in den Fällen, wo das Präsidium nicht anwesend war; und im Laufe des Jahres 1835 besuchten diese alle Staaten östlich vom Ohio, sowie die Brittischen Besitzungen, um die zerstreuten Zweige zu trösten, das Evangelium zu predigen und neue Zweige anzupflanzen. Während dieses Zeitraumes wurden viele Hunderte getauft. Um dieselbe Zeit ordinirte Smith auch eine Körperschaft von siebenzig Aeltesten zu demselben Zweck, von denen der größte Theil seine meiste Zeit auf Reisen und Predigen verwandte, „ohne Börse oder schriftliche Anweisung“ ausziehend. Der Bau des Tempels in Kirtland war so weit vorgerückt, daß derselbe am 27. März 1836 eingeweiht werden konnte

unter Anwesenheit von 416 Aeltesten, die sich am Abend der Einweihung zu einem General-Concil vereinigten. Dieser Tempel war ein Gebäude aus Stein, 80 Fuß bei 60, die Wände 50 Fuß hoch, der Thurm 110 Fuß. Er hatte zwei Haupthallen, 55 Fuß bei 65, einen innern Hof, vier Sacristeien in der Fronte, und fünf Schulzimmer unter dem Dache. Das Gebäude war solide aufgeführt und ein in architektonischer Beziehung vollendetes Bauwerk.

Im Juni 1837 machten sich Heber C. Kimball, Orson Hyde, Willard Richards und Joseph Fielding nebst drei Anderen von Kirtland auf zu einer Mission auf den Brittischen Inseln. Sie kamen am 20. Juli in England an, ohne einen Heller Geld und begannen am 23. in Preston zu predigen. Bis Weihnachten hatte die neue Religion von Preston bis Penwortham, Longton, Southpourt, Eccleston, Whittle und Hunter's Hill sich ausgebreitet, und zählte ungefähr 1000 Glieder.

Im Jahre 1837 zog der größere Theil der Heiligen in Kirtland nach Missouri und ließ sich in den Counties Caldwell, Davies, Clinton, Carroll und Ray nieder. Der County von Caldwell wurde organisirt und die Stadt Far West angelegt.

Im December wurde die Druckerpresse in Kirtland von freventlicher Hand durch Feuer zerstört.

Im Frühjahre 1838 verließen die meisten Mormonen Kirtland, um nach Missouri überzusiedeln. Am Grand River in Davies County wurde der Grund zu einer Stadt, genannt Adamondi-ahman, gelegt. Einige hunderttausende Acres Land wurden in dem Landverkauf-Büreau eingetragen, und etwas über zweitausend große und blühende Bauerngüter darauf angelegt. Ebenso wurde ein Dorf, genannt De Wist, in Cawell County, am Missouriflusse angelegt.

Nach drei Jahren war Caldwell County aus einem kahlen Wiesengrund zu einem der blühendsten Counties des Staates geworden. Es wurde der Grundstein zu einem 110 Fuß langen und 80 Fuß breiten Tempel in Far West gelegt, eine Buchdruckerpresse etablirt, und ein monatliches Journal, genannt „Elders Journal", herausgegeben. Im August 1838 wurde bei einer Wahl in Galatin, Davies County, ein Faß Branntwein hervorgerollt, die Menge wurde zum Trinken aufgemuntert, und sodann

aufgefordert, die Mormonen vom Stimmenabgeben zurückzuhalten. Es erfolgte ein Aufruhr, welcher mit dem Morde dreier Mormonen — (es waren blos acht anwesend) — endete, aus dem Haufen indeß mußten 23 in einem hülflosen Zustande weggetragen werden. Unmittelbar darauf stieß man auf's Neue in die Lärmtrompete und einige hundert Mann versammelten sich zu Millport, um allen Heiligen Vernichtung zu schwören. Sie wurden durch das Dazwischentreten des Generals Doniphan bald zerstreut, aber dies hatte keine weitere Folge, als daß sie ihren Aufenthaltsort wechselten. Sie begaben sich nach De Witt, in Carroll County, und vertrieben hier die friedlichen Einwohner. Manche von den Heiligen erlagen der Noth und den Leiden; was übrig blieb, entrann nach Caldwell. Der Pöbel fuhr indeß fort, Missouri mit falschen Nachrichten über die Mormonen anzufüllen; aber als es doch schien, als ob dieses Beginnen nicht mit Erfolg gekrönt sein sollte, da erließ Lilburne W. Boggr, der die executive Gewalt in Missouri vertrat, eine Verordnung, durch welche die Vertreibung der Mormonen aus der Republik Missouri verfügt wurde und beorderte den General-Major Clark mit 13,000 Mann zur Vollstreckung des grausamen Befehls sofort nach Far West vorzurücken. Dieses Heer rückte unverzüglich nach der Mormonen-Niederlassung, welche den mit weit überlegener Heeresmacht und unter gesetzlicher Form heranrückenden Schaaren keinen Widerstand entgegensetzte. Grausam aber ward das Friedensversprechen gebrochen, das Clark ihnen gegeben, Männer, Weiber und Kinder wurden ohne Unterschied niedergemetzelt, Weiber geschändet, Häuser geplündert, Pferde gestohlen, Zäune niedergebrannt und Tausende von Acres Getreideland verwüstet durch das Hineintreiben von Pferden. Einige hundert Personen wurden, ohne sich vertheidigen zu können, schonungslos in ein Carré von bewaffneten Feinden getrieben, und gezwungen, durch Unterschrift ihre Habe der Republik Missouri zu cediren, um die Kosten zu decken, welche der Staat auf diese Verbrechen gewandt hatte. — Gegen siebenzig von den Brüdern wurden zur Execution ausgesucht: es wurde öffentlich bekannt gemacht, daß sie hingerichtet werden sollten, den Uebrigen wurde Erlaubniß gegeben, nach Hause zurückzukehren und ihre Familie

mit sich zu nehmen, nur daß sie bei Androhung der Todesstrafe sofort das Land verlassen mußten.

Am 1. November 1838 wurde der Prozeß von Joseph Smith und seinen Gefährten beim Kriegsgericht vorgenommen, ohne daß aber die Beklagten anwesend waren oder einen Vertheidiger stellen durften, und das Todesurtheil über sie gefällt. Die Verordnung für ihre Hinrichtung war vom General-Major Lutus gegeben, und lautete:

„Brigadier-General Doniphan! Sir, Sie haben Joseph Smith und die übrigen Gefangenen auf den öffentlichen Platz in Far West zu bringen, und morgen früh um 9 Uhr zu erschießen."

Doniphan besaß Rechtskenntniß und ein menschliches Herz, darum gab er zur Antwort: — „Das ist kaltblütiger Mord! Ich leiste Ihrer Verordnung nicht Folge; meine Brigade hat die Ordre, Morgen früh um 8 Uhr auszumarschiren. Sollten Sie aber diese Männer mit dem Tode bestrafen, so werde Ich Sie vor einem irdischen Gerichte zur Verantwortung ziehen, so wahr mir Gott helfe!"

So wurde denn das Leben der Gefangenen gerettet, aber namenlos und unbeschreiblich elend war die Lage, für die sie erhalten waren. Man denke sich 15,000 Personen, von allen Altersklassen, Geschlechtern und Lebensverhältnissen, mitten im Winter hinweggetrieben von jeglichem Besitzthum; verlassen, hungrig, nackt, ohne Heimath, ohne Freund, über ausgedehnte Wiesenflächen 2 bis 3 hundert Meilen von der Heimstätte auseinandergestreut, die sie doch von der Regierung der Vereinigten Staaten erkauft und unter dem Schutze der amerikanischen Fahne sich errichtet hatten, über den Mississippi hinübergetrieben; ist es da zu verwundern, wenn hunderte, — vielleicht Tausende — während des Winters, Frühjahrs und Sommers dem entsetzlichen Unglück erlagen? Die Männer fielen zuerst, da sie am meisten der übermäßigen Anstrengung und Angst ausgesetzt gewesen, und hinterließen so Wittwen und Waisen in Unzahl für weitere Leiden.

Trotz der erbitterten Stimmung der Bewohner Missouri's gegen die Mormonen, gestatten sie doch, daß Joseph Smith und andere Aelteste, welche sechs Monate im Gefängnisse waren, (sie lebten für eine Zeitlang von Menschenfleisch) den Staat ver-

ließen, als alle anderen Mormonen bereits gegangen waren. Präsident Smith begab sich unmittelbar nach Washington, um den Präsidenten der Vereinigten Staaten und den Congreß um Abhülfe zu ersuchen, aber die günstigste Antwort, die er erhielt, war die von Herren Van Buren, dem damaligen Präsidenten der Vereinigten Staaten: Ihre Sache ist eine gerechte, aber die Regierung kann für Sie nichts thun. Senator Clay machte kaltblütig die Bemerkung: Sie würden wohl besser thun, wenn Sie nach Oregon gingen! Senator Calhoun sagte: „Diese Sache berührt eine wichtige Frage, die Frage über die Rechte der Staaten, eine Frage die wir nicht berühren können," und das Comité des Congresses bemerkte, es gehöre nicht zu seinen Geschäften.

Die zerstreuten Ueberbleibsel, die, wiewohl verfolgt, doch nicht entmuthigt waren, schlossen sich enge an den Präsidenten Smith an, und begannen, die Stadt Hancock County Illinois zu bauen in einer der Gesundheit so schädlichen Gegend, daß zwei vergebliche Versuche gemacht waren, sie anzubauen, und daß die Zahl der Bewohner, welche die verpestete Luft zu ertragen vermocht hatten, eben so gering, wie die Zahl der Gräber auf dem Kirchhofe groß war.

Die steilen Plätze rings um Nauvoo wurden cultivirt, die Sümpfe ausgetrocknet, und in wenigen Jahren war es eben so gesund in Nauvoo, wie in irgend einer andern Gegend von Illinois.

Missouri jedoch, nicht zufrieden in seinem eigenen Staate mit Raub und Mord gegen die Mormonen gewüthet zu haben, begann eine Reihe von peinlichen Processen gegen sie, sobald es klar ward, daß die Heiligen doch nicht alle am Mississippi sterben würden.

Im Jahre 1841 wurde gegen Smith von dem Gouverneur von Illinois ein Gerichtsbefehl erlassen, ihn festzuhalten. Dieser Gerichtsbefehl wurde zu Moumouth vom Richter Stephen A. Douglas zur Prüfung gezogen, und die Verhaftung für gesetzwidrig erklärt.

Dieser Vorgang, mit Einschluß der Kosten der Rathsversammlung, der Gebühren für die Begleiter als Zeugen u. s. w.,

kostete mehr als dreitausend Dollars; eine Summe, gewiß nicht unbeträchtlich für Leute, denen man soeben Alles geraubt hatte.

Missouri, nicht zufrieden mit dem Erfolge des gerichtlichen Verfahrens, begann nun ein System des Menschenraubes, indem eine Anzahl von Individuen mit Gewalt ohne alle rechtliche Form in den Staat geschleppt wurden, um hier geschlagen, eingekerkert, am Halse aufgehangen, und auf andere Weise gequält zu werden.

Um die Kosten des Mormonen-Gemetzels zu decken, wurde von der Legislatur von Missouri die Summe von 200,000 Doll. bewilligt, da das erbeutete Eigenthum nicht für hinreichend gehalten wurde, um die Räuber zu bezahlen.

Im Jahre 1840 starb der Patriarch Jos. Smith sen. und sein Sohn Hyrum folgte ihm in seiner Würde.

Im Jahre 1842 wurde vom Gouverneur von Missouri eine neue gerichtliche Untersuchung angestellt. Smith wurde abermals arretirt, und ein Versuch gemacht ihn durch Menschenraub nach Missouri zu bringen. Ein habeas corpus wußte man sich von dem District Court der Vereinigten Staaten für den Staat Illinois zu verschaffen. Richter Pope in Springfield aber, der von dem Fall hörte, erklärte das Verfahren als gesetzwidrig, Missouri habe keinen Anspruch auf ihn; und bestimmte, daß in's Prozeßverzeichniß eingetragen werde, man solle Smith in Ruhe lassen. Dieser Vorfall kostete im Ganzen 12,000 Dollars.

Die Grundlage zu einem Tempel in der Stadt Nauvoo wurde gelegt. Für die Stadt erhielt man einen Freibrief, welcher bedeutende Rechte auf dem City-Concil verlieh. Eine Universität und eine Manufactur-Association wurde gegründet. Die Gesellschaft der Manufacturarbeiter begann große Gebäude zum Behufe der Fabrication von Töpferarbeiten zu errichten. Tausende von Menschen strömten von jedem Theile der Vereinigten Staaten und den Brittischen Inseln herbei. Straßen wurden angelegt, hunderte von schönen Gebäuden errichtet, es bildete sich eine Compagnie, um ein geräumiges Hotel zu bauen mit einem Grundcapital von 200,000 Dollars. Eine beträchtliche Summe des Capitals wurde eingezahlt und der untere Stock von 240 Fuß Fronte ausgeführt. Eine ausgedehnte Buchdruckerei, eine Stereotypengießerei, eine Buchbinderei wurden in Thätigkeit gesetzt, zwei Freimaurerlogen errichtet, und ein geräumiger und bequemer

Maurertempel aufgebaut. In verschiedenen Theilen von Hancock und den benachbarten Counties, sowie in Jowa wurden einige blühende Heiligendörfer in's Leben gerufen. Aber dieses ungestörte Glück sollte nicht lange dauern.

Joseph Dunkan, ein emporstrebender Parteienführer, gierig nach der Gouverneurschaft von Illinois, besuchte verschiedene Theile des Staates und regte alle niederen Leidenschaften und religiösen Vorurtheile auf, die nur den Pöbel gegen die Heiligen entflammen konnten, mit dem Versprechen, wenn er nur Gouverneur von Illinois würde, so sollten die Mormonen ausgerottet und vertilgt werden. Diese Aufreizung stiftete eine ausgebreitete Gegen-Mormonenpartei, die, obwohl sie im Betreff der Wahl, wo Thomas Cord zum Gouverneur gewählt wurde, nicht zu ihrem Ziele kam, dennoch ihre Manipulation fortsetzte.

Im Juni 1843 wurde Smith zu Inlat Grove, Lee County in Illinois von den Polizeibeamten Reynolds und Wilson, festgehalten; in Kraft eines Befehls vom Gouverneur Ford, der auf eine Forderung des Gouverneurs von Missouri hin erlassen war. Jetzt versuchte man auf's eifrigste, ihn durch Menschendiebstahl gerade nach Missouri hin zu liefern, ein Versuch, der auch gelungen wäre, wären nicht einige edeldenkende Bürger von Dinon und Pawpaw Grove zu seiner Befreiung herbeigeeilt. Als die Nachricht von seiner Festsetzung nach Nauvoo kam, so bestiegen Hunderte von den Heiligen ihre Pferde, um ihm zur Hülfe zu eilen (er wurde nämlich arretirt bei Gelegenheit eines Besuchs, 250 Meilen von seiner Heimath entfernt.) Ein anderer Kampf gegen Menschenraub, eine neue Reihe von gerichtlichen Vorgängen, ein weiterer Verhaftsbefehl, ein abermaliges Gerichtsverhör, und abermalige Entlassung war die Folge dieses Vorganges. Die Kosten dieses Vorfalles waren ungeheuer, denn die Heiligen waren viel zu eifrig, als daß sie ihren Patriarchen nicht mit allen Kräften beschützten; überdieß besetzten sie die ganze Gegend zwischen dem Illinois und dem Mississippi mit Reiterei und sandten eine Escadron auf die andere Seite des Illinois, um die dieöische Entführung zu verhindern. Etwa 100 Mann mietheten ein Dampfschiff, das die Schiffe auf dem Illinois und Mississippi beständig zu überwachen hatte, damit Smith nicht

mittelst Dampfschiff nach Missouri geschleppt würde; 100.000 Doll. würden die Kosten und den Schaden nicht decken, den Nauvoo durch diese Arretirung erlitten. Die General-Versammlung des Staates Illinois in den Sitzungsperioden der Jahre 1843 und 1844 machte einen Versuch, die Privilegien, welche der Stadt Nauvoo eingeräumt waren, wieder aufzuheben, welcher Versuch, obwohl nicht ausgeführt, doch einen ungünstigen Einfluß auf den Capitalwerth der Manufactur- und Baugesellschaften Nauvoo's nicht verfehlte.

Im Juni 1844 that sich eine Rotte in der Nachbarschaft zusammen, und verbreitete Gerüchte, des Inhalts, daß Smith und die Mormonen den Staatsgesetzen Hohn sprächen; alle möglichen Hebel wurden in Bewegung gesetzt, um die öffentliche Meinung aufzureizen. Die Herausgeber verschiedener Zeitungen widmeten Zeit und ihre Blätter der Ausbreitung falscher Gerüchte; und auf Grund des Gerüchtes, daß die Mormonen fest im Sinne hätten, den Gesetzen Widerstand zu leisten, begab sich Gouverneur Ford nach Carthage, zog hier einige hundert Mann, meistens Mitglieder des Haufens, in seinen Dienst, und sandte alsdann einen Polizeimann nach Nauvoo zur Festnehmung Smith's u[illegible] einiger Anderer. Da Smith merkte, daß es nur auf sein L[illegible] abgesehen sei, so flehte er den Gouverneur an, ihn wenigstens gegen die Gewaltthätigkeiten der rohen Masse zu schützen, wenn er ihn zum 47. Male gerichtlich verhören wolle. Der Gouverneur versprach ihm dieses, die Treue des Staates als Bürgschaft einsetzend. Als der Punkt, um dessen willen man ihn angeklagt hatte, gerichtlich untersucht war, wurde er wieder losgelassen; aber sogleich kam eine neue Anklage auf Hochverrath zum Vorschein, in Folge deren er in die Jail gesetzt wurde. Gouverneur Ford entließ nun alle seine Truppen bis auf eine Compagnie (die Carthage Greys), von der bekannt war, daß sie von dem bittersten Hasse gegen die Mormonen erfüllt war, und ließ treuloser Weise die Ermordung der Gefangenen zu. Zuvor hatte er eine geheime Gerichtssitzung über diesen Gegenstand gehalten, wo man zu dem Beschlusse kam, daß der sicherste Weg zur Beruhigung der Rotte der sei, die Heiligen ihrem Schicksale preis zu geben.

Den 27. Juni, 23 Minuten nach 5 Uhr Abends wurde das

Gefängniß von etwa 150 Bewaffneten mit geschwärzten Gesichtern umstellt; Joseph Smith und sein Bruder Hyrum, Patriarch der Kirche, wurden niedergemetzelt, der abgehende Aelteste John Taylor durch vier Kugeln tödtlich verwundet, der Aelteste Willard Richards entwischte unverletzt aus demselben Zimmer. Wiewohl Smith zu wiederholten Malen die Heiligen belehrt hatte, daß sein Verweilen unter ihnen nur von kurzer Dauer sein würde, und ehe er Nauvoo verlassen, seinen Freunden gesagt hatte, er gehe wie ein Lamm zur Schlachtbank und werde nimmer wiederkehren, so betrauerte doch kein Volk des Erdballs aufrichtiger den Verlust eines Wohlthäters, als die Heiligen der letzten Tage gethan haben.

Die Mormonenhasser jauchzten über seinen Tod und triumphirten laut und offen über ihren siegreichen Treubruch, indessen die christliche Welt meistens ausrief: „O! wie barbarisch, ihn auf solche Weise zu tödten, doch gut, daß er todt ist."

In der Herbstsitzungszeit des Gerichtshofes war gegen die Hauptveranlasser dieses Blutbades eine Anklage auf Mord ersten Grades gerichtet. Der Gerichtshof aber, der schon bei der Voruntersuchung mit der größten Milde gegen sie verfahren war, sprach sie im Mai 1845 völlig frei.

Die zwölf Apostel, die die höchste Autorität in der neuen Kirche vertraten, kehrten nach dem einstimmigen Beschluß der Heiligen unmittelbar nach diesen Vorfällen von ihrer auswärtigen Mission heim und nahmen ihren Platz an der Spitze der Angelegenheiten in Nauvoo ein; Brigham Young, Präsident der zwölf Apostel, führte das Präsidium. Der Tempel, der zur Zeit des Todes des Propheten ein Stockwerk hoch war, machte sehr schnelle Fortschritte, und die Heiligen fuhren fort, sich nach Nauvoo zu versammeln.

Die Halle der Siebzig wurde gebaut, eine Musikhalle und ein geräumiges Arsenal von Stein wurde gleichfalls aufgeführt, und man machte sich an die Errichtung des Nauvoo-Hauses. Das Basseingemäuer des ersten Stockes war vollendet, als die Rotte einsah, daß die Ermordung des Propheten doch den Fortschritt des Mormonenthums nicht habe hemmen können, und eine Organisation zur Austilgung der Heiligen von Nauvoo, unter

dem Namen Wolfshetze sich bildete. Ein Concil der Leiter der Kirche richtete, als die Nachricht von dieser Organisation in die Oeffentlichkeit drang, eine Bittschrift an jeglichen Staat und jedes Territorium der Union (mit Ausnahme von Missouri) demüthig und in der ehrfurchtsvollsten Sprache abgefaßt, in welchem die Zustände der Heiligen dargelegt und das Niederlassungsrecht im Staate nachgesucht wurde, welches Bittgesuch indeß nur mit Stillschweigen beantwortet wurde. Nun griff man wieder nach dem alten Kunstgriff, nämlich peinliche Prozesse gegen Präsident Young und die Glieder seiner obersten Kirchenbehörde anzuzetteln. Brigham Young, der keine Lust verspürte, sich wie die Propheten und Patriarchen morden zu lassen, versah sich mit guten und wirksamen Waffen, und kündigte von einer Bühne Tausenden von Versammelten an, daß er Jeden, der Hand an ihn legen oder einen Gerichtsbefehl gegen ihn zu vollziehen versuchen würde, mit einem Paar sechsläufiger Pistolen, die er vorzeigte, tödten werde, und wiewohl manche Personen geneigt waren, das Experiment zu machen, so sank doch ihr Muth wieder, bevor sie zur Ausführung des Vorhabens kommen konnten.

Die Legislative von 1844 hob die Privilegien der Stadt Nauvoo, und der Universität auf; ein Bündniß, aus neun Counties bestehend, wurde zur Ausrottung der Mormonen geschlossen, und der Anfang mit solchem Werk wurde am 10. September 1845 dadurch gemacht, daß man die den Mormonen gehörigen Häuser in der Morley Ansiedlung verbrannte, und in dieser Weise von einer Ansiedlung zur andern fortfuhr. Zwei Wochen hinter einander war eine bewaffnete Macht von 150 Mann ununterbrochen damit beschäftigt, Häuser niederzubrennen, Eigenthum zu zerstören, hülflose Frauen und Kinder aus dem Hause zu jagen, und sie so heimathlos und verlassen zu Grunde zu richten. Vergebens rief der Countier-Sheriff die guten Bürger, die nicht Mormonen wären, auf, unter seiner Leitung die Brandstifter vertreiben und auseinanderzujagen; nicht ein Einziger leistete seinem Aufrufe Folge, vielmehr richtete sich jetzt ein Haufen der bewaffneten Mordbrenner gegen ihn und verjagten ihn aus der Gegend, so daß er sich genöthigt sah, eine bewaffnete Macht, bestehend aus denen, die eben durch den Brand ihres Vermögens

beraubt waren, zusammenzurufen, und, um nur sein Leben zu retten, einen seiner Verfolger zu tödten. Er entrann nach Nauvoo, wo er eine Proclamation erließ, durch die er den Mormonen, kraft seines Amtes als Sheriff den Befehl gab, auszurücken und den Aufstand zu dämpfen. 500 Mann waren damals am Nauvoo-haus, welches reißend schnell vorwärts schritt, beschäftigt.

Sie wurden bei den Trustees entlassen und machten Vorkehrungen, die Aufrührer zurückzutreiben, und der Sheriff hatte denn auch nach und nach im Auseinandertreiben der Aufwiegler glücklichen Erfolg. Bald darauf kam General Harding mit vierhundert Mann Staats-Miliz nach Nauvoo, schlug daselbst mehrere Tage sein Lager auf, erkundigte sich, wo der Prophet begraben wäre, äußerte, daß der Gouverneur zur Beschützung der Mormonen gar nichts thun könne und besichtigte nicht einmal die verwüsteten Districte, obschon über hundert Häuser niedergebrannt waren. Die Truppen blieben eine Zeitlang in der Grafschaft, aber wie wenig Schutz dies gewährte, erhellt daraus, daß einige Häuser innerhalb der Sehweite des Lagers niedergebrannt wurden und daß einige Personen, weil sie im Vertrauen auf die Miliz etwas die Vorsicht außer Acht ließen, ihr Leben verloren. Kurz vor diesen Ereignissen ward ein Concilium der kirchlichen Autoritäten abgehalten, wo man zu dem vorläufig geheim gehaltenen Entschluß gekommen war 1500 Mann als Pioniere nach Californien, oder Oregon zu schicken, um hier eine Ansiedlung zu gründen, da man nicht gesonnen war, länger in Illinois zu bleiben. In Folge dessen wurde dem Pöbel (das Staats-Gouvernement hatte keine Macht) von Seiten der Mormonen das Anerbieten gemacht, den Staat zu räumen, wenn sie bis dahin in Frieden gelassen würden und wenn ihre Gegner ihnen beim Verkaufe ihres Eigenthums behülflich wären. Dieser Vorschlag ward angenommen, und in Folge dessen wurden sogleich Compagnieen gebildet, einige tausend Wagen in Auftrag gegeben, fast alle Wagen in der Gegend ringsherum aufgekauft und alle erforderlichen Anstalten zu einem Aufbruch im nächsten Frühjahr gemacht.

Da aber dieser Vertrag gebrochen wurde und die Verfolgung sich erneute, so begaben sich am 1. Februar 1846 1000 Familien auf die Reise, in der Hoffnung, dadurch die Erbitterung

gegen die Zurückbleibenden zu schwächen. Manches Gespann hatte auf dem Eise über den Mississippi zu setzen, Präsident Young und die Häupter der Kirche verfolgten mit schwacher Ausrüstung ihre Reise nach Westen, wobei sie 300 Meilen weit sich selbst den Weg zu bahnen, viele Ströme zu überbrücken und allen erdenklichen Wechsel der Witterung zu erdulden hatten. Sie kamen im Juli in Council Bluffs an, wo sie Capitain J. Allen von der Vereinigten-Staaten-Armee trafen, welcher im Namen des Präsidenten der Vereinigten Staaten sie ersuchte, mit 500 Mann die V. St. im Krieg gegen Mexiko zu unterstützen. Das verlangte Bataillon wurde vollzählig gemacht, und ließ seine Familie meistens in der Omaha County, westlich vom Missouriflusse, in Wagen, ohne Beschützer, ohne Subsistenzmittel zurück. Bald darauf rückte auch das Bataillon auf der Straße nach New-Mexiko vorwärts.

Die Aeltlichen und Kranken, Hinkenden, Lahmen und Blinden u. s. w., welche nicht fähig waren, sich dem Bataillon anzuschließen, stellten ihre Wagen zusammen und gründeten einen Platz, Winterquartier genannt, wo während des Herbstes und Winters 700 Hütten aufgeschlagen wurden, und die Familien außerordentlich durch Krankheit, Bloßstellung und Mangel an Lebensmitteln, litten.

Sobald es in Illinois bekannt ward, daß der kräftigste Theil des Lagers in die Militärdienste der Vereinigten Staaten getreten war, versammelte sich der Pöbel mit verdoppelter Wuth, bildete ein regelrechtes militärisches Lager mit Artillerie ausgerüstet in der Nachbarschaft von Nauvoo, welche Stadt nur die Armen, Hülflosen, Kranken und Schwachen, sowie solche enthielt, welche ohne alle Rücksicht auf Verlust ihren Wohnort wechseln konnten, was ja auch von sehr Vielen während des Frühjahrs und Sommers gethan worden.

Der Pöbel erhöhte seine Streitkräfte bis auf beinahe 1800 Mann, machte einige erfolglose Angriffe auf die Stadt, welche ihm kaum 123 taugliche Personen entgegenzustellen hatte, tödtete und verwundete eine Anzahl Einwohner, zertrümmerte viele Gebäude und erreichte endlich sein Ziel am 17. Sept., nach mehrtägiger Bombardirung, indem er nämlich das Volk hülflos und verlassen von allem irdischen Gut über den Fluß nach Jowa trieb, woselbst es

durch Hunger hätte zu Grunde gehen müssen, wenn nicht Schwärme von Wachteln, so zahm, daß Frauen sie mit der Hand fangen konnten, den Unglücklichen Nahrung gegeben hätten. Und um seinem Siege die Krone aufzusetzen, warf der Pöbel Feuer in den Tempel von Nauvoo, das schönste Gebäude der westlichen Staaten. Er war das erste Beispiel eines neuen Styls in der Architektur, eines Styls, den Joseph Smith eingeführt, und hatte eine Million Dollars gekostet. Dieses Feuer konnte 30 Meilen weit gesehen werden.

Im Frühjahr 1847 machte sich Präsident Brigham Young mit 143 Pionieren auf, um einen Ansiedelungsplatz zu suchen, und wurde *) durch die Hand des Allmächtigen — denn Niemand unter ihnen wußte das Mindeste von der Gegend — geraden Weges in das Utah-Thal geführt, wo die Gesellschaft am 24. Juli ankam, nachdem sie 650 Meilen lang eine neue Straße gebahnt hatte und auf der Spur eines Trappers fast 400 Meilen lang gezogen war.

Im Herbste 1847 langten etwa 700 Wagen mit Familien in diesem Thale an, welches so unfruchtbar war, daß es nichts als eine Gattung trockenen Grases, in einer Höhe von 4 bis 5 Zoll erzeugte, und dessen Boden mit Myriaden von großen schwarzen Grillen, dem Nahrungsmittel der Indianer, bedeckt war.

In dieser Wildniß wurde der Plan der großen Salzsee-Stadt angelegt. Nicht eine einzige Person unter der ganzen Gesellschaft war im Besitze der nothwendigen Lebensmittel, sondern alle hatten nur dreiviertel oder halbe Portionen; und in demselben Zustande, ohne alle Lebensmittel, fanden etwa 100 Mann von einer Abtheilung des Mormonen-Bataillons ihren Weg hierher. Präsident Young und ein Theil der Pioniere kehrten noch in demselben Herbste nach dem Winterquartiere zurück und kamen im Herbste des Jahres 1848 mit 1000 Wagen wieder nach der großen Salzseestadt.

Während dieser Jahreszeit kamen die Grillen in Myriaden

*) Man bedenke wohl, daß wir hier ebenfalls nach mormonischer Auffassung erzählen.

von den Bergen herunter und zerstörten einen großen Theil der ohnedies schon kärglichen Ernte, ja vielleicht würden sie die ganze vernichtet haben, wenn nicht Möwen in großen Schaaren herangekommen wären, welche die Riesen-Grillen auffraßen und dann wieder ausspieen, um noch mehr verschlucken zu können.

Obwohl das Mormonen-Bataillon im Dienste der Vereinigten Staaten stand und ein großer Theil seiner Familien in den Winterquartieren logirte, so zwang sie doch das indianische Departement, im Frühjahre 1848 ihre Hütten zu verlassen und über den Fluß nach dem Staate Jowa zu ziehen, wiewohl es allgemein bekannt war, daß sie sich blos bis zur Zurückkunft des abwesenden Bataillons daselbst gelagert hatten.

Im Frühjahre 1848 entdeckten einige Glieder des Mormonen-Bataillons zuerst die Goldminen in Californien und eröffneten so der Welt eine unvergleichbare Quelle von Reichthum.

Im Herbste 1848 wurde die Präsidentschaft der Kirche reorganisirt, Brigham Young einstimmig zum Präsidenten der ganzen Kirche erwählt, Heber C. Rimball und Willard Richards ihm als Räthe zur Seite gestellt und ihre Plätze in der Körperschaft der Zwölf Apostel durch andere ausgefüllt. John Smith wurde als Patriarch der Kirche ordinirt.

Im Frühjahre 1849 wurde eine provisorische Regierung gebildet, und eine Staatsverfassung angenommen in einer Convention unter dem Namen: „Der Staat von Deseret." (Deseret ist ein Wort aus der mormonischen Offenbarung, und bedeutet „Honigbiene". S. Buch der Mormonen, pag. 476, edidit John Taylor, Hamburg 1852. Der Bienenstock ist das Wappen der Mormonen; man findet ihn auf ihren Goldmünzen, und auf dem Hausdache des gegenwärtigen Präsidenten.) Ein Delegat wurde an den Congreß gesandt, mit dem Bittgesuch um Aufnahme in die Union.

Im September 1850 passirte eine Bill im Congresse der Vereinigten Staaten, welche den State of Deseret als territoriales Gouvernement von Utah anerkannte. Die Nachricht von diesem Act kam erst im Frühjahre 1851 nach Utah, und erst im Juli 1853 ward ein vollständiger Gerichtshof organisirt. Brigham

Young wurde zum Gouverneur ernannt und versah dieses Amt 4 Jahre lang zur völligen Zufriedenheit der Einwohner, welche seine Wiederernennung ernstlich wünschten.

Wiewohl die County von Natur eine der unfruchtbarsten war, in der je Menschen wohnten, so daß nach dem Dafürhalten des verstorbenen Capitän Gunnison von den topographischen Ingenieurs der Vereinigten Staaten, nicht ein Acre von 21,000 bewässert ist, und kaum ein Baum oder Gestrüpp unter der Schneelinie ohne Bewässerung zum Wachsen gebracht werden kann, so hat doch keine Colonie überraschendere und gleichmäßigere Fortschritte gemacht.

Die Niederlassungen wurden in der ganzen Breite des Territoriums von Nord nach Süd 350 Meilen weit, wo man nur immer Wasser zur Bewässerung der Erde haben kann, ausgedehnt. Das Territorium hat etwa 50,000 Einwohner, welche fast ausschließlich der Secte angehören. Es arbeiten daselbst beinahe 100 Sägemühlen und 40 Kohlenmühlen, und unter den öffentlichen Gebäuden befindet sich das Deseret-Staatshaus, welches fünf Jahre lang Sitz der Legislatur war, das Utah-Territorialhaus in Fillmore City, der Tabernakel der großen Salzseestadt, ein Gebäude von 126 bei 64 Fuß und ohne Säulen gewölbt. 24 gute Schulhäuser befinden sich in dieser Stadt, gewöhnlich 20 bei 30 Fuß, und alle gut ausgeführt. Alle naheliegenden Orte im Territorium sind mit ähnlichen Schulanstalten versehen.

Die Arbeit, die auf Gräbenziehen und Vorkehrungen zum Bewässern verwendet wird, lohnt sich weit besser als das mühevolle Aushauen der Farms mit schwerem Bauholz in den Staaten. Guter Weizen, Korn und Gemüse werden bei sorgfältiger Bewässerung in großem Ueberflusse erzeugt.

Am 11. März 1854 starb Dr. Willard Richards in der großen Salzseestadt an der Wassersucht. Am 6. April wurde Jedidjah M. Grant als Rathsherr an seiner Statt gewählt.

Am 23. Mai starb der Patriarch John Smith in der großen Salzseestadt.

Die Kirche hat gegen 95 Missionäre in Europa, dieselbe Anzahl in Asien, Afrika und auf den Pacific-Inseln und außerdem noch eine Zahl eingeborner Aeltesten in den verschiedenen Arbeitsfeldern; eine beträchtliche Anzahl von Heiligen sind durch

die Vereinigten Staaten und britischen Provinzen hin zerstreut. Die „Deseret-Nachrichten", vom Aeltesten Albert Carrington herausgegeben, erscheinen in der großen Salzseestadt wöchentlich in 4000 Exemplaren. Eine wöchentliche Zeitung erscheint in St. Louis, Miss. vom Aeltesten Erastus Snow; eine zweite in der Stadt Newyork vom Aeltesten John Taylor. Eine Wochenschrift, die in Liverpool in England vom Aeltesten F. D. Richards herausgegeben wird, setzt wöchentlich 22,000 Exemplare ab. Eine andere Wochenschrift kommt in Swansea, Süd-Wales, unter dem Namen des „Udgorn Seion" in wälscher Sprache vom Aeltesten Dan Jones heraus. Ein periodisches Blatt „Scandinaviens Stierne" genannt, erscheint in dänischer Sprache zu Kopenhagen. Eine periodische Schrift erscheint in der Schweiz in französischer Sprache und wird vom Aeltesten T. B. H. Stenhouse herausgegeben. Das Mormonenbuch wurde in die wälsche, dänische, französische, deutsche und italienische Sprache übersetzt. Dieses Werk machte bedeutende Fortschritte in Schweden und Norwegen, obgleich die Regierung Alles aufbot, es zu unterdrücken; langsamer war der Erfolg in Frankreich, Deutschland und Italien, woran vorzüglich die Hindernisse von Seiten der Obrigkeit Schuld tragen.

In Dänemark und der Schweiz war der Erfolg ein weit günstigerer. Auf den Sandwich-Inseln wurden bedeutende Fortschritte gemacht, indem an 5000 Personen die Taufe erhielten. Das Mormonen-Buch wurde ins Hawaijanische übersetzt, und daselbst eine Buchdruckerei zum Zwecke der Veröffentlichung des Buches der Mormonen und der Herausgabe einer periodischen Zeitschrift angekauft.

Die Missionäre auf den Gesellschafts-Inseln erfreuten sich eines guten Erfolgs, bis die französische Regierung, mit dem Schwerte in der Hand, das Ausrottungssystem des Pöbels in den Vereinigten Staaten adoptirte.

Missionäre errichteten mehrere Zweige und eine periodische Zeitschrift in Australien; Zweige wurden ferner errichtet in Südafrika, Gibraltar, Malta, sowie unter der Armee und Flotte der Alliirten in der Krim; einige Zweige wurden ferner in Indien gegründet

und es erschien eine Monatsschrift zu Madras, wo aber nur sehr schwache Erfolge erzielt wurden.

Von Dänemark wanderten 1000 Heilige in das Utah-Territorium aus, und in dieser Jahreszeit wird eine weitere Auswanderung erwartet. Die Zahl der Kirchenmitglieder ist unbekannt, die Mormonen geben sie auf 480,000 an.

Eine Compagnie zum Schutze der einwandernden Heiligen trat bald ins Leben. Sie heißt die „Beständige Auswanderungs-Actien-Compagnie", hat ein Capital von 250,000 Doll., ist mit so guten Einrichtungen versehen, daß sie beständig zunimmt und leistet den auswandernden Heiligen Hülfe durch Vorstreckung von Geldern, die erst nach ihrer Ansiedelung zurückzuerstatten sind.

Das Glaubensbekenntniß der Mormonen lautet wie folgt:

„Wir glauben an Gott den ewigen Vater, und seinen Sohn Jesus Christus und an den heiligen Geist.

Wir glauben, daß die Menschen für ihre eigenen Sünden und nicht für die Uebertretung Adams bestraft werden.

Wir glauben, daß durch Christi Genugthuung alle Menschen selig werden können im Gehorsam gegen die Gesetze und Vorschriften des Evangeliums.

Wir glauben, daß diese Vorschriften sind: 1) Glauben an den Herrn Jesus Christus, 2) Buße, 3) Taufe mit Untertauchen zur Vergebung der Sünden, 4) Handauflegung zur Verleihung des heiligen Geistes.

Wir glauben, daß Einer ein Mann Gottes genannt werden muß „durch die Gabe der Weissagung und Auflegung der Hände", durch die, welche im Rechte sind, das Evangelium zu predigen und in dessen Vorschriften zu administriren.

Wir glauben an dieselbe Verfassung, welche zur Zeit der ersten Kirche existirte, nämlich: Apostel, Propheten, Pastoren, Lehrer, Evangelisten u. s. w.

Wir glauben an die Gaben der Sprachen, des Wahrsagens, der Offenbarung, der Geschichte, der Krankenheilung, der Auslegung der Sprachen u. s. w.

Wir glauben, daß die Bibel, in so weit als sie richtig übersetzt ist, Gottes Wort ist; wir glauben ferner auch, daß das Buch der Mormonen das Wort Gottes ist.

Wir glauben Alles, was Gott geoffenbart hat, Alles, was er gegenwärtig offenbart, und wir glauben, daß er noch immer viele große und wichtige Dinge, die zum Reiche Gottes gehören, offenbaren will.

Wir glauben an die buchstäbliche Sammlung Israels und an die Wiederherstellung der zehn Stämme. Wir glauben, daß Zion auf diesem Continente erbaut wird, daß Christus persönlich über die Erde herrschen wird, und daß die Erde erneuert werden und ihre paradiesische Herrlichkeit erhalten wird.

Wir beanspruchen das Recht, den allmächtigen Gott nach den maßgebenden Aussprüchen unseres Gewissens verehren zu dürfen, und gestehen allen Menschen dasselbe Recht zu, mögen sie anbeten wie, wann oder was sie wollen.

Wir glauben Königen, Präsidenten, Leitern und Magistraten unterworfen zu sein in dem Gehorsam, der Ehrfurcht und Aufrechthaltung der Gesetze.

Wir glauben, daß wir rechtlich, wahrhaftig, keusch, mildthätig und tugendhaft sein müssen und allen Menschen Gutes zu erweisen haben; kurz wir können sagen, daß wir der Ermahnung Pauli folgen: „Wir glauben alle Dinge, wir hoffen alle Dinge." Wir haben Manches erduldet und hoffen stark genug zu sein, alle Dinge zu ertragen. So irgend Etwas ist tugendhaft, liebenswürdig, von gutem Rufe, oder preiswürdig, so streben wir nach Diesem.

Wir glauben ferner an die patriarchalische Ordnung in der Ehe."

Die Grundlage zu einem Tempel, 193 Fuß lang und 125 Fuß breit, wurde in dieser Stadt gelegt, und am 18. Februar 1855 wurde John Smith, der Sohn des Patriarchen Hyrum Smith, des Märtyrers, zum Patriarchen der Kirche ordinirt.

Anhang zur Lebensgeschichte des Präsidenten Joseph Smith;

seine Gefangenschaft enthaltend.

Times und Season Nr. 14, 5. Band, Seite 192.
Stadt Nauvoo, Ill. 1. August 1844. Von dem Nauvoo Nachbar.

Zwei Minuten im Gefängnisse.

Die nachstehenden Vorfälle ereigneten sich vielleicht innerhalb drei Minuten, ich glaube aber, während der Dauer von nur zwei. Ich habe sie zum Besten mancher Freunde niedergeschrieben.

Carthago, den 27. Juni 1844.

Ein Hagel von Flintenkugeln prallte die Stiege herauf, gegen das Gefängnißthor im zweiten Stock, von vielen raschen Fußtritten begleitet, während die Generale Joseph und Hyrum Smith, Herr Taylor und ich, welche im Vorderzimmer waren, unsere Zimmerthür gegen den Eingang an der Spitze der Stiege schlossen und uns selbst gegen dieselbe stemmten, weil die Thüre kein Schloß und keinen brauchbaren Thürhaken hatte. Die Thür ist eine gewöhnliche mit vier Feldern, und sobald wir den Vorgang auf der obersten Stiege hörten, flog eine Kugel durch die Thür und sauste zwischen uns durch, anzeigend, daß unsere Feinde vor Nichts zurückbebten, und daß wir unsere Stellung zu ändern hätten. General Joseph Smith, Herr Taylor und ich sprangen in den vorderen Theil des Zimmers zurück und General Smith zog sich in das Zimmer zurück, jedoch gerade der Thür gegenüber. Eine Kugel wurde durch die Thür geschossen und traf Hyrum seitwärts an der Nase, so daß er rückwärts hinstürzte, in ganzer Länge ausgestreckt lag und keinen Fuß bewegte. Aus den Löchern in seiner Weste, Beinkleidern, Unterhosen und Hemd geht hervor, daß eine Kugel von Außen durch das Fenster abgeschickt war, welche in seinen Rücken an der rechten Seite drang und, beim Durchgehen an seiner Uhr in der rechten Westentasche anprallend, das Glas und Zifferblatt buchstäblich zu Pulver zerbröckelte, die Zeiger abriß und die ganze Uhr zerdrückte, und zwar mußte dies in demselben Augenblicke geschehen sein, wo die durch die Thür kommende Kugel in seine Nase drang. Zu Boden stürzend, rief er mit Nachdruck aus: Ich bin getödtet. Joseph blickte ihn an, antwortend: O lieber Bruder Hyrum, öffnete die Thür zwei bis drei Zoll weit mit der Linken und feuerte auf's Gerathewohl eine sechsläufige Pistole ab. Von da her streifte eine Kugel Hyrums Brust, fuhr in seinen Hals und

drang in seinen Kopf, während andere Gewehre auf ihn gerichtet wurden, und einige Kugeln ihn auch trafen. Joseph fuhr fort, seinen Revolver erhaschend, um die Verkleidung der Thür herum in den Raum, wie er vorher gethan hatte, zu schießen. Drei Flintenläufe versagten das Feuer. Während dessen stand Herr Taylor mit einem Gehstock an seiner Seite, und wehrte die Bajonette und Flinten ab, welche ununterbrochen durch den Thorweg drangen. Ich stand unterdessen bei ihm, bereit ihm mit einem andern Stocke Beistand zu leisten, konnte aber nicht bis zur Stoßweite vordringen, ohne geradezu der Oeffnung der Gewehre gegenüber zu kommen. Als der Revolver seine Dienste versagte, hatten wir keine weiteren Schießgewehre, sondern erwarteten einen plötzlichen Anlauf des Pöbels. Der Thorweg war voll von Schießgewehren, ja, sie waren bereits halbwegs im Zimmer, so daß keine Hoffnung mehr da war, und augenblicklicher Tod uns bevorzustehen schien. Herr Taylor stürzte in das Fenster, das an 15 bis 20 Fuß vom Boden entfernt war. Als sein Körper beinahe im Gleichgewichte war, traf eine Kugel von innen sein Bein, und eine von außen die Uhr in seiner Westentasche nahe an der linken Brustseite und drückte sie in Stücke, wobei die Zeiger auf 5 Uhr 16 Minuten 26 Secunden stehen blieben. Die Macht dieser Kugel warf ihn zu Boden, er rollte unter das Bett, welches an seiner Seite stand, und blieb hier bewegungslos liegen. Die Rotte fuhr fort, auf ihn zu feuern und trennte ein Stück Fleisch, eine Mannshand groß, von seiner linken Hüfte. Sie fuhren fort, ihre Gewehre im Zimmer zu ergreifen, wahrscheinlich mit der linken Hand, und ließen deren Inhalt so nahe um uns herum los, daß sie uns beinahe in dem Winkel des Zimmers erreicht hätten, wohin wir uns zurückgezogen hatten. Alsdann begann ich wieder meinen Angriff mit dem Stocke. Joseph versuchte als letztes Rettungsmittel durch dasselbe Fenster zu springen, von welchem Herr Taylor stürzte, als zwei Kugeln von der Thür her ihn durchbohrten, und eine von auswärts in seine rechte Brust drang, so daß er nach Außen fiel und ausrief: O mein Herr, mein Gott! Als seine Füße aus dem Fenster kamen, gerieth mein Kopf unter die Kugeln, die von allen Seiten

her sausten. Hyrum fiel wie todt auf die linke Seite nieder. In demselben Augenblicke erhob sich das Geschrei; Hyrum sprang durch's Fenster und der Pöbel an der Stiege und am Eingange eilte hinaus. Ich zog mich vom Fenster zurück, da ich es nicht für rathsam hielt, hinaus und auf hundert Bajonette zu springen. Ich legte mich auf General Smith's Leib, um zu sehen, ob er wirklich gestorben sei und erst als ich hieran nicht mehr zweifeln konnte, und da ich sah, daß mehr als hundert Mann vor dem Gefängniß standen, die alsbald zu unserem Zimmer zurückkehren würden, stürzte ich mich durch den Eingang, woher das Feuern gekommen war, gegen das Gefängnißthor, um zu sehen, ob die Gefängnißthüren offen seien. Als ich dem Eingange nahe war, schrie Mr. Taylor: Nimm mich mit! Ich setzte meinen Weg schleunigst fort; und da ich alle Thüren aufgeriegelt fand, kehrte ich gleich zurück, nahm Taylor unter meinen Arm und stürzte durch die Stiegen in das Gewölbe oder innere Gefängniß, legte ihn hier auf den Boden, und bedeckte ihn mit einem Bette so, daß man ihn nicht leicht bemerken konnte, weil ich eine unverzügliche Rückkehr des Haufens fürchtete. Ich sagte Mr. Taylor: Es war eine harte Aufgabe, Sie auf den Boden zu legen, wenn aber Ihre Wunden nicht tödtlich sind, so sollte es mich freuen, wenn Sie am Leben blieben, um diese Geschichte zu erzählen. Ich befürchtete den nächsten Augenblick niedergeschossen zu werden, und stand vor dem Thore, den Anfall erwartend.

Willard Richard,
Apostel der Mormonen-Kirche.

Bis hierher folgten wir dem uns von dem Apostel Geo. A. Smith, einem nahen Verwandten des Stifters des Mormonenthums und „Geschichtsschreiber der Kirche Jesu Christi und der Heiligen des letzten Tages" mitgetheilten Berichte. In Folgendem erlauben wir uns einige andere Notizen hinzuzufügen, die ein etwas näheres Licht auf einige specielle Punkte der so interessanten Geschichte dieser Secte werfen mögen.

Bericht über die Ansiedlung der Mormonen in Utah. Mir übergeben aus dem Bureau des Präs. Br. Young.

Anfangs im April 1847 verließ der Präsident Brigham Young in Gesellschaft von 142 Heiligen des letzten Tages (gewöhnlich Mormonen genannt) die Winterquartiere (jetzt Florenz genannt) am rechten Missouri-Ufer, um eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo sie und ihre Brüder weit von denen entfernt wären, welche sie ihres Religionsbekenntnisses halber so lange und hartnäckig verfolgt hatten, und wo sie den Anforderungen, welche der Gott Israels an sie stellt, nachkommen könnten.

Am 24. Juli desselben Jahres langte die Gesellschaft an dem Platze an, wo jetzt die große Salzseestadt steht, schlug daselbst ihr Lager auf, und fing sogleich an zu pflügen, zu bewässern, zu pflanzen, ein großes Fort auszumessen und zu bauen und andere Vorarbeiten zu einer nachfolgenden Einwanderung und gegen den heranrückenden Winter zu unternehmen und zwar an einem Platze, der einige Tausend Meilen von der nächsten Ansiedlung entfernt liegt.

Anfangs September kehrte Präsident Young und eine große Abtheilung der Pioniergesellschaft nach den Winterquartieren zurück, um ihre Familie zu besuchen und trafen am Big-Sandyflusse, der in den Green River fließt, den ersten Zug der Heiligen, welche der Bahn der Pioniere folgten. Mehr als 3000 Männer, Weiber und Kinder kamen in diesem Herbste an, und vollendeten das kurz vorher projectirte Fort, in dem sie bis zum Herbst 1848 ihre Wohnsitze aufschlugen, wo bei der Zurückkunft des Präsidenten Young und einer großen Anzahl anderer Heiligen, die Erlaubniß, auf Stadtbauplätzen zu bauen ertheilt ward, weil man die Ansiedlung für stark genug erachtete, um einem Angriffe der Indianer erfolgreichen Widerstand entgegensetzen zu können.

Am 9. September 1850 wurde das Utahterritorium durch den Congreß organisirt, und 1851 Fillmore, die Hauptstadt von Utah auf dem linken Ufer des Chalk Creek, nahe bei dem Mittelpunkte des Territoriums errichtet. Seit der Zeit dehnten sich die Ansiedlungen vom 37. Grade nördlicher Breite bis zum 42. aus, und sind an den breitesten Strecken über 80 Meilen breit.

So weit uns bekannt ist, wurde keine Gegend bei so viel

Hindernissen mit solchem Erfolge colonisirt. Ein Volk, ungesetzlich aus seinen Heimstätten vertrieben, führt die wenigen Lebensmittel und Geräthschaften, welche es auftreiben und transportiren kann, mit sich, nimmt seinen Weg durch eine weite und meistens ungebahnte Ebene, läßt sich nieder in einer Gegend von himmelhohen Gebirgen und dürren Ebenen, fern von den Stätten der Civilisation, und baut innerhalb weniger Jahre umfangreiche Städte, legt ausgebreitete Colonien an, führt bequeme Staats- und Privatgebäude auf, setzt Mühlen und verschiedene Maschinen in Thätigkeit, pflanzt Obstgärten und Weinberge, und richtet überhaupt seine Arbeiten so weise, so industriös und so erfolgreich ein, daß es während einer verhältnißmäßig sehr kurzen Periode in den Stand gesetzt ist, rein aus sich selbst fast jedes Bedürfniß der civilisirten Welt zu befriedigen. Und zwar geschah dies Alles in einer Gegend, wo, wie wir glauben, kein gebildetes Volk lange sich aufzuhalten Lust gehabt haben würde, selbst wenn es die Besitzung geschenkt erhalten hätte.

Die politische Organisirung Utah's ist dieselbe wie in anderen Territorien der Vereinigten Staaten, und in den executiven gesetzgebenden und richterlichen Zweig eingetheilt. Der Gouverneur, ein Haupt- und zwei Nebenrichter, ein Secretär, Districtsadvocat und ein Marschall werden vom Präsidenten der Vereinigten Staaten ernannt; die Glieder des gesetzgebenden Körpers werden von dem Volke gewählt, jedoch hat der Gouverneur das Recht, nach seinem Gutdünken gegen die Beschlüsse dieses Körpers sein Veto einzulegen.

Die Organisation der Kirche Jesu Christi der Heiligen des letzten Tages ist in genauer Uebereinstimmung mit dem Muster, welches der Heiland während seines Wandels auf Erden aufstellte und in unsern Tagen an Joseph Smith wiederum offenbarte, nämlich mit Aposteln, Propheten, Evangelisten, Pastoren, Lehrern, Gaben, Hülfsmitteln, Herrschaften, und andern daraus erfolgenden Beigaben, die zu einer vollkommenen Organisirung zum Behufe der Seligmachung aller derer nothwendig sind, welche dem himmlischen Reiche unseres Gottes Gehorsam leisten.

In den niedern Thälern der südlichen Theile des Territoriums können Baumwolle und Tropenfrüchte gewonnen werden, und die

gewöhnlichen Arten von Getreide, Früchten und Gemüsen in vielen Gegenden selbst unter den höheren Breitengraden. An allen Plätzen sind die zum Pflügen geeigneten Strecken verhältnißmäßig gering, denn abgesehen von Bergen, unfruchtbaren Hügeln, Wüsteneien und Alkaliboden ist der Boden an vielen Plätzen, die an Wasser keinen Mangel leiden, für die Cultur nicht passend, und an andern wieder fehlt Wasser, so daß ohne Bewässerung keine Ernten gewonnen werden können.

Pferde, Weidevieh, Schafe, und andere Arten von Viehstand werden mit Erfolg gezogen, jedoch ist das Ergebniß der Sommerweide und der Futtervorrath für den Winter gleichfalls durch manche der Beschränkungen, welche bereits in Bezug auf ackerfähiges Land angeführt wurden, sehr begränzt.

In den Berichten, die wir bisher dem Leser vorgeführt, sind vorzugsweise die Lichtseiten des Mormonenthums hervorgekehrt und ist, wie es sich ja von mormonischen Berichterstattern erwarten läßt, vor Allem der Fleiß, ihre Genügsamkeit, ihre für ihren Glauben bewiesene Aufopferung hervorgehoben. Diese Eigenschaften, wie bemerkenswerth sie auch sein mögen, dürfen uns indeß nicht blenden gegen die vielen, ja wir dürfen wohl sagen weit überwiegenden Fehler und Makel, die der neuen Religion anhaften. Wir nennen unter diesen zuerst den Glauben an die fortdauernde Offenbarung, einen Glauben, der willen- und widerstandlos die Heiligen des jüngsten Tages den Befehlen und Worten eines Mannes unterthan macht, der sich für inspirirt, für einen Propheten erklärt. Wir nennen unter diesen die allerdings nicht in ihren Glaubensartikeln erwähnten aber nichtsdestoweniger bei ihnen verbreiteten gotteslästerlichen Lehren, welche die Ewigkeit und Unkörperlichkeit Gottes anzweifeln.*) Wir nennen aber vor-

*) Dem „Deseret Almanach" d. J. 1852 u. 1853 entnehmen wir nach der Zeitschrift „Unsere Zeit" Bd. 2, S. 379 (Leipzig 1858) beispielsweise folgende Stellen: „Der folgende Fixstern muß Tamen sein, die Welt des Vollkommenen, wo Gott die Werke seines Vaters verrichtet hat, von denen in der Offenbarung Johannis die Rede ist;" — oder „Gott war verheirathet, oder wie hätte er sonst gesetzmäßig seinen Sohn Jesus Christus erzeugen und das Werk seines Vaters verrichten können?"

In Betreff der Körperlichkeit Gottes verweise ich auf das Buch der

züglich die Vielweiberei als einen solchen Makel, der schon hinreichen würde, um uns das Mormonenthum als einen beklagenswerthen Rückschritt in der Geschichte erscheinen lassen zu müssen. Es läßt sich nicht leugnen, daß manches einzelne Gute im Gefolge der Vielweiberei in das Territorium eingezogen ist, daß z. B. Prostitution und Ehebruch in Utah fast unerhört sind; aber im Ganzen und Großen ist doch der depravirende Einfluß, den die Vielweiberei ausübt, ein allzugroßer, als daß er durch solche Vortheile ersetzt werden könnte. Zum Beweise, welch ungeheure Dimensionen die Polygamie in Utah angenommen hat, möge folgende den statistischen Tabellen entnommene Uebersicht dienen. Im Jahre 1858 gab es:

Ehemänner	mit 7 und mehr	Frauen	387
„	„ 5 „ „	„	730
„	„ 4	„	1100
„	„ 2 oder 3	„	1400
		Summa	3617

Seit dieser Zeit soll aber die Zahl der polygamischen Ehen noch bedeutend zugenommen haben.

Es ist dies ja auch um so weniger zu verwundern, da die Mormonen aus der Polygamie eine religiöse Pflicht machen und zu den höheren Kirchenämtern keinem Monogamisten den Zutritt gönnen. Ja, nicht zufrieden mit der gewöhnlichen polygamischen Ehe, haben sie noch vier Arten von Procurations-Ehen, nämlich: 1) „durch verherrlichende Stellvertretung", wenn Jemand einer Wittwe so lange die ehelichen Pflichten erfüllt, bis sie einer Nachkommenschaft theilhaftig geworden, damit das Kind dem ersten Manne im Jenseits gut geschrieben werde; 2) durch „rückwirkende Stellvertretung", wenn sich Frauen mit verstorbenen heiligen Personen verheirathen wollen (z. B. mit biblischen Erzvätern), deren eheliche Pflichten ein lebender Heiliger übernimmt; 3) durch „ernannte Stellvertretung", wenn z. B. ein Mormonenmissionär sich außer Landes begiebt, und seine Frau einem Anderen überläßt, damit auch während seiner Abwesenheit

Mormonen, z. B. Buch Esher 1. Cap., Vers 16, Seite 480 der deutschen Ausgabe.

die Familie sich vermehre; 4) durch „erlösende Stellvertretung“, wenn nämlich Jemand sich der Seele eines als Junggesellen verstorbenen und deßhalb in einer Art Fegefeuer schmachtenden Mannes erbarmt und ihn durch eine in seinem Namen geschlossene Heirath, wobei sämmtliche Kinder dem Verstorbenen zufallen, erlöst. — Etwas ganz Anderes ist das Ansiegeln; dies ist eine mystisch-platonische Heirath für das Jenseits, welche eine Frau, vielleicht ohne daß der Beglückte es weiß, oder ein Paar gegenseitig gelobt und beschließt. Uebrigens darf Niemand eine zweite Frau nehmen ohne besondere Ermächtigung des Oberhauptes: erhält er diese, so müssen die Eltern der neuen Braut und muß diese selbst einwilligen. Zuletzt wird auch die ältere Ehefrau befragt, und verweigert sie ihr Jawort, so kommt die Sache an das Oberhaupt der Kirche zurück, von welchem diese Einsprache geprüft und zuletzt endgültig entschieden wird, ob die neue Ehe vollzogen werden soll oder nicht. Jedenfalls ist trotz aller dieser Beschränkungen, trotz der Bestimmungen, daß der Ehemann seinen Frauen abwechselnd die eheliche Pflicht zu erfüllen hatte u. s. w., die Vielweiberei etwas in hohem Maße demoralisirendes und wird, wie gesagt, immer ein Schandfleck sein, der viele achtungs- und anerkennungswerthe Seiten der Mormonen zu verdunkeln im Stande ist. Sie selbst rechtfertigen sie aus dem Princip, daß nicht eher die auch von ihnen erwartete Messiaszeit kommen werde, als bis die bestimmte Anzahl Seelen hier auf Erden gewandelt, weßhalb es also für Jedermann Pflicht ist, die Zahl der Erdbewohner möglichst zu vermehren.

Wir fügen in einer Note*) die Beschreibung von Utah aus

*) Entlehnt aus der illustrirten Geographie von Nord- und Südamerika, nach den neuesten besten Quellen bearbeitet von Wilh. Rapp. Philadelphia. John Whig. 1857. Seite 236:

„Utah, ursprünglich ein Theil Ober-Californiens, kam durch den Friedensschluß im Jahre 1848 von Mexiko an die Vereinigten Staaten und wurde 1850 zu einem besondern Territorium organisirt. Es grenzt im Norden an Oregon, im Osten an das Indianer-Territorium und New-Mexiko, im Süden an New-Mexiko, im Westen an Californien und liegt zwischen 37° und 42° nördlicher Breite und 106° und 120° westlicher Länge; sein Flächeninhalt beträgt 187,923 Quadratmeilen. Das Land ist der nördliche Theil des großen Bassins von Ober-Californien, des sogenannten

einem geographischen Werke bei und erlauben uns noch einige Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand und die neueste Geschichte der Mormonen hinzuzufügen.

Fremont-Bassins, das sich zwischen der Sierra-Nevada und den Felsengebirgen hinzieht. Dieses zwischen 4 und 5000 Fuß hohe Bassin ist überall von Gebirgen eingeschlossen, wie überhaupt der Gebirgscharakter daselbst vorherrschend ist und nur mit hohen Ebenen abwechselt. Die das Bassin umschließenden Gebirge sind: im Westen die Sierra-Nevada, im Norden die blauen Berge von Oregon, im Osten die Wahsatch und Timpanogos-Ketten. (Die Wahsatch-Berge heben sich 4 bis 7000 Fuß über die Thäler und haben zum Theil ewigen Schnee.)

Im Süden wird das Bassin durch eine noch namenlose Gebirgskette abgeschlossen. Auch das Innere des Bassins wird von Gebirgen durchzogen. Die Gebirgs- und Thalregionen sind zum Theil sehr fruchtbar, die Ebenen dagegen verdienen den Namen der Wüste.

Nordöstlich vom Mittelpunkte des Territoriums liegt der große Salzsee, 70 Meilen lang, 30 Meilen breit, ohne einen sichtbaren Abfluß. Das Wasser ist so salzig, daß kein lebendes Wesen darin existiren kann.

25 Meilen südlich vom Salzsee liegt der durch den Jordanfluß mit ihm verbundene Utah-See, 35 Meilen lang, mit süßem Wasser. Beide Seen liegen 4200—4500 Fuß über dem Meere. Weitere Seen sind: der Pyramid, Nicollet, Mud, Carson's, Walker's, Humboldt's See.

Diese Seen haben keinen Ausfluß, sondern vermindern die Wassermenge, die ihnen von den Gebirgswassern zugeführt wird, nur durch Ausdünstung.

Da das Fremont-Bassin durch Gebirge förmlich abgeschlossen ist, so ergießen sich seine Flüsse nicht in den Ocean, sondern in die inneren Seen oder verlieren sich im Sande. Der wichtigste ist der Humboldt, der sich nach einem südwestlichen Laufe von 300 Meilen in den gleichnamigen See ergießt. Weiter der Nicollet, der nach Westen strömt und in den Nicollet-See mündet; der von Oregon kommende Bear-River, Hauptzufluß des Salzsee's; der Colorado, der in südwestlicher Richtung nach New-Mexico u. s. w. fließt, u. s. w. — Nur der kleinere Theil Utah's ist der Cultur fähig, und auch die fruchtbaren Gegenden, die Thäler und Gebirgsabhänge, bedürfen der Bewässerung. Die hauptsächlichsten Culturdistricte sind die Thäler des Bear, des Salzsees, des Utah, Yuab, South, Sevier und Land Pitch. Am besten gedeihen hier die gewöhnlichen Getreide- und Gemüsearten der mittleren Staaten und eine vortreffliche Grasart. Bedeutende Wälder giebt es nur in den Gebirgsgegenden, sie bestehen meist aus Fichten und Kiefern. Unter den wenigen dort einheimischen Thieren sind zu erwähnen: Elenn, Hirsche, Antilopen, Grizzly-Bären, Bergschafe, Füchse, Wölfe; an den Seen Wasservögel;

Das Land erzeugt ohne menschlichen Fleiß nicht sonderlich viel, sondern nur durch die äußerste Ausdauer und die härteste Arbeit sind die Einwohner in den Stand gesetzt, soviel Lebens-

---

in den Bergströmen Salmen. Das Klima hat im Allgemeinen viele Aehnlichkeit mit dem der großen tartarischen Ebenen in Asien. Der Sommer ist heiß und trocken, jedoch mit kühlem Morgen und Abend, der Winter mild und in den Thälern fällt der Schnee selten über einige Zoll tief. Herbst und Frühling sind zwar mild, jedoch zu häufigem und schnellem Wechsel ausgesetzt; Reif fällt im Utahthale bis Ende Mai und dann wieder von Anfang August an. Regen ist selten, tritt er aber ein, so ist er sehr heftig und geht oft in Hagel über.

Die Bevölkerung besteht hauptsächlich aus Mormonen, die sich im Jahre 1847 nach ihrer Vertreibung aus Missouri und Illinois daselbst ansiedelten, und durch das Herbeiströmen von Glaubensgenossen aus den Vereinigten Staaten und Europa sich rasch vermehrten. Orson Pratt, einer ihrer Würdenträger, schlägt ihre Zahl im Jahre 1853 auf 30—35,000 an; daneben zählte der Census von 1850 200 Farbige und 26 Sklaven. Auch mehrere, ganz rohe und entartete Indianerstämme wohnen in dem Territorium. Hauptbeschäftigung der Mormonen ist der Ackerbau: im Jahre 1850 waren bereits 926 Farmen vorhanden, auf denen Weizen, Roggen, indianisches Korn, Hafer, Gerste, Buchweizen, irische und süße Kartoffeln und Gemüse producirt wurden, außerdem Wolle, etwas Tabak, Käse, Butter, Wachs u. s. w. Auch der Viehstand war schon damals bedeutend. Bei der großen Entfernung von der civilisirten Welt und den hohen Transportkosten sind die Mormonen auch im Manufacturwesen auf sich selbst angewiesen, die Fabrikation von Mehl und wohlfeilen Kleidungsstoffen ist schon jetzt bedeutend. Der Handel beschränkt sich bis jetzt auf den Verkehr mit den Emigranten, die über Land nach Californien gehen. Große Aufmerksamkeit wird dem Schulwesen gewidmet, überall werden Schulhäuser errichtet und auch die Gründung einer Universität steht in Aussicht. Die Religion der Mormonen ist hinlänglich bekannt; im Jahre 1850 hatten sie 9 Kirchen, in der Salzseestadt wird ein großer Tempel gebaut. —

Die Verfassung ist wie in den andern organisirten Territorien.

(Die Mormonen selbst nennen ihr Land den „Staat Deseret.")

Ortschaften: Die Salzseestadt, 22 Meilen südlich vom Salzsee, 4200 Fuß über dem Meere, schön gebaut, mit einem Theater und dem bald vollendeten Tempel. Die Berge im Osten der Stadt sind mit ewigem Schnee bedeckt. Gesundes Klima, fruchtbarer Boden, Einwohnerzahl im Jahre 1853 ungefähr 10,000.

Andere Mormonenansiedelungen, die sich meist am Fuße der Wahsatchberge hinziehen, sind Brownsville, Ogden, Fillmore, Sitz der Territorialbehörden, u. s. w."

mittel zu gewinnen, wie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse nothwendig sind. Die Mormonen trachteten hauptsächlich darnach, eine gänzlich unabhängige Stellung sich zu verschaffen, und errichteten deßhalb, um möglichst wenig der Außenwelt zu bedürfen, in ihrem eigenen Staate mehrere Fabriken, in denen sie jetzt Leder, Wollenstoffe, Pistolen, Messerschmiedwaaren, u. s. w. u. s. w. verfertigen.

Brigham Young steht bei den Mormonen in größter Achtung und Verehrung und wird als Gebieter und als Quelle aller Gesetzgebung im Territorium betrachtet. Sein Wille wird als Gesetz ohne Zaudern vollzogen. Seine Feinde behaupten, daß er Indianerstämme öfters zu zahlreichen Ermordungen von Einwanderern angestiftet habe, eine Behauptung, für die wir jedoch nicht einstehen wollen.

Die Einwohnerzahl von Great Salt Lake City beträgt zwischen 13—15,000, von denen nur wenige, meistens Amerikaner, nicht zur Secte gehören. 5 Israeliten befinden sich hier, von welchen 2 sich zur Secte bekennen, die anderen 3 sind Kaufleute und machen hier sehr gute Geschäfte. Im Allgemeinen ist jedoch wenig Handel in der Stadt, da die meisten Einwohner sich mit Ackerbau beschäftigen.

Wie wir bereits erwähnten, ist die Stadt die Hauptstadt des Utah-Territoriums mit dem Wohnsitze des Gouverneurs und einem sehr schönen Courthaus. Sie erstreckt sich zwei Meilen in der Länge, und ebensoviel in der Breite. Die Häuser sind sehr schön und meistens von Gärten und Bäumen umgeben. Sie ist in 45 Straßen eingetheilt, an deren beiden Seiten Wasserrinnen hinlaufen, um den Schmutz wegzuschaffen. Sie zerfällt in 20 Wards; über jeder derselben steht ein Bischof, und in jeder ist eine öffentliche Schule. Alle Schulhäuser sind in demselben Style gebaut. Die Luft ist sehr gesund. Der Sommer ist im Allgemeinen sehr warm mit wenigen regnerischen Tagen. Der an Schnee sehr reiche Winter dauert ungefähr 3 Monate. Es giebt hier 2 Theater, ein großes und ein kleines; ein drittes, das sehr schön und großartig wird, ist im Bau begriffen. Zwei Zeitungen erscheinen wöchentlich, eine politische und eine kirchliche, welche

Blätter aber während meiner Anwesenheit wegen Mangels an Papier nicht erscheinen konnten.

Zwei Meilen südöstlich von der Stadt befindet sich eine warme Schwefelquelle. Ehe man zu ihr gelangt, läßt man an der rechten Seite Gebirge liegen, von denen eine warme Luft herströmt, so daß vermuthet wird, sie seien vulkanisch. Am 19. Juli Morgens besuchte ich die Quelle und badete in ihr. Man hat die Quelle ganz so gelassen, wie die Natur sie geschaffen, ohne Bedeckung, ohne irgend welche Verzierung. Dieselbe reicht nur bis zum Knie, hat aber gegen 100 Fuß im Umfang, so daß sich daselbst sehr viele Menschen zur selben Zeit baden können. Die Wärme des Wassers beträgt 30 Grad Fahrenheit. Am Boden liegen schöne kleine Steinchen. Das Wasser ist sehr klar, zum Baden sehr gesund und strömt mit großer Kraft aus einem Berge hervor, und zwar aus einer Oeffnung, welche sehr weit ist und wie ein Rohr aussieht. Zwei Meilen weiter befindet sich eine andere Quelle, deren Wasser so heiß ist, daß man Eier in ihm kochen kann. Auch giebt es in der Umgebung noch verschiedene andere Mineralquellen. Von der erst erwähnten Quelle hat man das Wasser in die Stadt geleitet und daselbst eine Badeanstalt errichtet.

Fünfzehn Meilen westlich von der Stadt liegt der Salt Lake, 80 Meilen lang und 40 Meilen breit. In der Mitte desselben ist ein Strudel. Der See verdient seinen Namen vollkommen, denn sein Wasser ist so salzig, daß sich kein einziges lebendes Wesen im See befindet, und daß man aus 3 Faß Wasser eine Tonne Salz aussiedet. Der See hat einige Inseln, welche fruchtbar und mit schönen Gärten geziert sind und welche, wunderbar genug, gutes Quellwasser haben. Auf ihnen befinden sich viele Gänse und anderes Geflügel. Die ganze Umgebung des Sees ist wegen Wassermangels unfruchtbar. Man hat in letzterer Zeit durch Maschinen hier gegen 3000 Acres Land bewässert, welches dadurch sich sehr fruchtbar erwies.

Die Zahl der Mormonen in diesem Territorium beläuft sich auf 70 bis 80,000. Ihr Gebiet erstreckt sich von der Salzseestadt aus nach Süden an 330 Meilen, nach Norden an 100 Meilen.

Der jüngste Krieg gegen die Mormonen.

Im Jahre 1857 wurde im Congreß zu Washington der Beschluß gefaßt, die Mormonen vom amerikanischen Boden zu vertilgen. Am 24. Juli 1858 feierten die Mormonen gerade einen großen Festtag, den Gedächtnißtag ihrer Ankunft am Salt Lake, wo sie von ihren Verfolgern Ruhe zu finden geglaubt hatten, als mitten in der Festesfreude sie durch die Hiobspost überrascht wurden, die ihnen zwei als Spione nach Washington gesandte Mormonen brachten, daß nämlich die Regierung 4000 Mann gegen sie ausgerüstet, und bereits abgeschickt habe. Zur selben Zeit lief ein Brief von einem früheren Mormonen aus Port Leavens.. [illegible] Missouri ein, des Inhalts, daß dieses Militair auch einen [illegible]k mit sich führe, um daran den Präsidenten Brigham Young und seine 70 Aeltesten aufzuknüpfen. Auf diese Nachricht hin befahl der Präsident, daß alle um die Stadt herum zerstreuten Mormonen nach Salt Lake City kommen sollten, und daß jeder Waffenfähige sich gegen die Verfolger zu rüsten habe. In Folge dieses Befehls strömten alle Anhänger der Secte nach Salt Lake City zusammen, und selbst Frauen und zwölfjährige Kinder griffen zu den Waffen. Diese bestanden natürlich nur aus Revolvers, Flinten, Säbeln u. s. w., da Kanonen bei ihnen nicht zu finden sind. Die Frauen und Kinder wurden nun in die Gebirge geschickt. Das Fundament des Tempels, das, wie bereits erwähnt, einige Millionen Dollars gekostet, überschütteten sie mit Erde, vergruben alle ihre Schätze und bereiteten sich darauf vor, in dem Augenblicke, wo der Feind an die Stadt heranrücken werde, die Stadt anzuzünden, weil sie den Platz, den ihr Fleiß bebaut und geziert, wie sie ihn gefunden, nämlich als Wüste, verlassen wollten, wenn grausamer Fanatismus ihnen diese Ruhestätte mißgönnte. Auf den Gebirgen, die der Feind zu passiren hatte, warfen sie Schanzen auf, und besetzten sie mit Posten. Das Vereinigte Staaten-Militair rückte bis auf 130 Meilen vor Salt Lake City vor, und schlug hier ein Lager auf. Der General, der ein Freund der Mormonen war, ritt in die Stadt und verlangte für Geld Proviant für seine Leute. Der Präsident erwiderte, sie könnten Alles haben, was sie wollten, wenn sie in Frieden kämen; kämen sie aber als Feinde, so werde er die ganze Stadt und Umgebung in Asche legen, kämpfen, so

lange es möglich sei, und im Falle einer Niederlage mit den Seinen in die Gebirge flüchten. Der General kehrte unverrichteter Sache zu seinem Heere zurück und gab den Befehl, vorzurücken, indem er, um eine günstigere Stellung zu erlangen, seinen Weg durch die nördlichen Gebirge einschlug. Er schickte die Transportwagen und die ganze Bagage, die aus mehr als 72 Wagen bestand, anderthalb Tage voraus. Da aber auch auf diesen Gebirgen die Mormonen Posten aufgestellt hatten, so stellte sich bei deren Ankunft der Commandant dieses Postens mitten auf den Weg, den die Wagen zu passiren hatten, und befahl dem den Transport begleitenden Capitain anzuhalten und alle Wagen auf einen Platz zusammenzubringen; er solle sodann aus denselben herausnehmen, was er wolle, oder brauche, und dann an den Platz zurückkehren, woher er gekommen sei, die Wagen selbst aber stehen lassen, welche verbrannt werden sollten. Der Capitain frug den Wachtcommandanten, woher er die Macht habe, ihm zu befehlen, worauf dieser ihm erwiderte, daß seine Leute zu Tausenden in den Gebirgen und Klüften versteckt lägen. Der in Schrecken gesetzte Capitain ergriff die Flucht, worauf alle Transportwagen von den Mormonen in Brand gesteckt wurden. Durch diese außerordentliche feine Kriegslist (außer 12 Mann Wachtposten war nicht ein Mormone in der Nähe) gelangte das Gespann, an 1300 Stück, in die Hände der Mormonen und wurde nach Salt Lake City geführt. Der feindliche Capitain kehrte zu seinem Heere zurück, und brachte die traurige Nachricht, daß es unmöglich sei, mit den Mormonen Krieg zu führen, theils weil sie zu stark an Zahl wären, theils weil sie überall Vorposten aufgestellt und in allen möglichen Bergschluchten und Höhlen sich versteckt hätten. Diese Nachricht erfüllte den Oberbefehlshaber mit Schrecken, und er sandte sofort einen Boten nach Washington, um dort zu berichten, was er von dem zurückkehrenden Capitain gehört hatte, sowie ferner zu melden, daß er weder Provision noch Bagage mehr habe, und um anzufragen, ob vorwärts oder rückwärts zu marschiren sei. Er erhielt den Bescheid, trotz aller widrigen Umstände vorzurücken. So drang denn das Heer bis zum Haminsfluß vor, wo es 12 Tage sich lagerte, und suchte dann den Fluß entlang zu gehen, um in einer anderen

Richtung nach Salt Lake City zu gelangen, welcher Plan aber gänzlich mißlang. Die Soldaten litten ferner großen Mangel an Salz. Der Präsident der Mormonen sandte ihnen, als er dies erfahren hatte, zwei Wagen voll zum Geschenk, das aber der Oberbefehlshaber zurückwies. Ein Halbindianer kaufte diese Wagenladungen von den Mormonen, um sie wieder für schweres Geld an das Militär zu verkaufen. Als sie daselbst zwölf Tage zugebracht hatten, erhielten sie den Befehl, weiter zu marschiren. Der Schnee lag im November 1858 sehr hoch, doch gelang es dem Militär nach Port Bridge, nördlich von Salt Lake City und von dieser Stadt circa 130 Meilen entfernt, vorzudringen. Auf die Nachricht hiervon versammelten sich die Mormonen in großen Haufen und besetzten alle Berge und Hügel mit starken Posten, um den Eingang zur Stadt zu bewachen. Der Oberbefehlshaber der Vereinigten-Staaten-Armee, der hiervon Kunde erhalten, lagerte den Winter hindurch in Port Bridge und auch die Mormonen kehrten in die Stadt zurück, und ließen die Gebirge nur schwach besetzt. Ende December kam Colonel Thomas Kain über Californien nach diesem Port, um einen Friedensschluß zwischen der Regierung und den Mormonen zu versuchen. Er blieb dort einige Monate und begab sich im Monate März 1859 nach Salt Lake City. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er sah, daß die Mormonen sich versammelt hatten, um die Stadt zu verbrennen und Frauen und Kinder nach den benachbarten Gebirgen zu schicken, und daß sie, wiewohl in Regen und Schnee barfuß oder halb nackt, doch den Muth nicht verloren hatten. Er wurde vom lebhaftesten Mitleid mit den Frauen und Kindern erfüllt und kehrte wieder in's Lager zurück. Daselbst war eben der neuernannte Gouverneur über dieses Territorium von Washington aus angekommen, der in Salt Lake City residiren sollte, natürlich aber sich nicht getraute, in die Stadt zu gehen. Der erwähnte Colonel munterte ihn auf, mit ihm nach der Stadt zu reisen, und versicherte ihm, daß er nichts zu fürchten habe. Zu ihrem nicht geringen Erstaunen aber fanden sie dieselbe von nicht mehr als etwa 30 Personen belebt, welche nur zurückgeblieben waren, um im Nothfalle die Stadt in Brand zu stecken. Dem Gouverneur that es leid, daß eine solche schöne Stadt mit so pracht-

vollen Anlagen gänzlich der Verödung anheimfallen sollte. Er berichtete deshalb sofort nach Washington, daß mit den Mormonen kein Krieg zu führen sei, das Einzige, was man damit erreichen werde, sei, eine schöne Stadt in Asche zu legen, und ein blühendes Territorium in den früheren Zustand einer Wüste zurückzuführen. Sein Bericht wurde im Congresse verlesen, worauf dieser beschloß, mit den Mormonen Frieden zu schließen, nachdem dieser Krieg 30,000,000 Dollars gekostet hatte. Im Juni 1859 kam der Major L. Mac Colloc und Gouverneur Bonel von Washington mit Friedensanerbietungen und schlossen einen Vertrag mit den Mormonen, in dem sie Alles zugestanden, was die Mormonen verlangten. Hierauf kehrten die Flüchtlinge wieder in die Stadt, oder auf ihre Landgüter zurück, wo sie noch heutzutage ruhig und friedlich leben. In dem gegenwärtigen unseligen Bürgerkriege stehen die Mormonen entschieden auf der Seite der Unionisten, was nicht wenig dazu beigetragen hat, ihrem Präsidenten die Gunst der obersten Gewalten zu gewinnen.

Soll ich schließlich den Eindruck, den die Mormonen auf mich gemacht, zusammenfassen, so muß ich sagen, daß mir dieselben, obwohl sie im Einzelnen mit vielen Fehlern behaftet sind, doch im Ganzen und Großen als ruhige, fleißige, friedliche Menschen erschienen, die für sich und ihre vermeinte Wahrheit Toleranz in Anspruch nehmen, aber auch gern bereit sind, sie Andersgläubigen zu gewähren.

Capitel 7.

Von Salt Lake City nach St. Joseph.

Am 19. Juli, 7 Uhr Morgens verließ ich die Stadt Salt Lake City, um mich nach St. Joseph zu begeben. Mein Reisegefährte war Capitain Witt aus New-York, welcher zum Schutze der Einwohner des Utahterritoriums gegen die Indianer in jener Gegend stationirt gewesen, jetzt aber zum Kriege gegen die Secessionisten einberufen war. Der Weg führte Anfangs durch gebirgiges Land

mit schönen blühenden Feldern, welche theilweise von einem kleinen Flusse bewässert werden.

Nach 12 Meilen kamen wir, östlich von Salt Lake City, zwischen dem Little und Big Mountain, nach Ephraim Hanks. Wir hatten nun den steilen Big Mountain vor uns, und spannten deßhalb 6 Maulthiere vor. Wir gingen zu Fuß den Berg hinauf und fanden auf halber Höhe eine sehr erfrischende, lebende Quelle, welche uns zum Rasten einlud. Wir schlugen die Einladung nicht aus und stärkten uns an ihr durch einige Schluck Branntwein mit Wasser getauft, zum Weitersteigen. Wir machten eine Wette, wer zuerst den Gipfel erreichen werde, und setzten als Preis aus, daß der Gewinner den Berg zum Geschenke und erhalten derselbe seinen Namen tragen solle. Da ich mehr Berge bestiegen hatte, als meine Begleiter, so ließ ich selbst den Wagen mit seinen 6 Thieren weit hinter mir und kam zuerst auf dem Gipfel an, wo ich alsbald zum Zeichen daß ich oben sei, meinen Revolver abfeuerte. Der Berg gehörte also nun mir, doch, da ich ihn nicht mitnehmen konnte, war und blieb er ein sehr unfruchtbares Capital. Jedenfalls machte ich mein Besitzrecht dadurch geltend, daß ich ihm den Namen „Benjamin" gab und zum Andenken einen Zweig von einem auf seinem Gipfel wachsenden wilden Kirschenstrauch abbrach. Unten auf der andern Seite des Berges fließt ein kleiner Fluß, East Cannon Creek genannt. Die Station führt denselben Namen, und ist von der letzten 14 Meilen entfernt.

Nachdem wir 10 Meilen guten Weges zurückgelegt hatten, kamen wir nach Hogsback, wo wir zwar kein Wasser fanden, aber genug Milch haben konnten. Der Weg führte von hier ab durch hügeliches Land, nach Weber Valley, einem Thale das sehr fruchtbar, 55 Meilen lang, 2 Meilen breit ist, und vom Weber River durchströmt wird, wo, 12 Meilen von der letzten Station entfernt, Weber Station angelegt ist. Dieser Station nördlich gegenüber ist ein hoher, ganz runder Berg, 3 Meilen südlich wurde in letzter Zeit eine sehr ergiebige Kohlenmine entdeckt. Nach 12 Meilen kamen wir nach Echo Cannon; nach weiteren 12 Meilen nach Houd; nach ferneren 10 Meilen nach Willow Creek; nach weiteren 10 nach Beon River, nach ferneren 10 Meilen nach Pyner-Hill und nach 11 Meilen nach Muddy. Diese Strecke

machte ich bei Nacht im süßesten Schlafe, so daß ich nur die Namen der Stationen angeben kann.

Am 20. Juli Morgens kamen wir nach Muddy Hill, das von der letzten Station 12 Meilen entfernt ist. Muddy Hill liegt in einem Thale, das 10 Meilen lang und 4 Meilen breit ist. Nach weiteren 12 Meilen kamen wir um 7½ Uhr Morgens in Fort Bridger an, wo drei Compagnien Militair liegen, um die Indianer in Ruhe zu halten. Dieses Fort steht in einem sehr fruchtbaren Thale, das 6 Meilen lang und ebenso breit ist. In der Mitte desselben fließt das Flüßchen Blaks Back. Von hier kamen wir nach Bigs-Ta, durch welches Thal zwei Flüßchen strömen, das eine ist der schon erwähnte Blaks Back, der zweite heißt Smiths Back. Das Thal ist von Gebirgen umgeben, in welchem die Snake-Indianer hausen. Nach weiteren 12 Meilen kamen wir nach Millerswell. In der Mitte zwischen dieser und der nächsten Station erhebt sich ein runder, gewölbter Berg, ungefähr 300 Fuß hoch und 500 Fuß im Umkreis, in der Mitte desselben ist eine Formation, welche ausgemeißelten Säulen gleicht. Man nennt ihn Church Beaut, (eine Abkürzung für beautiful, schöne Kirche). 20 Meilen weiter gelangten wir nach Hamshork. An dieser Station vereinigen sich beide Flüsse. In den naheliegenden Gebirgen befinden sich an der einen Seite die Snakeindianer, an der andern mehr nördlichen wohnen die Baneksindianer, welche letztere ihre Haare lang wachsen lassen. Abends gelangten wir an den Green River, über welchen wir vermittelst einer Strickfährte setzten.

Dieser Fluß ist ungefähr 300 Fuß breit, und 12 Fuß tief, und der erste, den wir seit unserer Abreise von Californien mit einem Boote überschreiten mußten. An der andern Seite des Flusses befindet sich die Station Green River Ferry, 25 Meilen von der letzten entfernt.

Wir hatten hier den ersten Regen, seitdem wir Californien verlassen hatten. Derselbe war sehr heftig und hielt bis Mitternacht an. Wir trafen hier ein ganz anderes Klima. Nach 9 Meilen eines durch den Regen sehr beschwerlich gewordenen Weges gelangten wir nach Big Timber. Nach 16 weiteren Meilen erreichten wir am 21. Juli Morgens Big Sandy, und passirten

ein langes, sich weit hin ausdehnendes gänzlich unfruchtbares Thal, Dry Sandy genannt. An der rechten Seite wird es vom Sandy-Fluß bewässert, ohne daß dadurch die Vegetation etwas Leben gewinnt. Die Station Little Sandy ist von der letzten 13 Meilen entfernt. Die Luft ist wegen der Nähe der schneebedeckten Rocky Mountains kühl. Wir hielten hier 4 Stunden an. Auch hier gab es amerikanische Preise, denn eine Tasse schwarzen Kaffees kostete einen halben Dollar. Nach 15 Meilen kamen wir nach Dry Sandy, das seinen Namen von dem noch immer sich fortsetzenden Thale führt. Nach 12 Meilen erreichten wir Pacific Springs. Diese Station steht auf einer kleinen Oase, in der Nähe der Rocky Mountains. Eine Tasse Milch kostete hier Cents. Ich fand in dieser Wildniß merkwürdiger Weise eine jüdisch-amerikanische Zeitung, den in Cincinnati erscheinenden „Israelit".

Um 2½ Uhr Nachmittags verließen wir die Station und kamen nach 2 Meilen auf eine Höhe, South Paß genannt, die sich 5 Meilen weit erstreckt. Hier ist die Mitte zwischen dem stillen und dem atlantischen Ocean. Als wir diese Höhe herabstiegen, gelangten wir zum Flusse Sweet Water, und nach 12 Meilen zur Station South Paß. Zwei kleine Flüsse strömen in dieser Gegend, der eine heißt Willy Creek, der andere Rock Creek, von denen ersterer 6 Meilen, letzterer 4 Meilen von der Station entfernt ist. Hier beginnt das Nebraska Territorium.[1])

---

[1]) Das westliche Territorium und Nebraska. Die geographische Beschreibung dieses Theiles geben wir nach der oben angeführten Geographie:

„Das westliche Territorium umfaßt den Rest des alten von Frankreich abgetretenen Louisiana-Gebietes und erstreckt sich vom Platte- oder Nebraska-Flusse nördlich bis zum 49. Grade und wird vom White Earth und Missouri und seinen Nebenflüssen, Yellow-Stone, Nebraska u. s. w. bewässert. Ein von den Felsengebirgen auslaufender Gebirgsrücken streicht in nordöstlicher Richtung nach dem Winnigeg-See. Der östliche Theil des Landes ist mit zahlreichen Waldungen bedeckt, aber hinter ihnen liegt ein ungeheures, mit Gras und Blumen bedecktes, beinahe ganz ebenes Prairieland, das sich vermöge seiner Fruchtbarkeit trefflich zum Anbau eignet. Das Klima ist in den Gebirgsregionen kalt und rauh, in den niederen Landestheilen mild und gemäßigt.

Bis vor Kurzem war das Land nur von Indianern bewohnt, denen

Nach weiteren 12 Meilen gelangten wir nach Souberry Creek, welche Station von dem dort befindlichen Flusse ihren Namen trägt. Nach weiteren 14 Meilen kamen wir nach Rocky Ridge; neben dieser Station fließt der South River. Nach abermaligen 14 Meilen erreichten wir Hot Springs (heiße Quellen), und nach weiteren 13 Cold Springs (kalte Quellen). Nach 12 Meilen gelangten wir am 22. Juli Morgens nach Three Crossings. Der Fluß schlängelt sich hier so, daß man dreimal über ihn setzen muß, daher auch der Name der Station. Dieselbe ist an drei Seiten von den Rocky Mountains umgeben, an der Südseite ist ein Berg mit dunkelfarbigem Sande. Das Thal, in welchem die Station liegt und das sehr an die Form eines Beckens erinnert, hat eine Länge von 12 und eine Breite von 5 Meilen. Man fängt hier sehr viele wilde Ochsen und Hirsche; auch finden sich hier viele schwarze Vögel, von denen manche die Größe einer Taube erreichen. Wir passirten Sweet Valley und kamen nach 12 Meilen nach Split Rock. Zwei hohe Felsgebirge spalten

---

die Vereinigte-Staaten-Regierung dort, wie im Indianer-Territorium, Wohnplätze angewiesen hatte. Die Sioux oder Dacotah-Nation, die Gros Ventre, Mandan und Arrickera-Nationen u. s. w. waren die alleinigen Herren des Bodens. In den letzten Jahren haben sich jedoch auch einzelne weiße Pioniere in dem Territorium angesiedelt und so tauchte schon 1845 im Vereinigten-Staaten-Congreß der Antrag auf, das fruchtbare und vielversprechende Land unter dem Namen Nebraska (nach dem Nebraska oder Platte-Fluß) zu einem gesetzlich organisirten Territorium zu erheben. Ein gleicher Antrag wurde im Jahre 1853 gestellt, aber beide Male ohne Erfolg. Doch schon während der Congreßsitzung dieses Jahres (1854) wurde der Antrag und zwar in weit größerem Umfang, von Senator Douglas wiederholt. Hiernach soll nicht nur das jetzige sogenannte westliche Territorium, sondern auch das südlichere Indianer-Territorium organisirt werden. Das ganze ungeheure Gebiet soll in zwei Territorien mit Gouverneuren und gesetzgebenden Versammlungen eingetheilt werden, und das südlichere Territorium würde (nach dem Kanzasflusse) den Namen Kanzas, das nördlichere den Namen Nebraska führen. Da nach dem Douglas'schen Antrage zugleich die Missouri-Compromis beseitigt würde, so wären die projectirten Territorien auch den Sklavenhaltern zugänglich. Trotz der Aufregung, welche die Agitation der Sklavenfrage gegenwärtig hervorruft, hat der Antrag dennoch im Senate und wohl auch im Repräsentantenhause Aussicht auf Erfolg."

sich mitten durch von oben bis unten, woher auch das Thal seinen Namen führt. Man stößt hier auf viele verschiedenartige Vögel und wilde Hühner, auch wachsen hier viele wilde Kirschen. Nach weiteren 12 Meilen kamen wir nach Planets. In den nahe liegenden Gebirgen leben zwei Indianerstämme, der eine Stamm sind die Snake-Indianer, der andere die Sow-Indianer. Wir setzten unsere Reise den Sweet River und die Rocky Mountains entlang fort und fuhren beim Devils-Gate (Teufels Thor) vorüber. Auch spalten sich hier nämlich zwei Felsengebirge und bilden ein mächtiges Thor, durch welches der Sweet River mit gewaltigem und unheimlichem Getöse einherfließt. Sein Lauf durch die Gebirge beträgt gegen 2 Meilen. An der Ostseite dieser Gebirge sieht man an einer Strecke ganz schwarze Steine, welche aussehen, als ob eine Menschenhand sie in ihre gegenwärtige Lage gebracht hätte. An verschiedenen Steinen haben Durchreisende durch Eingrabung ihres Namens sich zu verewigen gesucht. Da ich aber mit der Post durchfuhr, und der Conducteur meiner Bitte anzuhalten kein Gehör schenkte, so war es mir unmöglich, diese Namen in Augenschein zu nehmen und den meinigen hinzuzusetzen. Die Post darf nämlich bloß an den bestimmten Stationen anhalten. Am Ende der Gebirge führte uns der Weg durch eine starke Krümmung wieder zurück, so daß wir um einen Berg herum fuhren und an die andere Seite des Teufelsthores kamen. Wir fuhren von jetzt an wieder am rechten Ufer des Sweet River weiter. Nach 12 Meilen kamen wir zur Station Sweetwater Bridge. Wir waren nun in einer großen Sandwüste, welche noch dorniger, wilder, unfruchtbarer, sandiger und mit einem Worte noch grausiger war, als die erste, die wir passirt. Der Wiederschein der Sonne auf den Sand giebt demselben an sechs Stellen das Ansehen eines Sees. Die Einwohner bezeichnen fünf dieser Punkte mit dem Namen Suddenlake, den letzten nördlichen mit dem Namen Poisonlake (Giftsee). Die ersten zwei Drittel des Weges bestehen aus sehr tiefem und schwerem Sande, das letzte dagegen ist hügelig und mit Gras bewachsen. Auf der Anhöhe trafen wir zu unserem nicht geringen Erstaunen eine ziemliche Anzahl kleiner weißer Wölfe nahe am Wege, welche ihre Blicke wild nach uns warfen, und nicht im Geringsten vor unserem

Anblicke erschracken. Erst einige Pistolenschüsse konnten die jugendlichen Söhne Isegrimms in die Gebirge zurückscheuchen. Eine kurze Strecke weiter machte uns ein großes Reh mit seinen Jungen seine Aufwartung. Wir machten Jagd auf dasselbe und zerstreuten uns nach verschiedenen Richtungen hin, um es zu umzingeln, aber vergebens. Obgleich wir nämlich alle zur selben Zeit abfeuerten, so reichten doch unsere Revolver nicht weit genug. Beim Abwärtssteigen fanden wir zwei frische, kalte Wasserquellen, welche den Namen Headvillsprings führen. Nach 11 Meilen kamen wir nach Horn Creek Station, nach weiteren 10 Meilen nach Willow Springs und nach 14 Meilen nach Red Buttes. Wir setzten sodann über den Fluß Platte Bridge, und kamen nach 10 Meilen zur Station gleichen Namens.

Nach 14 Meilen kamen wir nach Muddy. Am 23. Juli Morgens erreichten wir Dur Creek, welche Station von der letzten 14 Meilen entfernt ist. In der Umgebung der Station befinden sich einige Indianerzelte vom Sowstamm, deren Hauptlager drei Meilen von der Station entfernt liegt. Ihre Zahl beträgt 700 Mann. Ihr Hauptnahrungszweig besteht in der hier sehr ansehnlichen Büffeljagd. Nach 12 Meilen kamen wir nach Box Elden, welche Station ihren Namen von dem hier vorüberströmenden Flusse erhalten hat. Nach 10 Meilen erreichten wir La Presbe, welche Station gleichfalls von einem Flusse ihren Namen trägt. Wir hielten hier drei Stunden und nahmen ein frisches Flußbad. Der Fluß reicht an manchen Stellen nur bis zum Knie und ist etwa 20 Fuß breit, seine Ufer sind mit schönen Weiden und andern Bäumen, sowie mit sehr schönem Grase bewachsen. Für Butterbrod und eine Tasse Milch zahlte ich an dieser Station 75 Cents (über 1 Thlr.). Nach 11 Meilen hügeligen Weges kamen wir nach Steeds Station, wo wir eine Quelle antrafen. In kurzer Entfernung von dieser Station ist ein Flüßchen, Three Creek genannt, das aber im Sommer trocken liegt und nur zur Regenzeit Wasser enthält. Wir kamen zu einem Felsenhügel, der ungefähr 50 Fuß hoch ist und 250 Fuß im Umkreis hat. Derselbe führt den Namen Brigham Speech Hill; Brigham Young hielt nämlich von dieser Anhöhe herab an seine Gemeinde, welche bei ihrer Flucht aus Missouri hier durch-

kam, eine kräftige und zum Gottvertrauen aufmunternde Ansprache, durch welche er sie in der Hoffnung auf ein Land bestärkte, wo sie vor ihren Verfolgern Ruhe haben würden. Die ganze Versammlung hatte einstimmig geantwortet: „Du hast uns unser Herz gestärkt, möge Gott Dich segnen; was Du uns befehlen wirst, wollen wir thun, und von Deinen Worten nicht abweichen, weder rechts noch links.“ Von diesem Vorfalle erhielt der Hügel den oben erwähnten Namen.

Der Weg führt nun durch Hügel und Gebirge. Es fiel mir auf, daß die Erde merkwürdig roth war und ich ersuchte den Conducteur, einige Minuten anzuhalten, damit ich die Steine dieser Gegend untersuchen könnte, von denen ich auch einen mitnahm. Da dieser mit dem kalifornischen Erzgesteine die größte Aehnlichkeit hat, so ist wohl zu vermuthen, daß sich hier ebenfalls kostbare Mineralien entdecken lassen werden. Da aber in der ganzen Umgegend kein Wasser zu finden ist, so wird der etwaige Goldreichthum dieser Gegenden wohl stets unfruchtbar sein Das letzte Drittel des Weges nächster Station besteht theils aus Wüste, theils aus Wald. Nach 11 Meilen kamen wir nach La Bonté, welchen Namen die Station von einem kleinen Flusse führt, an dessen Ufern viele Eichen wachsen. Unser Weg führte uns nun über Hügel und durch schöne, grasreiche und dadurch zu Viehweiden sehr geeignete Thäler. Wir fanden hier auch eine warme Wasserquelle und stießen unterwegs auf mehrere Wölfe, die wir nur durch Abfeuern unserer Revolver vertreiben konnten. Nach 15 Meilen kamen wir nach der Station Elk Horn, welche den Namen ebenfalls von einem vorüberströmenden Flusse führt.

Nach 10 weitern Meilen erreichten wir auf einem Wege, der nur durch Hügel und unfruchtbare Gebirge führt, gegen Abend Horse Shoe Creek, wo ein sehr tiefer Brunnen kalten Wassers sich befindet. Das Stationshaus ist prachtvoll gebaut, und wird von dem Hauptagenten dieser Post, dem ersten, dem wir seit unserer Abreise von Salt Lake City begegneten, bewohnt. Die Umgebung besteht aus einem ausgedehnten unfruchtbaren, salzigen Thale. Nach 14 Meilen kamen wir nach Bitter Cottonwood (bitteres Baumwollenholz) und nach weiteren 10 Meilen nach Wards Buildings, wo einige Indianer vom Sow- und Seiinsstamme

ihre Zelte aufgeschlagen haben. Nach 9 Meilen erreichten wir Fort Laramie, wo 4 Compagnien Militär zum Schutze der Reisenden gegen die Indianer stationirt sind. Die Offiziere empfingen uns sehr freundlich und versorgten uns mit Brandy, Wein und anderen Lebensmitteln. Ein Gleiches war auch bei dem ersten früher erwähnten Fort der Fall gewesen. Die amerikanischen Offiziere sind überhaupt, wie ich hier gern anerkenne, gegen Reisende freundlich und zuvorkommend, und suchen dieselben auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Wir kamen von hier zu einem Platze, Gibsonhouse genannt, wo sich eine tiefe Quelle mit klarem Wasser befindet, das, so stark wie ein kleiner Bach, bis auf zwanzig Fuß weit hervorsprudelt. Die Quelle ist von einem Hause ohne Dach umgeben. Unsere Reise führte uns nun den Platte River entlang. Der Fluß ist hier an 60 Fuß breit und 4 Fuß tief, weiter hinauf soll er 20 Fuß Tiefe haben. Hier beginnen die amerikanischen Prairien, die sich an 5—600 Meilen bis nach St. Joseph hinabziehen. Nach 9 Meilen kamen wir nach Boodeaus; nach 14 Meilen nach Sucheck, wo sich eine gute Wasserquelle befindet. Nach weiteren 14 Meilen erreichten wir Horse Creek.

Das letzte Drittel des Weges hierher ist fruchtbar. Zu unserer großen Freude fanden wir hier, nachdem wir so viele heiße Tage auszuhalten gehabt und so manches hatten entbehren müssen, Eiswasser, welches uns mehr Labung brachte, als der beste Champagner vermocht hätte und unsere matten Glieder nicht wenig erfrischte. Der Weg führt lange Zeit den Fluß entlang; rechts und links hat man die Prairien mit hohem Grase und schönen, wohlriechenden Blumen, so daß der Reisende, der aus der Einförmigkeit und Todesöde der Wüste in die allerdings auch einförmigen, aber doch immer vom Leben einer reichen Vegetation erfüllten Prairien tritt, sich aus der Hölle ins Paradies versetzt glaubt. Nach 16 Meilen kamen wir nach Scotts Bluff. Ich nahm hier ein kühles Bad im Platte River, dessen Wasser eine sehr starke Strömung und einen sandigen Grund hat und deshalb immer trübe ist. Nach 10 Meilen kamen wir nach Scotts Bluff Nr. 2. Der Telegraph von Salt Lake City bis hierher war bereits vollendet, und hier lag sehr viel Material zu seiner Weiter-

führung bereit. Zwischen hier und der nächsten Station befindet sich an der rechten Seite des Weges ein hoher Stein, der wie ein von Menschenhand ausgehauenes Monument aussieht, und Cimni Rock genannt wird. Die nächste Station führt den Namen von diesem Monument, und ist von der letzten 13 Meilen entfernt. Nach 15 Meilen kamen wir nach Lindfork, und nach weiteren 12 Meilen nach Mud Springs. Hier ist eine Quelle, welche der Station den Namen gab. Wir hielten hier 4 Stunden.

Am 25. Juli Morgens kamen wir nach Pole-Creek, welche Station von der letzten 26 Meilen entfernt ist, und ihren Namen von dem hier vorüberströmenden Flusse erhalten hat. Nach weiteren 15 Meilen kamen wir nach Pole Creek Nr. 2, nach 12 Meilen nach Pole Creek Nr. 3. Diese 3 Stationen liegen alle in der Nähe des Flusses.

Darauf setzten wir über den Platteriver an einer Stelle, wo er ungefähr eine halbe Meile breit, aber nur 2 bis 3 Fuß tief ist und wo in der Mitte des Flusses eine Insel liegt. Die Telegraphenstangen waren hier schon aufgerichtet. Nach 6 Meilen kamen wir nach Sulzberg, das auch Carassin genannt wird. Hier theilt sich die Poststraße in zwei Straßen, von denen die eine nach Pikes Peak, welches 190 Meilen entfernt und dessen Hauptstadt Denneville heißt, die andere weiter nach St. Joseph geht. Ich ersuchte den Agenten von Sulzberg, mir eine Freikarte nach Pikes Peak zum Besuch der Gebirge zu verschaffen, er erwiderte aber, daß er dieß leider nicht thun könne, da meine Reisekarte nur auf directe Route nach St. Joseph laute.

In der Umgegend dieser Station wohnen in den Gebirgen zwei Indianerstämme, von denen der eine Sous, der andere Siens heißt, und die zusammen an 100,000 Seelen zählen. Dieselben sind kriegerisch gesinnt. Ihr Gebiet erstreckt sich an 500 Meilen in die Gebirge. Von den Siensindianern waren mehrere gerade an der Station anwesend. Sie sind ein starker, kräftiger Menschenschlag von mittlerer Größe; ihre Farbe ist die aller Indianer; ihr Haar schneiden sie nicht ab, sondern lassen es lang wachsen. An jeder Seite haben sie die Haare zu einem Zopfe zusammengeflochten, in dem Glasperlen liegen, das Ganze aber mit schmalen Streifen von Biberfellen umwickelt, auf welchen die Haare nach

außen gekehrt sind. Mitten auf dem Kopfe haben sie einen mit rother Farbe beschmierten Scheitel. Auch das Gesicht färben sie mit rother Farbe, und halten dieses für die schönste Verzierung. An dem Halse hängen Silberplatten, alte Schlüssel und alles Mögliche, was ihnen nur irgend ein Zufall an Zierrath und glänzenden Dingen in die Hände führt. An den Ohren hängen ihnen große Ringe, die beinahe so dick sind, wie ein kleiner Finger. Die Bekleidung ist die aller übrigen Indianer. Der andere Stamm unterscheidet sich in Nichts von den übrigen Indianerstämmen.

Hier ändert sich das Klima, und tritt nun den östlichen Staaten Nordamerika's immer näher. Wir sahen lange nichts mehr um uns als endlose Prairien, doch wurde der Weg endlich besser, auch stießen wir alle zwei oder drei Tage auf Züge, die nach Salt Lake City oder Oregon gingen. Nach 13 Meilen kamen wir zur Station South, und nach weiteren 15 Meilen nach Diamond Springs; nach 14 Meilen nach Sandhill, wo wir heftigen Regen bekamen, und nach weiteren 12 Meilen nach Alkali. Hier war aber der Regen so heftig geworden, als ob eine Sündfluth vom Himmel kommen sollte und hierzu alle Fenster des Himmels geöffnet wären. Der Regen hielt bis Mitternacht an. An dieser Station erlitt ich einen sehr schmerzlichen Verlust, indem durch die Nachlässigkeit des Conducteurs mir eine werthvolle Sammlung indianischer Arbeiten u. s. w. abhanden kam. Wir packten nämlich unser Gepäck in eine andere Postchaise um, wobei mir der Conducteur versprach, auf alle meine Effecten genau Acht zu geben. Ich verließ mich auf dieses Versprechen, fand mich aber, als ich am nächsten Morgen meine Sachen untersuchte, nicht wenig getäuscht. Da die Sammlung durch seine Schuld abhanden gekommen war, so ersuchte ich ihn, falls sie in der alten Chaise liegen geblieben sei oder man sie überhaupt wiederfinden würde, sie mir nach St. Joseph nachzuschicken. Indeß, das verlorene Gut wollte sich nicht wiederfinden. Die Sammlung enthielt u. A. auch mehrere Indianerbogen und Pfeile, unter denen einige vergiftete waren.

Nach 15 Meilen kamen wir am 26. Juli Morgens nach Uplands Bluffs und nach 12 Meilen nach Fremont-Springs.

In der Nähe dieser Gebirge wohnen die Siensindianer. Wir

hielten hier gegen zwei Stunden an. In der Nähe dieser Station und etwa eine Viertel-Meile von hier entfernt, sah ich an mehreren Stellen etwa 6—8 Fuß hohe Pfähle in die Erde eingeschlagen, welche oben durch einen bettähnlichen Ueberzug mit einander verbunden waren. Auf mein Nachfragen, was das bedeute, erfuhr ich, daß dies die Weise der Indianer sei, ihre Todten zu begraben; sie wickeln sie nämlich in eine Decke, und lassen sie so an der Luft liegen, bis sie ausgetrocknet sind, um alsdann die Knochen zu verbrennen und die Asche mit nach Hause zu nehmen. Als ich diese Mittheilung vernahm, erinnerte ich mich, daß der berühmte Bildhauer v. Leinitz in Frankfurt a. M. mich ersucht hatte, im Interesse der wissenschaftlichen Forschung wo möglich verschiedene Schädel mit nach Hause zu bringen. Ich beschloß, hier zu versuchen, ob ich diesem Wunsche nachkommen könne und begab mich deßhalb mit einer kleinen Leiter nach diesem Platze, nachdem ich zuvor meine Waffen scharf geladen hatte, für den Fall, daß ich auf Hindernisse stoßen sollte; indeß bemerkte ich Anfangs nirgends eine lebende Seele in der Nähe. Bei den Pfählen angekommen empfand meine Nase einen nicht besonders angenehmen Duft. Ja der üble Geruch war wirklich so stark, daß ich kaum Athem schöpfen konnte. Ich legte meine Leiter an, und deckte eine solche Decke auf, wo mir alsbald eine Million Würmer entgegenspazierten. Da der Körper noch nicht verwest war, so versuchte ich es an einer andern Stelle. Bevor ich jedoch meine Leiter auf's Neue anlegen konnte, bemerkte ich, daß Indianer sich näherten, so daß ich nichts Besseres zu thun vermochte, als so schnell wie möglich, wenngleich unverrichteter Sache, zur Station zurückzukehren. Hier wünschte man mir Glück zu meinem Entkommen, und versicherte mir, daß mein Leben, hätten die Indianer mich ertappt, unrettbar verloren gewesen wäre. Ich machte den Wirth der Station darauf aufmerksam, wenn er z. B. bei Nacht Gelegenheit hätte, Schädel zu bekommen, dieselben nach Europa zu schicken, wo ihm eine gute Belohnung sicher wäre.

Von hier an kostet das Mittagessen nur 50 Cents.

Nach zehn Meilen kamen wir zu einer bis jetzt noch unbenannten Station nach 15 Meilen zur Station Cottonwood, nach 13 Meilen nach Gelmont und nach weiteren 15 nach Midway.

Hier fanden wir sehr viele Vögel, auf die wir Jagd machten, und von denen wir auch einige erlegten. Ich wollte dieselben zum Ausstopfen mitnehmen; da ich aber später fand, daß sich diese Gattung auch in Europa vorfindet, so unterließ ich es natürlich.

Nach 13 Meilen kamen wir zur Station Willway, nach ferneren 15 nach Plum Creek und nach weiteren 15 Meilen nach Godnis. Wir fuhren beim Fort Grand vorüber, wo drei Compagnien Militair zum Schutz der Reisenden gegen die Indianer stationirt sind. Hier gingen wir vom Platteriver ab und schlugen eine südöstliche Richtung durch die Prairien ein, in der wir nach 13 Meilen am 27. Juli Morgens nach Chainstation gelangten. In der Umgegend der Gebirge wohnen fünf Indianerstämme, von denen der eine Rapf, der zweite Haß, der dritte Chuis, der vierte Siens, und der fünfte Punies heißt. Die Rapf und Haß sind sehr zahlreich, und stehen in einem Friedensbündniß unter einander. Der letztgenannte Stamm zählt ungefähr 10,000 Glieder. Diese sind sehr unruhig, uneinig und leben in beständigem Kriege mit den anderen Stämmen.

Nach 10 Meilen Weges kamen wir nach Sandhill, nach 18 nach „Zwei und dreißig Meilen Creek" (Thirty two miles creek), nach weiteren 18 nach Chainstation uud nach ferneren 12 nach Liberty Farm. Neben dieser Station fließt der Little Blow, der auf beiden Ufern mit verschiedenen Holzarten, namentlich dicken Eichen bewachsen ist. Nach 10 Meilen Weges erreichten wir Botlyn-Rang; und nach weiteren 10 Meilen trafen wir eine neue Station, deren Namen ich zu notiren vergaß. Nach 14 Meilen erreichten wir Caiwa Creek, nach 13 Meilen Mell Station, nach 11 Centy Big, nach weiteren 11 die Station Crisons, nach ferneren 10 Meilen am 28. Juli Morgens Rock Creek Station, und nach weiteren 11 Meilen Ottu Station. Auf halbem Wege zwischen dieser und der nächsten Station kamen wir an die Gränze von Kansas, welches Land im letzten Jahre als freier Staat in die Union aufgenommen worden ist. Nach 12 Meilen Weges kamen wir nach Cottonwood. Hier hörte ich zu meiner freudigen Ueberraschung zum ersten Male wieder die süßen, melodischen Laute der deutschen Sprache und zwar aus dem Munde einer deutschen Familie, aus dem Königreiche Hannover stammend,

welche sich mit Ackerbau beschäftigt und sehr wohlhabend ist. Der Vater dieser Familie war mit seinen Verhältnissen sehr zufrieden, namentlich seitdem die Post hier durchgeht, da er an dieselbe die Lieferungen für Pferdefutter u. s. w. macht, und nicht mehr genöthigt ist, sein Getreide weithin zum Verkaufe zu verschicken. Da diese Familie auch schon lange keinen deutschen Laut aus fremdem Munde vernommen hatte, so freute auch sie sich sehr, mich bei sich zu sehen, und ich fand bei ihr die freundlichste Aufnahme. Der Vater dieser Familie, der gegenwärtig 130 Acres Land besitzt, fragte mich, ob es wohl wahrscheinlich sei, daß diese Gegend in Zukunft mehr bewohnt werden würde, in welchem Falle er sehr geneigt wäre, noch 130 Acres Land zuzukaufen, da der Acre nur 50 Cents koste. Ich gab ihm den Rath, soviel wie möglich, und sollten es 500 Acres sein, zu kaufen; denn da der Preis des Landes sehr niedrig und auch die Pacific Eisenbahn bereits durch diesen Platz projectirt sei, so sei es mehr als wahrscheinlich, daß in 10 Jahren der Preis des Landes bedeutend wachse, da unzweifelhaft die Eisenbahn eine große Zahl neuer Colonisten anziehen werde, im ungünstigsten Falle riskire er bei dem so niedrigen Preise sehr wenig. Er zeigte mir seinen schönen, großen Garten, und erzählte mir, daß er Alles im Ueberflusse habe, auch Alles baue, was er bedürfe, so daß er nur für Kleidungsstücke Ausgaben zu machen habe. Doch bedauerte er, daß diese Gegend sehr holzarm sei. Das Klima ist hier, wie er mir mittheilte, im Sommer sehr warm, im Winter hat man oft mehrere Fuß Schnee, welcher dann mehrere Wochen lang liegen bleibt. An wilden Thieren finden sich hier schwarze und weiße Wölfe, Panther, kleine Hasen, wilde Katzen und sehr viele Rehe; ferner giebt es hier Truthähne in Masse. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar.

Fünfzehn Meilen von hier wohnt ein Indianerstamm, die Utin-Indianer genannt.

Von Sulzberg bis hierher sahen wir manchmal auf den Prairien Büffelochsen. Unser deutscher Colonist theilte mir mit, daß sie in den Monaten August und September, wo das Wasser in den Gebirgen austrockne, zu Tausenden herabkommen, um im Flusse ihren Durst zu löschen. Die Indianer machen natürlich

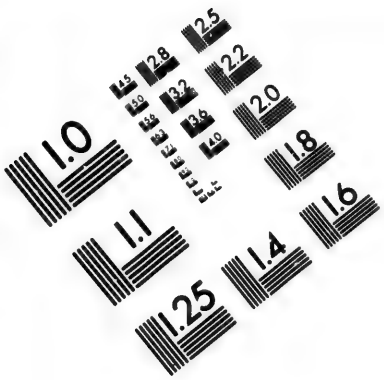
dann Jagd auf sie und fangen ihren Bedarf für ein ganzes Jahr ein. Auch theilte der erwähnte deutsche Ansiedler mir mit, daß sich in der Nähe ein weites, von hohen Gebirgen umschlossenes Thal befindet, wo die Büffelochsen ihr Lager aufgeschlagen haben, und daß die Indianer, welche auf den Gebirgen wohnen, dieselben nicht leicht aus diesem Thale hervorkommen lassen, ohne sie mit einigen Pistolenschüssen zu begrüßen, ja daß sie auch wohl hin und wieder bei allzu drückendem Fleischmangel in das Thal selbst gehen, um so viele zu fangen, wie sie brauchen. Die Größe dieser Büffel erreicht nicht die derjenigen, welche ich in der alten Welt, z. B. in Gorna in Asien gesehen habe (siehe mein Werk: „Acht Jahre in Asien, und Afrika", Seite 132). Der Deutsche ersuchte mich, noch einige Tage bei ihm zu verweilen, da aber natürlich die Post nur wenige Stunden hier anhielt, so war dies nicht möglich, und unser Abschied desto schmerzlicher.

Nahe bei der nächsten Station setzten wir über den Fluß Bigblow und kamen in die kleine Stadt Marysville, welche ihren Namen von dem ersten Ansiedler erhalten hat, der sich vor 22 Jahren hier niederließ. Daselbst befinden sich einige Kaufläden und Schenken mit Billard. Auch erscheint hier ein Wochenblatt. Die Entfernung von der letzten Station beträgt 13 Meilen.

Nach 15 Meilen Weges kamen wir nach Didort. Hier sahen wir eine Masse Vögel, von der Größe einer Taube, mit hellrothem Kopfe, blauem Oberkörper, weißen Flügeln und weißem Bauche. Nach weiteren 11 Meilen kamen wir nach Smithstation. Zwei Meilen von dieser Station setzten wir über den Fluß William Creek und kamen nach 11 Meilen Weges nach Crokton. Bis hieher wächst an vielen Plätzen den Fluß entlang Holz, welches den Farmern, die sich hier ansiedelten, gehört, so daß kein Anderer das Recht hat, Holz zu fällen. Doch ist das Holz hier nicht allzu häufig, weßhalb hier auch verhältnißmäßig wenig Ansiedlungen sich finden. Ich sprach mit einem alten Farmer, der aus dem Elsaß gebürtig ist, und sich schon lange Zeit hier aufhielt und fragte ihn, woraus es sich erklären lasse, daß troß der Fruchtbarkeit der Prairien doch kein Holz hier wachse, worauf er erwiederte, daß nach seiner Ansicht die ganze Gegend früher Holzgrund gewesen sei, welcher aber von den Indianern abgebrannt sei, und daß hieraus

die Prairien hervorgegangen. Er selbst habe den Versuch gemacht, Holz zu ziehen, indem er das Land aufackerte, und dieser Versuch sei von so gutem Erfolge begleitet gewesen, daß er nach 10 Jahren sich eines schönen Waldes erfreute. Von dieser letzten Station an trifft man häufig Waldungen mit hohen, dicken Bäumen.

Nach 13 Meilen Weges kamen wir zur Station Seneki, nach 12 nach Lakson und nach weiteren 13 nach Gottenses. Am 29. Juli Morgens erreichten wir die Station Kinika, welche von der letzten Station 13 Meilen entfernt ist. Nach 5 Meilen setzten wir über den Wolf Creek, und fuhren durch den kleinen Marktflecken Trojer. Eine Meile davon befindet sich die Station gleichen Namens, von der letzten Station 15 Meilen entfernt. Wir kamen sodann durch einen anderen kleinen Marktflecken, Namens Woddin, mit beinahe 100 Einwohnern. Nach 5 Meilen kamen wir in die Stadt Ellmot, die nahe am Missouri liegt, und gegen 200 Einwohner zählt. In der Umgegend befinden sich sehr große Waldungen, die die Stadt an drei Seiten einschließen. An der andern Seite ist der Fluß. Von der letzten Station bis hierher sind 15 Meilen. Wir setzten mit einem Dampfboot über den Fluß, welcher sehr stark strömt und durch häufige Ueberschwemmung großen Schaden anrichtet. Nachmittags kamen wir endlich glücklich in St. Joseph an. Ich kehrte in einem großen Hotel ein, wo sich die Leute über die bedeutende Reise, die ich zurückgelegt, wunderten. Ich dankte auch Gott aus Herzensgrund für den Beistand, den er mir auf dieser Reise hatte angedeihen lassen und fühlte eine gewisse Befriedigung, der erste zu sein, der über diese Strecke einen etwas genaueren Bericht geliefert und damit der Geographie vielleicht einen, wenn auch noch so kleinen, Dienst geleistet hat. Ich fühlte mich sehr gesund, obwohl wir von Californien bis hierher 18 Tage lang, Tag und Nacht, eine Strecke von beinahe 2000 Meilen gefahren waren. Ich glaubte hieraus schließen zu dürfen, daß ich stark genug sei, um eine weitere Reise nach Arabien und dem Orient überhaupt zu unternehmen, denn der Gefahren auf dieser letzten Reise waren nicht weniger, als in den uncivilisirten Ländern Asiens, ja die Strapazen sind ungleich größer. Denn auf den Caravanenzügen fährt man an heißen Tagen bloß



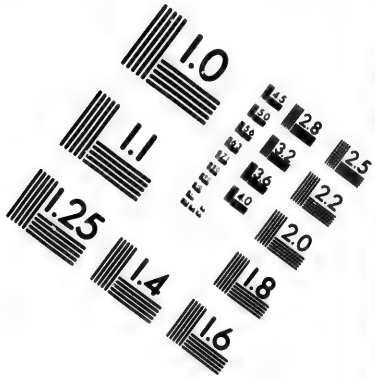
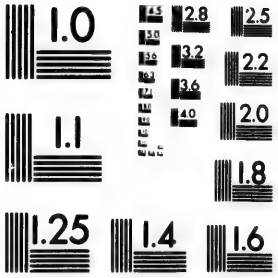
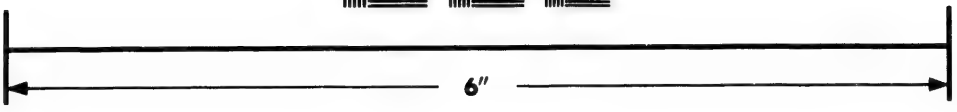
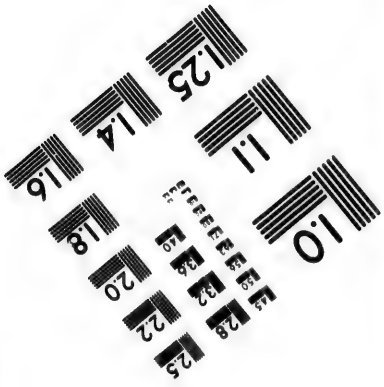


IMAGE EVALUATION
TEST TARGET (MT-3)







Photographic Sciences Corporation

WEST MAIN STREET
WEBSTER, N.Y. 14580
(716) 872-4503

bei Nacht und ruht bei Tage, und umgekehrt fährt man an den kühlen Tagen nur bei Tage und ruht bei Nacht; auch kann man sich auf Caravanenzügen das Essen bereiten.

Von Salt Lake City bis St. Joseph sind 92 Stationen und 1105 Meilen, Einige nehmen 1200 Meilen an. Ich bemerke nachträglich, daß, wie sich von selbst versteht, alle angeführten Entfernungen nach englischen Meilen berechnet sind, ebenso wie ich in Betreff auf den Thermometerstand immer den Fahrenheitischen benutzt habe. Ist es nicht wunderbar, daß ein Weg, den eine Caravane nur in 4 bis 5 Monaten durchreist, sich mit einem Postwagen in 18 Tagen zurücklegen läßt, ja, daß in nicht allzu ferner Zeit das Dampfroß ihn in höchstens 4—5 Tagen durchfliegen wird? Eine Eisenbahn hier anzulegen, dürfte nämlich nicht sehr viel Schwierigkeit bieten, außer an den Sierra-Nevada-Gebirgen; denn an den anderen Strecken hat man wenig Brücken zu bauen, und wenig Tunnels zu graben. Dafür, daß der Bau der Bahn bis jetzt noch nicht in Angriff genommen, trifft die Verantwortung nur die Regierung. Wäre die Reise nach Californien nicht so beschwerlich und kostspielig, so wären Hunderte und Tausende mehr nach Californien gewandert und daselbst glücklich geworden. Sollte nicht bald die Zeit herankommen, wo alle Continente mit Eisenbahnen durchzogen sind, so daß fast buchstäblich sich das Wort des Jesaias (40, 4) erfüllt: Alle Tiefen werden sich erheben, und alle Berge erniedrigt werden, was krumm ist, soll gerade, und was höckericht ist, soll eben werden. Stellt sich uns doch, wenn wir auf unsere Kinderjahre zurückblicken und diese Zeit mit der gegenwärtigen vergleichen, der Fortschritt, den in fast allen Zweigen die Menschheit gemacht hat, so großartig dar, daß wir von der Zukunft wohl mit Recht das Größte erwarten dürfen, wenn anders nicht ein plötzlicher Ruck das Vorwärtsschreiten hemmt.

Nachdem ich von dem Sand und Staub der durchzogenen Wüsten durch ein erfrischendes Bad mich gereinigt, erquickte ich mich wieder durch einige Erfrischungen, die, wie einfach sie auch sein mochten, doch für meinen ausgetrockneten Gaumen und fast ausgehungerten Magen etwas Paradiesisches hatten. Nachts kam ich wieder einmal in ein Bett, an welches mich süße Träume bis

in den hohen Morgen hinein fesselten; dafür fühlte ich mich auch beim Erwachen wie neu geboren.

Nachdem ich mich durch ein ziemlich kräftiges Frühstück gestärkt hatte, begann ich über diese Stadt Notizen zu sammeln.

Die Stadt St. Joseph ist in der neuesten Zeit gegründet. Sei dem Jahre 1840, wo hier nur ein Haus stand, ist sie mit so überraschender Geschwindigkeit gewachsen, daß sie jetzt ungefähr 15,000 Einwohner zählt. Die Stadt ist den Missourifluß entlang gebaut, unter dessen reißenden Strömungen die Stadt oft, so auch im letzten Jahre, leidet, da mitunter ganze Straßen mit fortgerissen werden. St. Joseph liegt in einer höchst romantischen Gegend, in einem von hohen Bergen eingeschlossenen Thale. Der Ort ist von nicht geringer commerzieller Bedeutung, es werden hier bedeutende Geschäfte sowohl zu Wasser als zu Land betrieben, und eine Post, die täglich nach Pikes Peak im Nebraska-Territorium und nach Californien abgeht und von dorther hier eintrifft, macht den Ort zu einem höchst wichtigen Mittelpunkt des Verkehrs zwischen Ost und West. Es herrscht hier ein im Ganzen sehr gesundes, aber im Sommer ziemlich warmes Klima; die größte Hitze beträgt 95 Grad Fahrenheit. Im Winter fällt selten Schnee, der dann nur kurze Zeit liegen bleibt.

St. Joseph besitzt 3 öffentliche und einige Privatschulen, 12 Kirchen, unter denen eine katholische ist, ein kleines Hospital, 2 Freimaurerlogen und eine Oddfellowloge.

In St. Joseph befinden sich 140 jüdische Einwohner, die seit 1855 ansässig sind. Vor einigen Jahren war ihre Zahl größer, aber seitdem sind mehrere Juden von hier fortgezogen. Die jüdischen Einwohner haben sich zu einer Gemeinde vereinigt, die 19 Familien zählt und nach der Stadt St. Joseph den Namen Adath Joseph führt. Sie haben ein Haus gemiethet, und zur Synagoge eingerichtet; ferner besitzen sie zwei Pentateuche, und halten einen Lehrer, der auch zugleich die Functionen eines Chasan und Schächters versieht. Die Synagoge wird an Festtagen, öfters auch am Sabbath besucht. Sie haben in ihrer Synagogenordnung den 2. Festtag (Jom tob scheni schel galijoth) ganz abgeschafft, und nur den des Rosch Haschanah oder Neujahrs beibehalten. Die Juden sind hier meistens wohlhabend.

Capitel 8.

Rückreise durch die Nordöstlichen Staaten der Union.

Am 1. August 1861, 4 Uhr Morgens, schickte mir der Bahndirector ein Freibillet in's Hotel, das mir freie Reise nach St. Louis gewährte. Die Entfernung beträgt etwa 500 Meilen. Zwei Wege führen von St. Joseph aus nach St. Louis. Der eine direct mit der Eisenbahn dorthin, der andere über Hannibal, welche Stadt 206 Meilen von St. Joseph entfernt ist und von wo man mit dem Dampfschiffe auf dem Mississippi nach St. Louis fährt. Da in jener Zeit der kürzere Weg, wegen des noch gegenwärtig fortdauernden Krieges sehr gefährlich war, indem die Insurgenten fortwährend die Züge durch Gewehrsalven beunruhigten, so wählte ich den Wasserweg, indem ich glaubte, auf dem Flusse keine Feindeskugel fürchten zu müssen. Um 4 Uhr Nachmittags langte ich in Hannibal an und fand den Ort in großer Aufregung, namentlich weil der Bahndirector, der sich für den Norden erklärt hatte, Nachts von Insurgenten in seinem Hause gefangen genommen und, man wußte nicht wohin, fortgeschleppt war. Der Oberbefehlshaber des in dieser Gegend stehenden Bundesarmeecorps, hatte vier der angesehensten Männer der Stadt, die sich dem Süden angeschlossen, als Geisseln für den fortgeführten Bahndirector verhaften lassen und hatte gedroht, so Jenem auch nur ein Haar gekrümmt werde, es diesen Männern entgelten zu lassen. Man befürchtete daher alle Augenblicke, daß eine Revolution gegen das Militair ausbrechen würde, und für mich und die mit mir hierhergekommenen Reisenden besonders war die Lage eine höchst peinliche und ängstliche. Dazu kam noch, daß der Wasserstand sehr niedrig war und daß deßhalb das Dampfschiff nicht zur rechten Zeit anlangen konnte, was uns eine geraume Zeit in größter Angst erhielt. Erst nach Mitternacht legte endlich das Dampfschiff „Hannibal" an und wir konnten mit etwas erleichtertem Gemüthe die Stadt verlassen. Hier ist eine sehr starke Strömung des Mississippi, dennoch glaubten wir keine Gefahr befürchten zu müssen. Bis zum Morgen ging es denn auch

ganz gut, aber da trat plötzlich ein Ereigniß ein das uns vielen Schreck verursachte. Am Morgen des 2. August nämlich, als wir gerade auf dem Verdecke spazieren gingen und das herrliche Schauspiel des Sonnenaufganges und die höchst romantischen Ufer des Flusses bewunderten, wurden wir plötzlich aus unserm Anschauen um so erschreckender, weil unerwartet, aufgestört. Plötzlich erschallte nämlich der Ruf, das Schiff säße auf einer Sandbank fest. Erst glaubten wir, der Capitain gehöre zur südlichen Partei und habe die Absicht uns stranden zu lassen und dann die in der Nähe sich aufhaltenden Insurgenten herbeizurufen, damit diese uns erst berauben und dann als Kriegsgefangene wegführen sollten; wir Passagiere machten uns daher sämmtlich auf alle Möglichkeiten gefaßt und jeder griff nach seinen Waffen. Wir mußten indeß bald dem redlichen Capitain im Herzen Abbitte thun, als wir sahen, wie sehr er sich Mühe gab, das Schiff wieder flott zu machen; dieses gelang ihm auch mit Beihülfe der stärksten Passagiere nach zweistündiger Anstrengung. Um 3 Uhr Nachmittags langten wir ohne besondere Abenteuer glücklich in St. Louis an.

St. Louis.

Ich beabsichtigte in dieser Stadt mich einige Zeit aufzuhalten und mich von den Strapazen meiner Wüstenreise zu erholen Ich hatte mich aber sehr getäuscht, wenn ich gehofft, hier Ruhe zu finden. Auch hier war Alles, mit Ausnahme der Deutschen, für den Süden. Das Militär war dem Feinde entgegengerückt und nur der Generalmajor John Fremont, der Chef des westlichen Armeecorps, hatte mit einer kleinen Truppenabtheilung die Stadt besetzt, um sie vor inneren Feinden zu schützen. Auch hier war zu jeder Zeit ein Aufstand zu Gunsten des Südens zu fürchten. Der hauptsächlichste Grund für diese Befürchtung lag darin, daß eine Armee des Südens, 23,000 Mann stark, unter Anführung der Generale M'Bolk und Preuß sich der Stadt näherte. General Fremont sandte ihnen eine Armee von 8000 Mann entgegen unter Anführung von General Liens und Oberst Franz Sigel, einem Deutschen, der den linken Flügel commandirte. Die Heere geriethen 9 Meilen von Springfield, über 300 Meilen südwestlich von St. Louis an einander, und zwar war es die kleine nörd-

liche Armee, die am Morgen des 10. August die große südliche überfiel. Diese wollte sich nicht gern beim Frühstück stören lassen und leistete tapferen Widerstand. General Liens fiel und Oberst Franz Sigel übernahm das Commando. Die Schlacht dauerte bis 2 Uhr Nachmittags, während welcher Zeit Franz Sigel mit seinen deutschen Soldaten Wunder der Tapferkeit verrichtete. 2000 todte und verwundete Feinde deckten das Schlachtfeld, noch weit mehr wurden gefangen genommen, das ganze feindliche Lager wurde verbrannt. Von dem nördlichen Heere waren nur 150 gefallen, dagegen 3000 verwundet. Doch behaupteten sie das Schlachtfeld und zwangen den Feind sich zurückzuziehen. Der jetzt commandirende Oberst Franz Sigel getraute sich aber nicht mit seinem sehr geschwächten Heere den Feind zu verfolgen, da er einen plötzlichen Ueberfall fürchtete und zog sich daher zurück, um sich eine feste Position zu verschaffen. Nachdem man so 3 Tage lang der drohenden Gefahr entgangen war, trat ein Major Namens Sturz hervor und forderte von Sigel den Oberbefehl, welcher ihm denn auch ohne langes Weigern übergeben wurde. Dieser Vorfall verursachte eine große Aufregung unter dem deutschen Militär; auch in St. Louis berührte er besonders die Deutschen sehr unangenehm. Sobald der Vorgang bekannt geworden war, erhielt Sigel den Titel Brigadegeneral und dann das Commando. General Fremont beeilte sich sehr ihm das Patent zu übersenden und Major Sturz war genöthigt, das Commando dem nunmehrigen Brigadegeneral zu überlassen. Hierauf zog sich das Heer auf Zweitageweite von San Louis zurück. In St. Louis hatte sich unterdessen der revolutionäre Geist immer mehr entwickelt, so daß endlich General Fremont sich genöthigt sah, die Stadt in Belagerungszustand zu erklären. Er ließ alle Angesehenen der Stadt, die sich zu Gunsten des Südens erklärt hatten, in Verhaft nehmen, sogar den Polizeicommissär. Nur die, die ihm den Eid der Treue ablegten, gab er frei, während er die übrigen gefangen behielt. Nach und nach langten auch bedeutende Verstärkungen in der Stadt an, in Folge deren die Aufregung sich etwas legte. Die Erzählung der weiteren Ereignisse dieses ewig denkwürdigen Krieges überlasse ich dem Geschichtschreiber.

Während meiner Anwesenheit in St. Louis hatte ich das Vergnügen, den Dr. Emil Seemann zu sehen, dem ich von seinem berühmten Bruder, Dr. Berthold Seemann, empfohlen war. Da Dr. E. Seemann als ein tüchtiger Arzt überall in St. Louis bekannt ist, so war er zum Regimentsarzte ernannt und stand mit seinem Regimente im Lager zu Kairo. Aus diesem Grunde traf ich ihn bei meinem ersten Besuche nicht an und seine Gemahlin übersandte ihm meine Empfehlung per Post in's Lager. Dieses hatte denn die Folge, daß Dr. E. Seemann nach einigen Tagen in der Stadt eintraf, mich sehr freundlich aufnahm und mir viele Ehre erwies.

Die Stadt zählt gegen 190,000 Einwohner, die größtentheils aus Deutschen bestehen, ist am Mississippi belegen und treibt sehr lebhaften Handel. Viele Dampfschiffe und Eisenbahnzüge langen hier täglich an und gehen von hier ab. Obgleich während meiner Anwesenheit, wie ich schon oben angegeben, eine große Verwirrung in der Stadt herrschte, war der Handel doch recht lebhaft und die Straßen von Menschen angefüllt, die sich um den heißen Kampf, der in so unmittelbarer Nähe tobte, gar nicht zu kümmern schienen. Die Stadt ist 3 Meilen lang, hat eine sehr schöne Umgebung, und wo die Natur ihre Gaben etwas karg gespendet, wußte die Kunst nachzuhelfen. Das Klima ist im Ganzen gesund, die Hitze steigt bis 107 Grad Fahrenheit, die Kälte hingegen ist hier ziemlich gering, und der Winter ganz erträglich.

In St. Louis bestehen 2 jüdische Gemeinden. Sie heißen:

1) Achduth Israel, besteht aus 80 Mitgliedern und hat polnischen Ritus. Sie wurde im Jahre 1842 (5602) gegründet. Präsident ist Mr. Keiler. Die Gemeinde baute vor 2 Jahren eine recht schöne Synagoge in der 6. Straße, welcher Bau auf ungefähr 13,000 Dollars kam. Das Geld dazu ist angeliehen und steht auf Zinsen. Zwei Male war schon in Blättern annoncirt, daß man die Synagoge meistbietend verkaufen wolle, da die Gemeindemitglieder die Zinsen nicht zahlen konnten oder wollten; bis jetzt ist indeß die Synagoge noch in der Hand der Gemeinde. Der Grund dieser finanziellen Verlegenheit besteht darin, daß man zu große Ausgaben, etwa 2000 Dollars auf die Einweihung der Synagoge verwendete, indem man wahrscheinlich

nicht bedachte, daß die Einweihung derselben nicht so wichtig ist, wie ihre Erhaltung. Ein weiterer Grund liegt darin, daß man einen gewissen Mr. Ritter aus England, mit 1200 Dollars engagirte, namentlich weil er musikalisch war. Dieser führte nun einen Chor von Männern und Frauen ein und als man nicht genug befähigte Jüdinnen finden konnte, nahm man keinen Anstand, Christenmädchen zur Mitwirkung im Chor zu engagiren, die natürlich in demselben nicht ohne Gehalt mitwirken wollten. Die durch dies Alles verursachten allzugroßen Ausgaben sind die hauptsächlichsten Ursachen, weßhalb die Gemeinde so sehr in Schulden gerieth, daß sie nicht einmal die Zinsen entrichten konnte. Mr. Ritter legte, da ihm die Gemeinde einen so großen Gehalt nicht ferner zahlen konnte und er sich zur Annahme eines geringeren nicht bewegen ließ, sein Amt nieder und kehrte nach England zurück. Mit seiner Entfernung ging auch der Chor ein. Ich besuchte am Sabbathe die Synagoge, muß aber zu meinem Bedauern berichten, daß mit genauer Noth die zum öffentlichen Gebet nöthige Zahl (Minjan) sich eingefunden hatte.

Die zweite Gemeinde, Bene El, besteht größtentheils aus Deutschen und Böhmen. Diese Gemeinde ist aus zwei früher von einander getrennten zusammengesetzt. Die Böhmen nannten sich Bene Berith und die Deutschen Immanu El. Im Jahre 1853 (5613) vereinigten sich beide Gemeinden unter dem oben genannten Namen, der ihre Verschmelzung ausdrücken soll; sie nahmen nämlich von jedem bisherigen Namen ein Wort, von Bene Berith, das Wort Bene, und von Immanu El, das Wort El, und so entstand die Gemeinde Bene El, die im Ganzen etwa 120 Mitglieder zählt. Man hat eine Art von Reform, obgleich keine vollständige, eingeführt. So sind z. B. die Sitze von Männern und Frauen zusammen, mehrere Gebete des alten Ritus sind abgeschafft und Chor und Orgel eingeführt. Der Präsident ist Mr. Freder, Vicepräsident Mr. Singer. Das Amt eines Gemeindekassirers verwaltet Mr. Busch, ein sowohl bei Juden wie bei Christen sehr geachteter Mann. Chasan, Lehrer und Prediger ist Mr. Kuttner, ein recht braver Mann, der seine Pflicht treu erfüllt und bei seiner Gemeinde sehr beliebt ist.

Die Gemeinde hat eine schöne Synagoge gebaut, die oftmals ziemlich stark besucht wird.

Wohlthätige Vereine.

Es giebt hier deren 3. Sie heißen:

1) Chebrath Meschibath Nephesch, im Jahre 1842 gegründet.

2) Turo-Verein.

3) Frauen-Verein.

Der Zweck dieser Vereine ist, Arme, Kranke ꝛc. zu unterstützen. Die Zahl der Juden dieser Stadt beläuft sich auf etwa 1000, unter welchen es einige Wohlhabende giebt. Sie sind unter den amerikanischen Juden als engherzig verschrieen, was vielleicht nicht ganz unbegründet ist.

Chicago in Illinois.

Am 22. August, 7 Uhr Morgens, verließ ich St. Louis, setzte über den Mississippi und begab mich mit der Eisenbahn nach Chicago, woselbst ich Abends 7 Uhr anlangte. Die Entfernung beträgt 261 Meilen; das Fahrgeld beläuft sich auf 10 Dollars. Der Platz, den jetzt Chicago einnimmt, war noch vor etwa 30 Jahren das Eigenthum freier Indianer, die aber dem weißen Manne weichen und sich in's Innere zurückziehen mußten. Von den großen Urwäldern, die früher diese Gegend bedeckten, werden noch Spuren in der Umgebung der Stadt gefunden. Die Stadt ist 6 Meilen lang und 3 Meilen breit und liegt in einer Ebene an der Südwestspitze des Michigansees. Dieser ist 3 bis 10 Meilen breit und 70 Meilen lang, auch ist er sehr tief und wird stark befahren. Der Chicagofluß strömt mitten durch die Stadt, die von ihm den Namen führt, den er seinerseits den Indianern verdankt. Er ist ein Abfluß des Michigansees und theilt sich in zwei Arme, von denen der eine nach Süden und der andere nach Norden strömt. Der südliche Arm ist 8 Meilen lang, der nördliche 4 Meilen; beide münden wieder in einen kleinen See. Auf beiden Armen wird sehr viel Schifffahrt getrieben; über sie führt eine große Brücke, unter der selbst Dampf- und Segelschiffe hinfahren können, wenn sie nur den Schornstein, bezw. den Mast abnehmen.

Die Stadt ist sehr schön gebaut, mit schönen Häusern in breiten, gepflasterten Straßen, von denen einige auf beiden Seiten mit Baumreihen versehen sind. Sie ist sehr lebhaft; es wird hier ein großer geschäftlicher Verkehr getrieben, besonders was den Getreidehandel betrifft. Ein sehr schönes dreistöckiges Gerichtshaus (Courthouse) an einem herrlichen freien Platze ist eine der schönsten Zierden der Stadt. Dasselbe ist ganz massiv von Stein gebaut und mit einem ziemlich hohen Thurme, auf dem die Sturm- oder Feuerglocke angebracht ist, versehen. Am 28. August besuchte ich dieses prächtige Gebäude. Von dem Parterre aus erreicht man vermittelst einer vierzehnstufigen, breiten Treppe einen ziemlich großen Vorplatz, auf den alle Zimmer des ersten Stockes münden. Steigt man jetzt 28 Stufen höher, so trifft man ebenfalls einen zweiten großen Vorplatz an, auf den wiederum alle Zimmer des zweiten Stockes münden. Steigt man endlich noch 37 Stufen, so glaubt man wieder in die unteren Stockwerke versetzt zu sein, da hier Alles ebenso eingerichtet ist, wie in jenen. Von hieraus muß man eine 110 Stufen hohe, eiserne Wendeltreppe hinaufsteigen, um zur Spitze des Thurmes zu gelangen. Man kommt hier zuerst in ein kleines Gemach und von da aus auf die Brüstung des Thurmes, die ringsum mit einer eisernen Stakette umgeben ist. Man hat von hier eine unvergleichlich schöne Aussicht. Man übersieht die große, schöne Stadt, deren Umgebung und den glänzenden Michigansee; dann auch noch die Eisenbahnen und die fortwährend auf dem eben genannten See hin- und herfahrenden Schiffe. Der überraschende Anblick ist so überwältigend, daß ich von einer Schilderung desselben abstehen muß.

In Chicago sind 3 jüdische Gemeinden. Sie heißen:

1) Ansche Maarab (Männer des Westens) im Jahre 1847 (5607) gegründet. 1851 (5611) hat sie eine sehr schöne Synagoge erbaut, die am 13. Juni 1861 eingeweiht wurde. Diese Gemeinde besteht größtentheils aus Deutschen, deren Ritus sie auch angenommen hat und in consequenter, noch ächt orthodoxer Weise durchführt. Ihr Präsident ist Mr. M. M. Gerstley; Chasan, Prediger und Lehrer ist Mr. Adler, ein wahrhaft religiöser Mann. Seine im untern Raume der Synagoge befind-

liche Schule ist sowohl in den anderen Wissenschaften, wie auch im Hebräischen sehr tüchtig. Diese Gemeinde ist die größte Chicago's.

2) Bene Schalom, etwas später als die erste Gemeinde gegründet, hat keinen jüdischen Lehrer. Sie hat den polnischen Ritus angenommen.

3) Sinai, im Jahre 1861 gegründet. Diese Gemeinde kaufte eine christliche Kirche, die am 11. Juni vom Dr. S. Adler aus Newyork als Synagoge eingeweiht wurde. Sie ist eine entschiedene Reformgemeinde, hat Chor und Orgel eingeführt und das Gebetbuch Olath Tamid von Dr. Einhorn adoptirt. Sie hat den dreijährigen Cyclus bei der Thorahvorlesung angenommen und läßt in der Synagoge Männer und Frauen beisammen sitzen. Auch hier ist der zweite Feiertag der Reformwuth zum Opfer gefallen. Chasan und Prediger ist Mr. Baruch Felsenthal, ein recht verständiger und auch in der jüdischen Literatur nicht unbewanderter Mann.

Wohlthätige Vereine

sind hier folgende:

1) Hebrew Benevolent Society, im Jahre 1852 (5612) gegründet. Der Zweck dieses Vereins ist, Arme zu unterstützen.

2) Chebrath Bene Berith, über welchen Orden wir schon früher gesprochen.

Es giebt außerdem noch einige andere Wohlthätigkeitsvereine, die ich mir aber nicht besonders bemerkt habe und daher auch nicht aufzählen kann.

Die Zahl der Juden Chicago's beläuft sich auf etwa 1500, während die gesammte Einwohnerzahl 12,000 beträgt.

Am 25. August versammelten sich alle 3 oben erwähnten Gemeinden in der Synagoge der Gemeinde Ansche Maarab, und gründeten hier einen Verein, Benjamin Society genannt, zu dem Zwecke, mich bei meinen ferneren Reisen zu unterstützen. Den hierüber gefaßten Beschluß überreichte mir denn auch der Präsident jener Gemeinde schriftlich, welches Schreiben ich noch heute besitze.

In der Umgegend Chicago's wohnt ein Indianerstamm, die Coscinom genannt.

Milwaukee in Wisconsin am Michigansee.

Am 28. August, 7 Uhr Abends, verließ ich Chicago und erreichte um 11 Uhr Abends Milwaukee am Michigansee. Die Entfernung beträgt 85 Meilen und kostet mit der Eisenbahn 2½ Dollars. Die Stadt wurde um's Jahr 1830 gegründet und zwar durch einen in Canada gebornen Franzosen, Junio genannt. Nach und nach siedelten sich noch einige Amerikaner hier an, bis dann die eigentlichen Förderer der Cultur, die Deutschen, sich hier in Masse anbauten. Die Stadt ist 4 Meilen lang und 1½ Meilen breit und zählt etwa 50,000 Einwohner, von denen ⅓ Deutsche sind. Der Milwaukeefluß strömt mitten durch die Stadt, die er in 2 Theile theilt. Derjenige Theil, der dem See am nächsten liegt, wird Milwaukee, der andere Walkerspond genannt. Beide Stadttheile stehen durch Brücken mit einander in Verbindung. Die Häuser in der Stadt sind größtentheils aus Holz gebaut und durchschnittlich 2—3stöckig. Es sind hier breite, gepflasterte Straßen. Die Industrie ist eben so bedeutend wie in Chicago.

Zwei Indianerstämme wohnen in der Nähe der Stadt; der eine wird nach einem Flusse in der Umgegend Minominis, der andere Tschibowis genannt.

Es leben in Milwaukee etwa 1000 Juden, die größtentheils aus Deutschen, Polen und Böhmen bestehen. Im Jahre 1840 gründeten sie eine Gemeinde unter dem Namen Immmanu El. Da sich aber die Deutschen und Polen ihres verschiedenen Ritus halber nicht vertragen konnten, so trennten sie sich, und die Polen und Böhmen bildeten von jetzt an eine besondere Gemeinde. Im Jahre 1858 vereinigten sich die Gemeinden wieder, legten den alten Ritus ab und nahmen dafür eine Art Reform an. 1859 bauten sie sich eine Synagoge. Die Gemeinde zählt jetzt indeß nur 90 Mitglieder, da viele Israeliten den Anschluß verweigerten.

Wohlthätige Vereine sind:

1) Chebrath Naschim Gemiluth Chesed, hat den Zweck, Arme zu unterstützen.

2) Chebrath Bene Berith.

Capitel 9.

Detroit in Michigan.

Am 29. August, 4 Uhr Nachmittags, bestieg ich das Dampfschiff und fuhr den Michigansee entlang. 10½ Uhr Abends erreichten wir Grand Haven; von hieraus fuhr ich mit der Bahn nach Detroit, woselbst ich am Morgen des 30. August anlangte. Die Entfernung von Milwaukee aus beträgt 186 Meilen, sie kostet im Ganzen 18 Dollars. Ich kehrte bei Herrn Hermann Friedmann ein, einem sehr wohlhabenden Manne, der die größte hiesige Manufacturwaarenhandlung besitzt und ein Schwiegersohn des Herrn Michelbacher aus Newyork ist. Die Stadt liegt am Detroitstrome, dessen eines Ufer zu den Vereinigten Staaten gehört, während das andere, an dem Windsor liegt, einen Theil des englischen Canada bildet. An der amerikanischen Seite ist der lebhafteste Handel, an der englischen hingegen ist es so still, wie in einem Dorfe. Detroit liegt 7½ Meilen südlich von St. Clair und 18 Meilen nördlich vom Eriesee. Es ist sehr schön gebaut, hat schöne Häuser in gut gepflasterten Straßen und treibt lebhaften Handel sowohl zu Lande, wie zu Wasser. Ich brauche wohl nichts Näheres von dieser Stadt zu schreiben, da sie zu den ältesten Nordamerika's gehört und schon von vielen Reisenden beschrieben ist.

Es befinden sich hier ungefähr 150 Israeliten, die im Jahre 5610 (1850) eine Gemeinde, Beth El genannt, mit deutschem Ritus, bildeten. Sie hatten ein Haus gemiethet, um ihren Gottesdienst verrichten zu können. Später bauten sie eine Synagoge, die sie gerade am Tage meiner Ankunft einweihten. Die Einweihung geschah durch Dr. Wise aus Cincinnati, der zu diesem Zwecke herberufen war. Dieselbe ging sehr feierlich vor sich und wurde von den Juden Detroits mit großer Freude und als ein festliches Ereigniß begangen. Auch Mr. Lasar, der neuengagirte Chasan, trug durch einen gut eingerichteten Chor viel zur Erhöhung der Feier bei. Die Gemeinde zählt etwa 30 Mitglieder.

Der einzige hier bestehende Wohlthätigkeits-Verein ist die

Chebrath Bikkur Cholim, ein Verein, um Kranke zu unterstützen und Todte zu beerdigen, gegründet im Jahre 5611 (1851). Die Juden dieser Stadt sind meistens wohlhabend.

Am 2. September 1861 2 Uhr Nachmittags verließ ich Detroit in Begleitung des Dr. Wise und erreichte am Morgen des 3. September Cincinnati. Die Entfernung beträgt gegen 400 Meilen. In dieser Stadt verweilte ich bis zum 15. Januar 1862 und beschäftigte mich hauptsächlich mit der Zusammenstellung meines Tagebuches über meine Reisen in Amerika, um dasselbe von Dr. Lilienthal und Dr. Wise nachsehen und etwa eingeschlichene Irrthümer durch diese mit jüdisch-amerikanischen Verhältnissen sehr vertrauten Männer ausmerzen zu lassen. In dieser Beziehung bin ich auch den beiden geehrten Herren zu großem Danke verpflichtet. Ich war während dieser Zeit sehr eifrig mit meinen Arbeiten beschäftigt, und da ich kein Rentier bin, auch wohl kein Geld in der Bank stehen hatte, und Amerika ein sehr theures Land ist, so gerieth ich sehr bald in Geldverlegenheit. Dr. Wise machte meine Glaubensgenossen in einem Artikel in Nr. 20, v. 15. Nov. 1861, seiner Zeitschrift „Deborah" darauf aufmerksam. Der Artikel lautet folgendermaßen:

„Seit Wochen sitzt jetzt der Herr J. J. Benjamin II. hier und schreibt seine Reiseberichte über Amerika, einschließlich von Californien, Oregon, bis zu der Van-Couvers-Insel im englischen Theile Amerika's. Dieser ist der einzige Israelit, der als Reisender sich der Welt nützlich zu machen sucht; er hat der Wissenschaft, besonders aber der jüdisch-historischen, Dienste geleistet, er leistet mit seinem neuen Werke wieder und zwar besonders für Europa und Asien und dort wieder ganz besonders für die Hunderttausende, die keine europäische Sprache lesen, wohl aber Hebräisch verstehen. Ich habe mehrere Bogen seines Werkes über Californien gelesen und finde die Berichte höchst interessant, sowohl in Betreff der Geographie, als auch der Ethnographie, ganz besonders der Indianerstämme und des angestellten Vergleichs derselben mit anderen Barbaren. Die Zeitungen haben es zu wiederholten Malen gemeldet, daß Herr Benjamin ein solches Werk geschrieben und auf die Unterstützung des Publikums zählt. Das Werk ist jetzt vollständig in deutscher Sprache fertig, jeder, der liest, weiß, daß

Benjamin wochenlang hier sitzt und schreibt; aber noch kein Mensch hat ihn gefragt, ob er von der Luft lebe, oder irgend einer Unterstützung bedarf; es ist noch keinem Menschen eingefallen, sich auch nur zu erkundigen, was derselbe thue oder zu thun beabsichtigt. Bis zum Elende sind wir herabgekommen, wir haben nur noch für Geschäfte und Kriegsnachrichten Sinn. Benjamin hat, was wenige können, das Innere Asiens, den Norden Afrika's, beinahe ganz Europa und Nordamerika einschließlich der westlichen Wüsten bereist; er hat uns von den fernsten Ländern Nachricht gebracht und bereitet jetzt ein Werk vor, das Kunde von uns nach jenen fernen Ländern bringen wird; er bildet ein Glied in der Kette zwischen uns und den Israeliten anderer Welttheile; mit seinem Werke über Californien nützt er der Wissenschaft im Allgemeinen; als Fremder und als Mann, der so viel gesehen, verdient er unsere Aufmerksamkeit; aber wir haben keine zu vergeben, wir sind herabgekommen; bis zum grobsinnlichen Materialismus, der selbst von Geistlichen und Gelehrten genährt und gepflegt wird, sind wir herabgekommen. Dieser Benjamin ist ein Höhemesser unserer geistigen Zustände.

Ich schreibe dieses deutsch, nicht weil ich es für Damen beabsichtige, sondern weil ich mich schäme, es englisch dem größeren Publikum vorzulegen."

Da aber die Juden von Cincinnati, obgleich sie sehr wohlhabend sind, wenig Sinn für geistige Interessen haben, so blieb dieser Artikel wirkungslos. Aber Gott, der mich bis jetzt auf allen meinen Wegen beschützt hatte, verließ mich auch hier nicht. Herr Consul A. Aday und Herr Henry Mack halfen mir aus der Verlegenheit, wie ich schon im ersten Theile meines Werkes, Seite 354, bemerkt habe. — Ich statte ihnen hier wiederholt meinen herzlichsten Dank ab.

Es ist wunderbar, daß, wie ich bemerkt zu haben glaube, viele Amerikaner jüdischen Typus haben. Ich sprach einst mit Dr. Wise darüber. Dieser sagte mir, der Grund davon sei, daß die Juden, welche zuerst nach Amerika kamen, unverheirathet gewesen seien und sich mit Amerika's Töchtern verheirathet hätten, wodurch denn der jüdische Typus sich auf sehr viele Amerikaner vererbt habe. Einige nichtjüdische Familien haben sogar aus jener Zeit

her noch jüdiſche Familiennamen. Auf meine Frage, welche Beweiſe er für dieſe Behauptung habe, erzählte er mir folgende Geſchichte. Ein ihm ſehr befreundeter Amerikaner lud ihn nämlich einſt zu ſich in ſein Haus. Als er bei ihm war, ſagte der Amerikaner, er habe ihn, den Dr. Wiſe, in einer wichtigen Sache um Rath zu fragen. Dieſer erwiderte, er ſei von Herzen bereit, ihn, ſo viel in ſeinen Kräften ſtände, mit Rath zu unterſtützen. Darauf entfernt ſich der Amerikaner einen Augenblick und tritt dann mit einem Beutelchen unter dem Arme wieder in's Zimmer. Er ſagt, daß dieſer Beutel von ſeinem Großvater ſeinem Vater übergeben, damit ihn derſelbe zugebunden, wie er ſei, in der Familie forterben laſſe. Jetzt ſei der Beutel in ſeine Hände gelangt, und er bitte nun ſeinen Freund, ihm bei der Erforſchung des Inhalts behülflich zu ſein. Nach einigem Beſchauen und Betaſten öffnet Dr. Wiſe das Beutelchen und findet darin — ein Paar Thephillin (Gebetriemen). Vielleicht daß dieſe Tephillin nicht allein die jüdiſche Abſtammung der Familie bezeugen, ſondern auch die ſpäteren Nachkommen zur Rückkehr zur angeſtammten Religion auffordern ſollten. — Er erzählte mir auch noch andere ähnliche Fälle, von denen ich folgenden anführe:

Als Dr. Wiſe einſt in der Gegend von Syrakuſe war, wurde er von einem Farmer, der auch einmal einen Rabbiner ſehen wollte, eingeladen, ihn auf ſeinem Gute zu beſuchen. Dr. Wiſe nahm die Einladung an, erſtaunte aber nicht wenig, als er daſelbſt das Miſchkan (Stiftzelt), natürlich in kleinerm Maßſtabe, aufgebaut fand. Dann erzählte ihm der Farmer, daß ſeit 20 Jahren kein Schweinefleiſch in ſein Haus gekommen ſei, daß er am Sabbath und an Feſttagen ruhe und jedes Jahr am Verſöhnungstage faſte. Wahrſcheinlich iſt auch dieſer ein Abkömmling der Juden. — Ich bemerke hier, der Curioſität wegen, daß Dr. Wiſe in jüngſter Zeit ſich 7 Meilen von Cincinnati entfernt, eine Farm von 14 Acres Land gekauft und im Winter v. J. bezogen hat. Unter den Rabbinern der alten und neuen Welt, die ich kennen gelernt, iſt er der einzige, der dem Beiſpiele Eliſchas (Kön. 1, Cap. 19, V. 19) gefolgt iſt.

Im Staate Ohio, etwa 150 Meilen von Cincinnati, fand man während meiner Anweſenheit unter Steinhaufen, welche die Ruinen eines Indianerlagers ſein ſollen, einen Stein, der 4—5 Zoll lang,

unten 1 Zoll und oben etwa 3 Zoll breit war. Derselbe hatte die Form eines unregelmäßigen Vierecks. Die anderen beiden Seiten waren jede 1—2 Zoll breit. In demselben war auf allen Seiten hebräische Quadratschrift eingravirt. Auf den beiden breiteren Seiten stand Kodesch Kodoschim, und Thorath Adonai. Auf den schmalen Seiten stand Melech Erez und Debar Adonai. In mehreren amerikanischen Blättern wurden Abhandlungen über diesen Fund geschrieben, an der man die kühnsten Hypotheſen knüpfte. Auch ich betheiligte mich an dieser interessanten Sache, die mir aber schließlich doch nur ein gewöhnlicher Yankeehumbug zu sein scheint.

Während meines Aufenthaltes in Cincinnati, ungefähr in der Hälfte des October, kam daselbst die Nachricht an, daß der Telegraph von Salt-Lake-City bis New-York fertig und die erste telegraphische Depesche von Brigham Young an einen guten Freund in New-York abgeschickt worden sei.

Am 24. October 7 Uhr 40 Minuten Abends ging die erste Depesche von Sacramento an den Präsidenten in Washington ab. Dieselbe lautete folgendermaßen: „An Abraham Lincoln, Präsidenten der Vereinigten Staaten.

„Bei der augenblicklichen Abwesenheit des Staats-Gouverneurs wurde ich ersucht, Ihnen die erste Botschaft zu übersenden, die über die Drähte der Telegraphenlinie geht, die die pacifischen mit den atlantischen Staaten verbindet.

„Das Volk von Californien wünscht Ihnen Glück zur Vollendung des großen Werkes. Es glaubt, daß dasselbe das Mittel sein werde, um die Anhänglichkeit zu befestigen, welche sowohl den Osten wie den Westen an die Union bindet, und es wünscht in dieser ersten Botschaft über den Continent seine Treue gegen diese Union sowie seinen Entschluß auszudrücken, in diesen Tagen der Prüfung zur Regierung zu halten. Es achtet und liebt diese Regierung und wird unter allen Umständen ihr treu bleiben.

Stephen J. Field.
Oberrichter von Californien."

Diese Botschaft erhielt der Präsident in Washington am 25. October um 11 Uhr 30 Minuten Vormittags.

Am 25. October kam direct von San Francisco folgende Depesche in New-York an: „San Francisco den 25. October. An den Mayor in New-York! — San Francisco entbietet New-York seinen Gruß und Glückwunsch zur Vollendung des Werkes, welches das stille mit dem atlantischen Meere verbindet. Möge dadurch das Gedeihen beider Städte zunehmen und den Unternehmern dieses wichtigen Werkes Ehre und Belohnung zu Theil werden.

H. F. Teschenacker,
Mayor von San Francisco."

Die Gebühren für Depeschen von New-York nach San Francisco betragen, 5 Dollars 95 Cents für 10 Worte und 48 Cents für jedes Wort mehr. Die Entfernung beläuft sich auf ungefähr 4000 Meilen. Die Telegraphenlinie zwischen San Francisco und New-York ist kein geringer Beweis von dem großen Unternehmungsgeiste, der die Amerikaner beseelt, denn sie führt durch große Wüsteneien, über Berge, Schluchten u. s. w., so daß man versucht sein könnte, dieses Werk das achte Wunder der Welt zu nennen. Nach den neuesten Berichten besitzt die Union 22,000 Meilen Eisenbahnen, deren Fahrpreis für eine Meile in der ersten Classe 3 Cents beträgt.

Capitel 10.

Am 13. Januar 1862 bereitete ich mich vor, meine Abreise von Cincinnati anzutreten, um mich nach dem Osten zurückzuwenden. Aber mein Freund Jakob Fürst hielt mich noch einen Tag zurück, den wir denn auch vergnügt mit einander verbrachten. Er gab mir als Erinnerung einen goldenen Federhalter, auf dem sein und mein Name eingravirt sind. Am 15., 4 Uhr Nachmittags, verließ ich Cincinnati und erreichte Abends 10 Uhr Columbus, die Hauptstadt von Ohio. Die Entfernung beträgt 110 Meilen, und die Reise kostet $3\frac{1}{2}$ Dollars mit der Eisenbahn.

Die Stadt zählt ungefähr 25,000 Einwohner, hat breite, gepflasterte Straßen und ist schön gebaut. Es sind darin 15 Kirchen, 2 Freimaurerlogen, 4 Oddfellows- eine Druiden- und eine Rothmännerloge, ferner befinden sich dort eine Taubstummenanstalt, eine medicinische Facultät und endlich ein Hospital.

Es wohnen hier etwa 40 jüdische Familien, die sich seit dem Jahre 1842 hier niederließen. Im Jahre 5612 (1851) constituirten sie eine Gemeinde, die sie Columbus congregation nannten. Die Gemeinde hat ein Haus zur Synagoge gemiethet und besitzt zwei Pentateuche. Präsident ist Mr. Goudersheimer, Secretair Mr. Klaimann, ein sehr gebildeter und wohlthätiger Mann, Chasan, Lehrer und Schächter ist Mr. Liepmann.

Am 16. Januar Nachmittags verließ ich Columbus und erreichte 9 Uhr Abends Cleveland. Die Entfernung beträgt 138 Meilen und kostet 4 Dollars. Die Stadt ist in einer Ebene am Eriesee gebaut. Sie ist sehr lebhaft und wegen ihrer durch Eisenbahnen und die Kanalverbindung mit Pittsburg in Pensylvanien noch gehobenen günstigen Lage von großer commerzieller Bedeutung.

Cleveland ist recht schön gebaut, mit breiten gepflasterten Straßen versehen und zählt 60,000 bis 70,000 Einwohner.

Es wohnen hier gegen 15,000 Juden, die sich in 3 Gemeinden theilen. Sie heißen:

1) Ansche Chesed, im Jahre 1841 (5601) gegründet. Sie zählt etwa 120 Mitglieder und hat den deutschen Ritus angenommen, doch Chor und Orgel eingeführt. Chasan und Lehrer ist Herr Cohen, früher in Cincinnati angestellt. Die Gemeinde besitzt eine gute Elementarschule und außerdem noch eine Sonntagsschule für den hebräischen Unterricht.

2) Tiphereth Jisrael, im Jahre 1850 (5610) gegründet. Sie zählt etwa 25 Mitglieder. Sie ist eine Reformgemeinde und hat Chor und Orgel eingeführt. Männer und Frauen sitzen beisammen, aber nichtsdestoweniger sind doch die Gebete noch nach altem Ritus. Man beabsichtigt aber in der Folge auch diese abzuändern. Sie hat keine jüdische Elementarschule, auch wird für hebräischen Unterricht gar nicht gesorgt.

3) Eine kleine polnische Gemeinde, die erst seit kurzer Zeit

gegründet ist, und noch nicht, wie die beiden erstgenannten, eine Synagoge besitzt.

Die jüdischen Vereine Cleveland's heißen:

1) Hebrew Benevolent Society, zur Unterstützung von Armen.

2) Loge der Bene Berith. Sie zählt 400 Mitglieder und hat einen Fond von 3000 Dollars.

3) Chebrath Naschim, ebenfalls zu wohlthätigen Zwecken.

4) Ein Literaturverein, dessen Präsident Mr. Benjamin Frankel heißt.

5) Ein Gesangverein, unter dem Namen „Ziongesangverein." Er zählt 60 aus Männern und Frauen bestehende Mitglieder. Sie haben ein Haus gemiethet, in dem sie an bestimmten Abenden zusammenkommen.

Die Juden in Cleveland besitzen zwei Begräbnißplätze.

Am 19. Januar trat in der Halle des Literaturvereins eine zahlreiche Versammlung von Männern und Frauen zusammen, denen der Präsident dieses Vereins in einer Rede meine Anwesenheit und den Zweck meiner Reisen anzeigte. Man beschloß einstimmig eine Gesellschaft zu bilden, um mich auf meinen ferneren Reisen zu unterstützen.

Buffalo in New-York.

Am Abend des 24. Januar verließ ich Cleveland und langte am Morgen des 25. Januars in Buffalo an. Die Entfernung beträgt 198 Meilen.

Die Stadt zählt gegen 90,000 Einwohner und liegt nahe am Eriesee. Es ist hier bedeutender Handel zu Wasser und zu Lande, und die Stadt steht auch mit Albany durch den Eriekanal in Verbindung. Zwei Flüsse, von denen der eine Buffallocreek und der andere Negroriver genannt wird, fließen durch die Stadt.

Es befinden sich in Buffalo 4 jüdische Gemeinden. Sie heißen:

1) Beth El, im Jahre 1847 (5607) gegründet, zählt etwa 35 Mitglieder und hat polnischen Ritus.

2) Beth Zion, im Jahre 1850 (5611) gegründet. Sie zählt 25 Mitglieder und hat deutschen Ritus.

Vor Kurzem bildeten sich noch zwei andere Gemeinden, deren

Namen ich nicht behalten habe und von denen jede 15—20 Mitglieder zählt.

Es sind hier zwei Wohlthätigkeitsvereine, genannt:

1) Chebrath Bikkur Cholim, dann

2) Benevolent Society.

Buffalo ist die ärmste Gemeinde, die ich in Amerika angetroffen habe. Es sind sehr wenig Wohlhabende dort. In der Nähe der Stadt wohnen einige Indianerstämme; da ich aber eine ausführlichere Beschreibung der Indianerstämme im ersten Theile dieses Bandes gegeben habe, so brauche ich jetzt nicht auf dieselben einzugehen.

Am 26. Januar ging ich den Wasserfall des Negro zu sehen, der 28 Meilen von Buffalo entfernt ist. Dieser Wasserfall ist nicht sehr hoch, nur 165 Fuß, aber in der Weise seines Falles ist er merkwürdig. An der Stelle, wo der Fluß sich zu senken anfängt und eine stärkere Strömung eintritt, ist eine Hängebrücke über denselben geschlagen. Auf dieser Stelle ist der Strom ungefähr 200 Fuß breit. Verfolgt man den immer stärker werdenden Lauf des Stromes, so stößt man nach einem Gange von etwa 10 Minuten auf eine Insel. Hier theilt sich der Strom in zwei Arme, von denen jeder, nachdem er die halbmondförmige Insel umflossen und so einen Halbkreis beschrieben, plötzlich in die Tiefe fällt. Nach dem Sturze vereinigen sich die beiden Arme wieder und fließen von jetzt an ruhig ihres Weges, als ob sie nach den heftigen und harten Anstrengungen ihres Wettkampfes ein besonderes Bedürfniß nach Ruhe verspürten.

Rochester im Staate Newyork.

Am Abend des 28. Januar verließ ich Buffalo und erreichte 10 Uhr Abends Rochester. Die Entfernung ist 90 Meilen.

Es besteht hier eine jüdische Gemeinde, die keinen besonderen Namen führt. Sie wurde 1847 (5607) gegründet. Sie zählt etwa 90 Mitglieder. Präsident ist Mr. J. Katz, Chasan Mr. Hiß. Sie hat bis jetzt den alten Ritus beibehalten, doch bestehen seit einiger Zeit einige Gemeindemitglieder auf Einführung eines neuen, womit sie aber bis jetzt noch nicht durchgedrungen sind.

Es ist hier ein Wohlthätigkeits-Verein, Chebrath Naschim

Gomloth Chesed, um Arme zu unterstützen. Die Juden in dieser Stadt sind im Allgemeinen recht freundlich und wohlthätig.

Am Abend des 29. Januar baten mich einige Gemeindemitglieder in die Synagoge zu kommen, um einer dort versammelten Anzahl meiner Glaubensgenossen von den Juden im Orient zu erzählen. Ich schlug das Begehren nicht aus und begab mich in die Synagoge. Wie erstaunte ich aber, als ich dort eine große Anzahl Menschen, Männer sowohl wie Frauen, versammelt fand, die alle meiner Rede höchst gespannt entgegensahen. Man wollte mich auf die Kanzel führen, ich schlug aber diesen Platz aus und sprach nun, vom Stande des Chasan aus, eine ganze Stunde lang von meinen Glaubensgenossen in Asien und Afrika, wobei Alle mit großer Aufmerksamkeit zuhörten. Alle luden mich zu sich ein und Diejenigen, die ich besuchte, schätzten sich dieses für eine große Ehre. Diese Thatsache dürfte ein kleiner Beweis dafür sein, daß die Juden, wie weit sie auch von einander entfernt sind und wie viel Meere und Wüsten sie auch trennen mögen, doch immer als Glieder Einer Familie sich fühlen, die sich freuen, Nachrichten von ihren Brüdern zu empfangen.

Capitel 11.

Syracuse.

Am 31. Januar verließ ich Rochester und erreichte Nachmittags das 95 Meilen entfernte Syracuse.

Es bestehen hier 2 jüdische Gemeinden. Sie heißen:

1) Keneset Schalom, auch Concordia genannt, gegründet im Jahre 1846 (5606). Sie zählt 80 Mitglieder, die sämmtlich Deutsche sind, und hat den Fürther Ritus angenommen. Dr. Deutsch, der früher Prediger in Philadelphia war, lebt hier als Privatmann und predigt mitunter an Sabbath- und Festtagen in dieser Gemeinde.

2) Beth Israel, hat polnischen Ritus und zählt weniger als

20 Mitglieder. Diese Gemeinde wurde kurz nach der ersten gegründet.

Wohlthätiger Vereine giebt's hier drei; sie heißen:

1) Chebrath Ahabath Achim.

2) Chebrath Rodeph Chesed.

3) Chebrath Naschim Gomloth Chesed.

Alle 3 genannten Vereine haben den Zweck, Arme, Kranke, Waisen ꝛc. zu unterstützen.

Der Eriecanal durchschneidet einen Theil der Stadt. Nahe bei der Stadt ist ein kleiner Landsee, Degesee genannt.

In der Nacht des 3. Februar verließ ich Syracuse und erreichte am Morgen des 4. Februar Albany. Die Entfernung beträgt 150 Meilen. Ich kehrte in einem Hotel ein, aber Herr Joseph Sporberg, gebürtig aus Altenstein in Baiern, ein Neffe des Rabbiners Dr. Stein in Frankfurt am Main, lud mich gastfreundlich zu sich in sein Haus, wo ich die freundlichste Bewirthung fand.

Es sind hier 3 jüdische Gemeinden. Sie heißen:

1) Beth El, im Jahre 1838 (5598) gegründet, besteht aus Deutschen und hat den Fürther Ritus.

2) Beth Jacob, im Jahre 1847 (5608) gegründet, hat polnischen Ritus.

3) Ansche Emeth, im Jahre 1850 oder 5611 gegründet. Sie ist eine Reformgemeinde und hat den Ritus des Newyorker Tempels angenommen. Sie besteht aus Deutschen und zählt etwa 120 Mitglieder. Präsident ist Joseph Sporberg, Chasan und Lehrer Mr. Labessini. Anfangs hatten sie Dr. Wise, der jetzt in Cincinnati ist, zum Rabbiner; ihm folgte der kürzlich nach San Francisco berufene Dr. Elkan Cohen, und während meiner Anwesenheit sagte man mir, daß Dr. Meyer, früher Rabbiner der portugiesischen Reformgemeinde zu Charleston, sein Nachfolger werden würde.

Vereine:

1) Chebrath Gomel Chasadim, um Arme zu unterstützen.

2) Chebrath Kaddischah, um Arme und Kranke zu unterstützen, sowie auch Todte zu beerdigen.

3) Chebrath Naschim Gomloth Chesed (Frauen-Wohlthätigkeits-Verein).

4) Literatur-Verein, im Jahre 1849 gegründet, zählt 84 Mitglieder, von denen jedes jährlich 3 Dollars beiträgt.

5) Gesangverein. Präsident: Emil Labessini.

6) Chebrath Naschim Gomloth Chesed, zur Unterstützung der Wittwen und Waisen.

7) Chebrath Bene Berith.

Ferner besteht hier eine Elementarschule.

Die Zahl der Juden beläuft sich auf 400—500 Seelen. Jede oben erwähnte Gemeinde hat einen besonderen Begräbnißplatz.

Die Stadt zählt gegen 80,000 Einwohner, liegt am Hudsonflusse und ist recht lebhaft, theils durch Handel, theils als Hauptstadt des Staates Newyork. Es ist hier eine schöne Bibliothek und eine Agriculturanstalt.

Boston in Massachusetts.

Am 6. Februar, 4 Uhr Nachmittags verließ ich Albany und erreichte Nachts um 2 Uhr die Stadt Boston. Die Entfernung beträgt 200 Meilen.

Diese als Heerd und Ausgangspunkt der großen amerikanischen Revolution so berühmte Stadt ist schon so bekannt, daß ich nicht nöthig habe, sie genauer zu beschreiben; berichten will ich nur, daß während meiner Anwesenheit daselbst eine Kälte von 24° Fahrenh. herrschte, was ungefähr auf ihr Klima schließen läßt.

Es befinden sich hier 4 jüdische Gemeinden. Sie heißen:

1) Oheb Schalom, im Jahre 1842 oder 5602 gegründet, hat deutschen Ritus.

2) Beth Israel, im Jahre 1849 oder 5610 gegründet. Chasan ist Mr. Jacob aus London. Die Gemeinde zählt 120 Mitglieder, die theils Engländer, theils Polen sind.

Die beiden übrigen Gemeinden sind erst vor Kurzem gegründet und bestehen aus Polen und Litthauern.

Bevor ich von den jüdischen Gemeinden Amerikas Abschied nehme, will ich noch bemerken, daß ich während eines fast dreijährigen Aufenthaltes in diesem Lande nur höchst selten in den Synagogen den Priestersegen, das s. g. Duchenen, vernommen habe. Die Reformgemeinden, die

ja überhaupt mit Allem, was an den Tempel und die Tempelzeit erinnern könnte, gebrochen haben, haben auch den Priestersegen, obgleich auf ein biblisches Gebot (4 B. M. C. 6, V. 22 ff.) basirt, aus ihren Synagogen verbannt; die Orthodoxen aber wollen, obgleich das religiöse Gesetz (Orach Chajim Cap. 128, Par. 39) einen jeden Ahroniten, der sich nicht des Mordes schuldig gemacht hat, zum Priestersegen zuläßt, doch denjenigen Cohanim, die den Sabbath und andere religiöse Gesetze verletzen, (und die meisten Cohanim gleich den übrigen Juden in Amerika übertreten die Vorschriften der Religion) dieses Ehrenrecht nicht zugestehn, auf das auch diese Cohanim selbst keinen Anspruch zu erheben wagen.

Am 10. Februar ging ich nach Cambridge, Boston's Vorstadt, um dem bekannten Professor Agasiz meine Aufwartung zu machen. Ich fand bei ihm die freundlichste Aufnahme, und sein Sohn zeigte mir sein Museum, in dem sich auch eine große zoologische Sammlung befindet.

Am 11. Februar, Nachmittags 4½ Uhr, verließ ich Boston und begab mich mit der Eisenbahn nach New-London und von da mit einem Dampfschiffe auf dem Hudsonflusse nach Newyork, woselbst ich am Morgen des 12. anlangte. Die Entfernung von Boston bis zu dieser Stadt, mit der meine Reise über den westlichen Continent beendigt ist, beträgt 200 Meilen.

Capitel 12.

Rückreise nach Europa.

In Newyork verweilte ich bis zum 12. März, welche Zeit ich dazu benutzte, um von meinen daselbst erworbenen Freunden Abschied zu nehmen. Ich reiste auch nach Philadelphia und verabschiedete mich dort bei einigen Freunden, besonders beim Dr. Einhorn. Den 10. und 11. sagte ich den Männern Lebewohl, die mir in Newyork am nächsten gestanden, so dem Dr. S. Adler, Dr. Raphal, Chasan Isaacs, den Herren Naphtali Rosenfeld und dessen Bruder Lazarus Rosenfeld, Michel-

bacher, Seligmann, Spiegelberg, den Banquiers Eugene S. Ballin, A. Kastor und Charles Sander und endlich meinem Freunde Abraham Kaufmann und dessen Familie, sowie auch dessen ehrenwerthem Schwager, dem Herrn Advocaten S. Kaufmann, dem ich hier nochmals meinen herzlichen Dank für die vielen mir erwiesenen Gefälligkeiten abstatte.

Ueberhaupt sind mir in Amerika so viele Zeichen der Gefälligkeit und des freundlichen Entgegenkommens zu Theil geworden, daß ich die Zeit meines Aufenthaltes daselbst stets zu den schönsten meines Lebens zählen werde. Besonders aber drängt es mich, folgenden Dampfschifffahrts-Gesellschaften meinen Dank abzustatten für die freie Passage in erster Kajüte, die sie mir bewilligt haben:

1) Der Pacific-Compagnie, welche mir unentgeltlich ein Billet zu einer Reise von Newyork nach Californien zukommen ließ, das sonst 225 Dollars kostet. Dieselbe Compagnie gab mir auch ein Freibillet von San Francisco nach den Vancouverinseln, das sonst Dollars kostet.

2) Der Navigation oder californischen Dampfschiffgesellschaft. Bei dieser Compagnie hatte ich auf allen meinen Reisen auf den Flüssen des inneren Californiens, sowie auch an den südlichen und nordwestlichen Küsten des stillen Oceans freie Passage.

3) Den Dampfschiff-Compagnieen in Oregon und Washington Territory, die mir mehrere Male freie Schifffahrt auf dem Columbia und Valamesfluße bewilligt haben.

Außerdem muß ich meinen herzlichen Dank dem Mr. Louis Mc. Lane in San Francisco abstatten, dem ich freie Post von Sacramento nach St. Joseph auf einer Strecke von 2000 Meilen verdanke, welche Reise sonst 200 Dollars kostet.

Auch einigen Eisenbahncompagnien sage ich meinen innigsten Dank für die Zuvorkommenheit, mit der sie mir von St. Joseph nach Newyork freie Passage gewährten. Und schließlich muß ich noch meinen herzlichen Dank den Agenten der Hamburg-Newyorker-Dampfschifffahrtsgesellschaft, den Herren Konhart, Richard und Boas aussprechen, die mir freie Fahrt in erster Kajüte von Newyork bis Hamburg verschafften, sowie auch dem Capitän, Herrn Trautmann, für seine freundliche, zuvorkommende Behandlung während dieser Reise.

Am 12. März Mittags 1 Uhr verließ unser Schiff den New-Yorker Hafen; um 4 Uhr befanden wir uns bereits auf hoher See. Es war recht schönes Wetter und die Sonne strahlte ganz in voller Pracht, als wir nur noch den atlantischen Ocean um uns sahen. Am Mittage des folgenden Tages, genau um die Zeit, wo wir New-York verlassen hatten, befanden wir uns 40° 26 M. nördlicher Breite und 69° 29 M. westlicher Länge und hatten 208 Meilen zurückgelegt. Am 14. hielten wir 40° 26 M. nördl. Br. und 64° 30 M. westl. L. und hatten 229 M. zurückgelegt. Wir hatten günstigen Wind und alle Segel wurden aufgespannt. Am 15. befanden wir uns 40° 26 M. nördl. Br. und 60° 8 M. westl. L. und hatten 200 M. zurückgelegt. Am 16. waren wir auf 40° nördl. Br. und 56° 17 M. westl. L. und hatten 180 M. zurückgelegt. In der Nacht vom 15. auf den 16. erhob sich ein mächtiger Sturm, der uns die Fahrt sehr erschwerte und der sich erst am Nachmittage des 16. etwas legte. Wir glaubten jetzt der Gefahr glücklich entgangen zu sein und saßen vergnügt bei Tisch, als plötzlich mit eiligem Schritte der erste Officier hereintrat und dem Capitain die Meldung machte, er sehe mächtige Eisberge herankommen. Natürlich jagte uns diese Nachricht keinen geringen Schreck ein und auch der Capitain vermochte Anfangs nicht, sich dem allgemeinen Gefühle der Furcht zu entziehen, aber bald erholte er sich wieder und äußerte, so lange er den Ocean befahre, habe er noch nie unter diesen Breitegraden Eis gesehen. In nördlicheren Gegenden dagegen wie bei Neufundland, seien ihm schon öfter mächtige Eisberge vorgekommen, die klar und durchsichtig wie Kristall im Sonnenschein geglänzt und ihm schon manche Gefahr bereitet hätten. Diese Eisberge seien alle sehr hoch gewesen und hätten wie Riesen aus dem Meere hervorgeragt, auf ihren Häuptern hätten Seevögel, die, seiner Meinung nach, auf einem gewöhnlichen Schiffe die Ueberfahrt nicht bezahlen konnten, ihre Wohnung aufgeschlagen. Dieser überdies etwas flaue Witz war nicht im Stande unsere üble Stimmung zu verscheuchen und so erhoben wir uns alle von der Tafel und gingen auf's Verdeck, um die immer näher herankommenden Eisberge zu sehen. Wir sahen auch nahe an uns kleinere Eisstücke, die sich wahrscheinlich von großen Bergen losgemacht hatten, vorüber schwimmen, ohne daß sie uns

indeß trotz ihrer großen Nähe Schaden zugefügt hätten. Der Wind, nach dem diese Eisstücke gingen, war nämlich etwas nördlicherer Richtung als der Cours unseres Schiffes.

Am 17. befanden wir uns 42 ° 18 M. nördl. Br., 53 ° 50 M. westl. L. und hatten 140 M. zurückgelegt. Der Grund unseres langsamen Vorwärtsschreitens war der sehr starke Gegenwind. Am 18. befanden wir uns unter 45 ° nördl. Br. und 48 ° 50 M. westl. L. und hatten 233 M. zurückgelegt. Der Wind war günstig gewesen. Am 19. befanden wir uns unter 46 ° 10 M. nördl. Br. und 13 ° westl. L. und hatten 260 M. zurückgelegt, weil wir uns unter dem Einflusse eines so günstigen Windes befanden, daß alle Segel aufgespannt werden konnten. Am 20. waren wir 47 ° 16 M. nördl. Br. und 37 ° 15 M. und hatten 256 M. zurückgelegt, wir hatten den Wind von der Seite, doch ging es sehr rasch vorwärts. Am 21. hatten wir das neblige und trübe Wetter zu erdulden, das in den Gewässern Neufundlands so häufig ist. Wir schwebten häufig in Gefahr, so daß wir genöthigt waren, wie es auch gewöhnlich bei den diesen Strich fahrenden Schiffen der Fall ist, Signale zu geben. Am 22. waren wir 49 ° 43 M. nördl. Br. und 27 ° 14 M. westl. L. und hatten 125 M. zurückgelegt. An diesem Tage erhob sich ein furchtbarer Sturm und die Wogen des Meeres hoben unser Schiff thurmhoch empor, um es dann plötzlich wieder in unendliche Tiefe stürzen zu lassen. Das vom brausenden Sturm gepeitschte Meer bot einen schauerlich schönen Anblick dar. Am 24. hielten wir unter 49 ° 41 M. nördl. Br. und 19 ° 23 M. westl. L. und hatten 200 M. zurückgelegt, der Sturm hatte sich unterdeß auch gelegt. Am 25. befanden wir uns 49 ° 43 M. nördl. Br. und 14 ° 5 M. westl. L. und hatten 205 M. zurückgelegt, und am 26. nach Zurücklegung von 250 M. unter 49 ° 22 M. nördl. Br. und 8 ° 13 M. westl. L. An diesem Tage 8 Uhr Morgens, sahen wir durch das Fernrohr ein Schiff, welches das Nothsignal gab. Der Capitain war gleich zur Hülfe bereit, und lenkte unser Schiff auf das in Gefahr schwebende zu. Wir kamen jetzt unter 40 ° 49 M. nördl. Br. und 13 ° 30 M. westl. L. Unser Capitain zog die Flaggen auf. Nach etwa einer halben Stunde kam denn auch ein kleines Boot, mit einigen Matrosen bemannt, auf uns zu, die uns mittheilten, daß ihr Schiff von Jamaika nach Liverpool gehe, sie indeß unterwegs das Unglück gehabt hätten, daß ihnen die Dampf-

maschine zerbrochen sei, wodurch sie gezwungen wären, sich mit Segeln zu behelfen. Darauf übergaben sie dem Capitain einen Brief an die Compagnie zu England, den er in Southhampton der Post übergeben sollte, damit jene Gesellschaft nicht glaube, ihr Schiff sei untergegangen. Nachdem wir uns von dem englischen Schiffe verabschiedet hatten, setzten wir unsere Reise fort und gelangten in der Nacht in den Canal. Am Nachmittage des 27. passirten wir die Felsengruppe Nadeln genannt, und wie groß war unsere Freude, als wir nach 17 langen Tagen zum ersten Male wieder Land sahen. Alles strömte auf das Verdeck um Europa zu begrüßen, das sich uns in der schön bebauten englischen Küste darstellte. Wir waren alle von dem Anblicke des Landes so erfreut, daß wir die Mühseligkeiten und Strapazen dieser Reise gänzlich vergaßen.

Nachmittags 5 Uhr hielten wir bei Kautz, nahe bei Southhampton, an. Es kam ein kleines Dampfschiff zu uns heran, das die Post, sowie auch noch einige Passagiere, die nach Deutschland wollten, beförderte. Gegen Abend setzten wir unsere Reise fort. Die ganze Nacht war es höchst neblig an der englischen Küste, so daß der Capitain gezwungen ward, Signale zu geben, und sich der französischen Küste, an der es etwas heller war, nahe zu halten.

Am 28. Morgens kamen wir in die Nordsee und fast den ganzen Tag war der Nebel, wie man zu sagen pflegt, mit Händen zu greifen, so daß wir gezwungen waren Signale zu geben, um das Zusammenstoßen mit einem fremden Schiffe zu vermeiden. Auch in der Nacht dauerte dieser Nebel fort, so daß wir die Leuchtthürme nicht bemerkten. In große Besorgniß geriethen wir eines kleinen Segelschiffes halber, an dem wir auf wenige Fuß Entfernung vorbeistreiften. Die Gefahr ging aber glücklich vorüber. Am Morgen des 29. kamen wir in die Elbe. Nachmittags kamen wir nahe an Stade vorbei, woselbst wir Anker werfen mußten, weil gerade die Fluth eintrat. Wir mußten uns hier bis zum Morgen des 30. aufhalten, an welchem ein kleines Schiff von Hamburg anlangte und alle Passagiere nebst ihrer Bagage aufnahm, um sie nach Hamburg zu führen. Am Nachmittage dieses Tages befand ich mich schon in Zing's Hotel. Ich sandte sogleich eine telegraphische Depesche an meinen Sohn Meier Chajim nach Hannover, um denselben von meiner

glücklichen Ankunft zu benachrichtigen. Schon um 11 Uhr Abends lag er in meinen Armen. Wie groß unsere Freude war, mag der ermessen, der nach dreijähriger, gefahrvoller Trennung mit seinem Sohne wieder vereinigt worden.

Am 2. April begab ich mich nach Hannover und beschäftigte mich hier mit der Ausarbeitung des gegenwärtigen Werkes.

Ein wunderbares Geschick wollte, daß bei jeder Rückkehr von meinen großen Reisen ich die Nachricht von dem Tode eines geliebten Wesens empfangen sollte. Als ich von meiner ersten Reise in den Orient wieder in Konstantinopel anlangte, erhielt ich die betrübende Nachricht, daß mein Vater Joseph gestorben sei, bei meiner Rückkehr von Amerika wurde mir am 18. Mai geschrieben, daß meine Mutter Fega zum besseren Leben entschlummert. Beide hatte ich seit meiner ersten Reise, die ich vor 17 Jahren antrat, nicht wieder gesehen. Der Segen, den sie mir bei meinem ersten Scheiden gaben, war das letzte Wort, das ich aus ihrem Munde vernehmen sollte. Ich hatte aber bald darauf eine desto größere Freude, indem ich am 4. Juni Morgens von meiner Gattin Esther Malka und meiner Tochter Blume überrascht wurde, die ich auch seit mehren Jahren nicht gesehen. Nach einer Reihe von Jahren sehe ich mich plötzlich wieder mit meiner Familie, und zwar in einem ganz fremden Lande, vereinigt!

Und so schließe ich denn mein Werk, in dem die Resultate einer dreijährigen unausgesetzten und möglichst aufmerksamen Beobachtung niedergelegt sind. Wie bescheiden auch immer die Gabe sein mag, die ich der Wissenschaft zu bieten vermocht — ich wage doch, mich der Hoffnung hinzugeben, daß mein Bemühen nicht ganz fruchtlos gewesen ist und daß es mir doch gelungen ist, manche neue Seite des transatlantischen Continents und seines vielgestaltigen Lebens aufzudecken. — Ich beabsichtige nach Herausgabe der Fortsetzung dieses Werkes, die der Beschreibung des inneren Californiens gewidmet ist, meinen Pilgerstab wiederum nach dem Orient, der Wiege des Menschengeschlechts, zu richten und Arabien, Afghanistan, China und Malabar zu durchwandern. Glücklich würde ich sein, wenn auch auf diesen Zügen mich die Theilnahme der geehrten Leser geleitete und wenn es mir vergönnt wäre, das Resultat auch dieser Reisen ihnen vorzulegen.